



WILL BERTHOLD
LEBENSBORN E.V.

Tatsachen-Roman

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Der sensationelle, viel diskutierte Tatsachen-Roman über Hitlers »Arische Zuchstätten«.

Die Geschichte des Lebensborns, »jenes Vereins«, mit dem der Nationalsozialismus die nordische Rasse »aufforsten« wollte, ist kaum faßbare Wahrheit. In diesem Roman, den Will Berthold nach authentischem Material schrieb, wird eines der makabersten Verbrechen enthüllt, das je ein Staat inszenierte. Das Tiefste, das Männer und Frauen verbinden kann, wurde auf amtlichen Befehl mißbraucht. Die Leidtragenden waren die Frauen, die Mütter wurden; denn ihre Kinder, kaum geboren, wurden ihnen vom Staat genommen. Und die Leidtragenden waren die Kinder, die ihren Vater und ihre Mutter nicht kannten.

**Scan: Kaahaari
K&L: Yfffi
November 2002**

Vom gleichen Autor erschienen außerdem als Heyne-Taschenbücher
Getreu bis in den Tod • Band 165
Kriegsgericht • Band 5283
Division Brandenburg • Band 5346

HEYNE-BUCH Nr. 5171 im Wilhelm Heyne Verlag, München
4. Auflage
Copyright © 1975 by Wilhelm Heyne Verlag, München
Printed in Germany 1978
Umschlagfoto: Manfred Schmatz, München
Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs, München
Gesamtherstellung: Ebner, Ulm
ISBN3-453-00521-X

»Ich ließ zunächst mehr inoffiziell durchblicken, daß jede unverheiratete Frau, die sich allein auf der Welt befindet, aber gern ein Kind will, sich vertrauensvoll an den Lebensborn wenden soll. Die Reichsführung SS wird das Kind adoptieren und für seine Erziehung sorgen. Ich war mir klar, daß dies einen revolutionären Schritt bedeutete ... Aber Sie können sich vorstellen, daß wir nur wertvolle und rassisch einwandfreie Männer als Begattungshelfer verwenden ... Man wird sehen, was wir erst aus der Sache machen, wenn der Krieg vorbei ist. Da wird es für jede deutsche Frau Ehrensache werden, wenn sie mit dreißig immer noch kinderlos ist, ihr Kind auf diese Weise zu bekommen. Dann wird sich auch niemand mehr dagegen sträuben, wenn wir die Sache nicht mehr auf freiwilliger Basis machen, sondern gesetzlich erzwingen ...«

Heinrich Himmler, Reichsführer der SS, am 9. Mai 1943 zu seinem Leibarzt und späteren Biographen Kersten. (Aus dem Kapitel »Die neue Bigamie« der Kersten-Memoiren.)

Dieser Roman um mißbrauchte Mütter und verlorene Kinder stützt sich auf genaue Dokumentation durch Akten des Militärtribunals in Nürnberg, durch Aussagen von Lebensborn-Mitgliedern und von Müttern, die mit dem Lebensborn in Berührung gekommen sind, und durch eidesstattliche Erklärungen von Zeugen, die aus persönlichem Augenschein die Rassepolitik des Dritten Reiches kannten.

1. KAPITEL

Der Mai füllte die Luft mit Frühling. Am Nachmittag hatte es geregnet. Jetzt hingen die Dampfnebel der warmen, schwelenden Nacht in den Zweigen der Bäume wie weiße Tücher, die sich verfangen hatten. Von den Blättern fielen träge Tropfen. Um die steinernen Kandelaber der schmiedeeisernen Leuchten tanzten die ersten Mücken durch die feuchte Luft.

Nur Schritte auf dein knirschenden Kies unterbrachen die Stille des Abends. In der Ferne schlug eine Turmuhr an. Doris lehnte sich leicht gegen den Mann. Sie fühlte den Druck seiner Hand auf ihrem Arm. Sie wußte, daß sie seine Hand nach der Trennung noch lange spüren würde: fester als weich und drängender als kühl ...

»Klaus«, sagte sie leise, fast bittend.

Der Mond drehte seine Scheibe aus den Wolken. Das Licht strich über den jungen Fliegeroffizier. Er war hochgewachsen, aber schmal, sehnig, aber nicht kräftig. Seine lederne Gesichtsfarbe paßte nicht zu seinem hellen Blondhaar, so wenig wie sein Alter zu seinem Mund. Klaus Steinbach war 24 Jahre alt, und die Kerben links und rechts der Lippen stammten aus mindestens doppelt so vielen Luftkämpfen.

»Klaus«, setzte Doris zum zweitenmal an, »... dieser Urlaub ... war er schön?«

Er blieb stehen. Das Lachen löschte die Falten in seinem Gesicht. Jetzt war er wieder der unbekümmerte Junge, dem die Mädchen in die Augen sahen, während sie an seinen Mund dachten. Der junge Oberleutnant sah besser als gut aus. Aber er wußte es nicht. Er war ein Idealtyp seiner Zeit. Er konnte nichts dafür. Er glaubte an dieses Leben des Jahres 1941, und er lebte in diesem Glauben ...

»Warum willst du es hören?«
»Weil ich es wissen möchte.«
»Und warum willst du es wissen?«
»Weil ich es glauben möchte ...«
»Ja«, erwiderte er, »es war schön ... es ist sehr schön.«
»Und morgen mußt du wieder zurück ...«, sagte Doris.
»Ich kann nichts daran ändern«, antwortete er härter, als er wollte.

»Du kommst wieder ...«, entgegnete das Mädchen mit banger Sicherheit.

»Zu dir«, erwiderte er.

»Zu uns«, sagte sie. Doris hatte lange, schmale Hände. Manchmal dachte Klaus, daß sie das Schönste an ihr seien. Aber sie hatte auch lange, schlanke Beine. Und am Ende solcher Betrachtungen fand er immer alles gleich schön an ihr: die fast unnatürlich großen Blauaugen, die sich verdunkeln konnten wie der Himmel. Die unnatürlich kleinen Ohren, die in ihren Wuschelhaaren steckten wie Ornamente. Der Mund, der gleichzeitig lächelte und grübelte. Nur vor ihrer Stirn empfand Klaus Scheu. Sie war hoch und streng. Es war die Stirne eines Mädchens und einer Frau zugleich. In seinen Gedanken wenigstens oder bestimmt in seinen Träumen.

»Was denkst du?« fragte Doris.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, strich ihm mit flüchtiger Hand das Haar zurecht.

Er straffte sich, wie immer, wenn sie ihn berührte. Aus wilder Erwartung, wie aus verhaltener Scheu. Aber Doris merkte es nicht. Klaus sah in ihre Augen. Sie verschwammen vor ihm mit dem Dunkelblau, das die Nacht trug. Das unwirkliche Licht des Mondes versilberte den goldenen Flaum auf ihrer Stirne unter dem Haaransatz. Er mußte an sich halten, um sie nicht in seine Arme zu reißen.

»Was hast du?« fragte sie weich.

»Nichts«, versetzte er gepreßt.

Sechzehn Tage, dachte der junge Offizier, und kein Tag, kaum eine Stunde ohne Doris. Sie hatten zusammen Tennis gespielt. Sie waren an den Fluß gefahren. Sie saßen im Kino nebeneinander. Und sie besuchten sich gegenseitig bei den Eltern. Sie gingen über ihre Gefühle wie über Brücken, die zum gleichen Ufer führten.

Und doch blieb ein Rest. Er spürte diesen Rest, wenn er Doris küßte. Er küßte sie nie anders, wie er es das erstemal als Primaner getan hatte. Es war stets, als ob die wilde Welle, die über ihm zusammenschlug, an einer gläsernen Wand aufliefe. Aber Oberleutnant Steinbach war kein Primaner mehr. Verdammt, er wollte kein Porzellan zerschlagen. Aber er wollte diese Glaswand zertrümmern. Sooft er Doris an sich zog, fühlte er ihr sanftes Ausweichen.

Schon zu Beginn des Urlaubs. Aber heute war das Ende. Die Zeit ließ sich nicht stoppen. In diesem Moment hörte der junge Offizier im stillen Stadtpark das Dröhnen der Motoren, das Belfern der Bordkanonen, das Krachen der Bomben, das Heulen des Sturzflugs ...

Sie gingen weiter. Einen Moment war Klaus eifersüchtig auf die Dunkelheit, die sich um den schlanken Körper des Mädchens legte. Der Kies zerbrach unter seinen Stiefeln. Seine Hände wurden heiß. Er suchte nach Worten und fand sie nicht.

»Ist etwas ... mit uns?« fragte Doris.

»Nein«, antwortete er rauh.

Sie hakte sich bei ihm ein. Die Schwüle der Nacht hatte für sie keinen Doppelsinn. Plötzlich lachte sie leise.

»Weiβt du noch?«, fragte sie, während sie mit dem Arm auf den kleinen Platz neben dem Parkweg deutete. Das Brett einer Kinderwippe lag im Mondlicht. Sie hatten den Spielplatz des

Parks erreicht, »... wie mir der Junge die Sandformen wegnehmen wollte ... und du ihn dafür verprügelt hast?«

»Ja ... ich glaube ...«, entgegnete der Oberleutnant zerstreut. Dann brummelte er: »Wir können doch nicht immer im Sandkasten spielen ...«

»Eigentlich schade«, versetzte Doris lachend. Dann erst bemerkte sie seinen Trotz. Seine Augen wandten sich vom Spielplatz ab. Er starre verbissen geradeaus. Das Mädchen betrachtete ihn von der Seite. Klaus, dachte sie: mit sechs sah er nur mein Spielzeug, mit acht meine Zöpfe, mit zwölf meinen Nacken, mit vierzehn sah er an mir vorbei, mit sechzehn sah er mir nach, und dann begegneten sich unsere Augen allmählich, und dann immer häufiger, um einander nicht wieder loszulassen.

Sie hatten das Ende des Parks erreicht. Der Weg gabelte sich.

Sie gingen nach links, nach Hause. Doris enttäuscht, daß ihre Parkpromenade so rasch endete, Klaus mit seltsam drängenden, ziehenden Schritten.

»Du«, sagte er heiser, »kommst du ... ich meine ... trinken wir bei uns noch ... etwas?«

Die Befangenheit schnitt ihm den Faden ab. Er kam sich wie ertappt vor.

Doris erwiderte schlicht: »Gern, Klaus.«

Plötzlich begann der Ball in seiner Brust zu springen. Er redete ohne Pause. Er kürzte den Weg mit Belanglosigkeit ab. Er hatte Angst, die Freundin könnte es sich anders überlegen. Aber sie dachte nicht daran. Sie verstand so wenig von ihm wie er von ihr. Und darum betrachteten sie beide ihre Gefühle wie ein unbegreifliches Wunder ...

Im Hause brannte kein Licht mehr. Er ging voraus. Er dämpfte unwillkürlich seinen Schritt. Doris merkte es und

wunderte sich. Heimlichkeiten waren ihr peinlich. Sie gingen über den dicken Läufer, erreichten das Zimmer, das Klaus schon als Junge bewohnt hatte, ganz oben, im Dachgeschoß.

Doris besuchte ihn nicht zum erstenmal. Langsam zog er die Tür hinter sich zu. Der junge Offizier stand ein paar Sekunden als ob er Wurzeln schlagen wollte. Er starrte das Mädchen an, betrachtete ihre Lippen, die halb kindlich, halb geöffnet waren. Sein Blick strich über den gelben Flaum auf ihren nackten Armen, die sich plötzlich wie von selbst verschränkten. Er tastete sich weiter zu dem viereckigen Ausschnitt ihres leichten Sommerkleides. Doris betrachtete ihn immer noch verwundert. Er wichen ihren Augen aus.

»Setz dich doch«, sagte er mit belegter Stimme.

Gleichzeitig legte er den Arm um ihre Schultern und drückte sie auf die Couch. Er stieß mit dem Kopf an, aber er spürte es nicht. Er schmiegte sein Gesicht, seinen Mund an ihren Hals.

Doris schmollte leise. Ihre Hand umklammerte sein Armgelenk. Er rang wortlos um etwas, das sich nicht erzwingen ließ. Als er es merkte, lag er ganz still, beschämtd, betroffen, geschlagen.

»Ach, Klaus ...«, sagte Doris weich. Ihre Finger spielten mit seinen Ohren, seinen Haaren. Aber ihre Augen wanderten an ihm vorbei. Sie waren blau wie ein See im Sommer. Sie waren naß. Trotzdem nahmen sie in diesem Moment jede Einzelheit des Zimmers in sich auf. Dabei kannte Doris alles: den gemusterten Teppich. Den flachen Kacheltisch. Den bunten Aschenbecher, den sie ihm selbst geschenkt hatte. Den bequemen Klubsessel, der früher unten stand, aus dem sie als Kinder immer vertrieben wurden, weil sie mit den Schuhen nicht auf dem Leder herumsteigen sollten. Das Bücherbord, über dem, stilisiert und konserviert, das Hitlerbild hing. Daneben ein abgebrochener Luftschaubenflügel, als Souvenir der ersten Bruchlandung.

In Doris' Augen saßen Tränen. Sie fürchtete, daß sie sein Zimmer, das für sie ein Stück Heimat bedeutete, unter seinem ungestümen Drängen verloren hatte.

»Klaus ...«, sagte sie bittend, während er seinen Kopf an ihrer Schulter versteckte, »versteh mich doch ... wir wollen uns das doch aufheben ... später nach dem Krieg ... er ist ja bald zu Ende ...«

Der junge Offizier schwieg.

»Es wäre so«, fuhr Doris mit der Stimme eines Kindes fort, »wie es ... alle machen ... so billig ...«

Er richtete sich halb auf, stützte die Hand gegen die Schläfen.

»Morgen gehst du ... an die Front ... und am Abend davor ... müßt ihr mit euren Mädchen ...« Sie stöhnte leise und drehte den Kopf zur Seite. »Es ist so billig ...«, wiederholte sie, »es ist wie ein Programm. Und davor habe ich Angst ...«

»Ja«, entgegnete Klaus hart, »man kann es auch so nennen.« Und nach einer Weile sagte er: »Daß ich vielleicht nicht wiederkomme, daran hast du wohl nicht gedacht ... und daß ich ...«

Er brach erschrocken ab, weil ihm die Ungeheuerlichkeit noch rechtzeitig bewußt wurde. Er hatte sagen wollen: Und daß ich ein Recht darauf habe, bevor ich krepiere ... wenigstens einmal glücklich zu sein ...

Klaus machte sich von ihr los. Er stand schwerfällig auf. Mit fahriger Bewegung suchte er den Kognak. Er schenkte sich zuerst ein, kippte das randvolle Glas mit einem Zug hinunter.

Jetzt erhob sich auch Doris, strich ihr Kleid glatt. Er brachte sie die Treppe hinunter. Er stand vor ihr, zwischen Zorn und Verlegenheit.

Doris lehnte den Kopf an seine Brust. Er merkte, daß sie zitterte. Sie versuchte, ihn zu küssen. Aber ihre Lippen waren

kühl, und sein Mund blieb verschlossen.

»Komm wieder, Klaus ...«, sagte Doris.

Dann drehte sie sich rasch um und ging hinaus.

Er starrte ihr nach.

Noch ein paarmal schlägt der Propeller der Me 109 pfeifend durch die Luft. Dann reißt das leerlaufende Dröhnen der Maschine ab. Der Motor steht. Die Bordwarte stürzen wie schwarze Termiten über die Jagdmaschine, klettern auf die Flächen, reißen das Kabinendach auf, helfen ihrem Kommodore aus den Gurten. Unteroffiziere, Mannschaften, Offiziere des Jagdgeschwaders wetzen über den E-Hafen in Nordfrankreich, um dem Chef zu gratulieren. Bevor er landete, wackelte er dreimal mit den Tragflächen. Abschuß heißt das ...

Oberstleutnant Berendsen winkt ab, während er sich aus der Maschine schwingt.

»Gebt mir lieber 'ne Zigarre«, schnarrt er gut gelaunt.

Er betrachtet den blauen Rauch der Brasil, die man immer für ihn bereit hält ... falls er zurückkommt. Und dann blinzelt er in die Sonne, von der er eben auf eine Spitfire herabstieß.

»Alsdann«, sagt er und tippt lässig an die Mütze.

Seine Männer bilden eine Gasse. Er geht langsam über den Platz, im Knochensack. Er ist kleiner als seine jungen Leutnants. Sein Gesicht wirkt breit und bullig, mit einem Unterkiefer wie aus Nußbaumholz. Er ist ein Offizier nach dem Geschmack seiner Männer. Er sitzt lieber in der Kiste als am Schreibtisch, er trinkt lieber Schnaps als Wein, und er küßt lieber Schwarz als Blond. Sein Leben ist verdammt einfach: ein Draufgänger in der Luft, ein Haudegen im Suff. Sein bescheidenes Rezept lautet: fliegen, schießen, sterben und sterben lassen. Der Krieg ist ihm gleichgültig, aber Luftkämpfe interessieren ihn ...

Das Donnern der Geschwadermaschinen, die nach ihm

einfliegen, verebbt hinter ihm im Korridor der Horstkommandantur. Oberstleutnant Berendsen öffnet die Türe seines Zimmers mit einem Fußtritt gegen die Klinke, wie immer.

Der Adjutant, Hauptmann Albrecht, nimmt Haltung an.

»Nu, wie sieht's aus?« schmettert Berendsen.

Der Adjutant hat die Unterschriftenmappe schon griffbereit.

»Nein, nein ... lassen Sie mich doch mit dem Papierkrieg in Frieden ... Was ist mit der zweiten Staffel?«

Hauptmann Albrecht betrachtet die Schreibtischplatte, Im Rahmen der psychologischen Behandlung seines Kommodore hätte er das lieber an den Schluß seines Berichts gesetzt. Er beginnt, die Pille zu versüßen:

»Hauptmann Wernecke hat zwei schöne Abschüsse gemeldet ...«

»Na, großartig!«

Jetzt fährt der Adjutant trübsinnig fort:

»Aber Leutnant von Bernheim wurde leider abgeschossen.«

»So ...«

»Oberfeldwebel Rissmann bei Bruchlandung schwer verletzt ...«

»Auch das noch ...«

Der Chef tigert in seinem Büro auf und ab, wie immer, wenn sich bei diesen Hiobsbotschaften seine Vorstellung vom fröhlichen Jägerleben trübt. Der Krieg wird ihm erst noch das Fürchten beibringen. Jetzt im Jahre 1941 ist für ihn der Helden tod nur Ungeschicklichkeit.

»Ist das alles?« knurrt er.

»Vorläufig«, erwidert der Adjutant vorsichtig. »Die Meldung der dritten Staffel steht noch aus ...«

Oberstleutnant Berendsen deutet unvermittelt auf die

Unterschriftenmappe.

»Na, zeigen Sie schon her ...«

Der Hauptmann referiert die Eingänge: Nachschublisten, Bestandsaufnahmen, Geschwaderbefehle, Urlaubsverordnungen, Rapport-Meldungen ...

Der Kommodore kratzt sich im Stehen mit der Füllfeder, ohne hinzusehen. Die Gurte seiner Kombination baumeln herunter. Hauptmann Albrecht blättert um. Er hat die Papiere nach Wichtigkeit geordnet.

»Lauter Mist!« brummt Berendsen.

»Hier noch eine Anfrage der Wehrbetreuung ... ob wir ein Fronttheater wollen ...«

»Ach ...«, winkt der Oberstleutnant ab, »immer noch die alten Schicksen?«

»Nein, neue, Herr Oberstleutnant.«

»Dann brauchen Sie mich doch nicht zu fragen ...«

Der Kommodore bleibt vor seinem Schreibtisch stehen, holt eine Flasche Kognak aus dem Fach, füllt zwei Gläser.

»Noch etwas?« fragt er.

»Ja«, erwidert der Adjutant, »ein Rundschreiben von der SS ... die haben da eine Organisation ... werben Mitglieder ...«

Oberstleutnant Berendsen nimmt zerstreut das geheime Schreiben in die Hand.

»Bei uns?« fragt er etwas hilflos.

»Auch«, bestätigt Hauptmann Albrecht. »Lebensborn e. V jeder Deutsche kann beitreten ... kostet eine Mark im Monat ...«

Der Chef pafft an seiner Zigarre.

»Was ... Lebensborn? Klingt wie 'n Kindergarten ... Was ist denn das schon wieder für ein arischer Schmonzes?«

Der Adjutant nimmt ihm das Schreiben aus der Hand.

»Darf ich?« fragt er.

Dann liest er leiernd:

»... Ein Volk, das sein höchstes Gut, seine Kinder vernachlässigt, ist reif für den Untergang ...«

»Nicht so viel Theorie, Albrecht«, unterbricht ihn Berendsen ungeduldig, »was wollen die denn eigentlich?«

»Mitglieder«, antwortet der Adjutant lakonisch. »Das Rundschreiben ist von Himmller selbst unterzeichnet«, setzt er dann hastig hinzu, »... die Bewerber sollen groß und blond sein ... nur Männer mit einwandfreiem, nordischem Aussehen ... und überzeugte Nationalsozialisten ...«

Das Gesicht des Kommodore bleibt undurchsichtig.

»Na ja«, brummt er. »Aber wir können nicht dauernd Fehlanzeigen melden ... einer muß in den sauren Apfel beißen! ... Suchen Sie einen jüngeren Offizier aus, der sich freiwillig meldet ...«

Hauptmann Albrecht hat Falten auf der Stirn.

»Nordisch ... nordisch ... nordisch«, murmelt er.

»Wie wär's mit Steinbach?« fragt der Kommodore, »der sieht doch aus, als ob er aus Walhalla entlaufen wäre ... Nehmen Sie den ...«, sagt er abschließend.

Dann reicht er seinem Adjutanten den Kognak.

»Sagen Sie mal, Albrecht, Sie lieben wohl den Reichsführer SS nicht besonders?«

»Nach Ihnen, Herr Oberstleutnant«, erwidert der Adjutant vorsichtig.

»Gut ... trinken wir auf den Geschmack.«

Noch bevor das Glas geleert ist, fliegt die Tür auf. Ein Unteroffizier der Funkstelle meldet sich mit strammer Ehrenbezeigung. Berendsen betrachtet ihn irritiert.

»Was ist los?«

»Meldung von der ersten Staffel ... Oberleutnant Steinbach ... abgeschossen ...«

»Abgeschossen?« wiederholt der Kommodore mechanisch. Er schluckt, geht an das Fenster.

Hauptmann Albrecht fragt bitter:

»Soll ich nun für den Lebensborn ein anderes Mitglied namhaft machen?«

Oberstleutnant Berendsen dreht sich langsam um.

»Scheiße!« sagt er.

Dann verläßt er langsam den Raum.

›Lebensborn e. V.‹ verfügte über ein Dutzend Heime, über 700 Angestellte und ein paar hunderttausend Mitglieder. Die meisten von ihnen wußten nicht viel von den eigentlichen Zielen des eingetragenen Vereins. Sie waren nur fördernde Mitglieder. In seinem ersten Befehl sprach der Reichsführer SS davon, daß man kinderreiche Mütter unterstützen müßte. Das klang beinahe vernünftig und einleuchtend. In seiner zweiten Anordnung tönte Himmler bereits, daß man auch der unehelichen Mutter den vollen Schutz der Gesellschaft geben müßte. In seinem dritten Erlaß aber befahl Heinrich Himmler mit verhohlener Offenheit, das uneheliche Kind planmäßig zu zeugen. Wie man Autos produziert. Wie man Geflügel auf der Hühnerfarm züchtet.

Die Wände der Zentrale glichen zur Hälfte einer Kinderklinik und zur anderen einer Bildersammlung. Sie hingen im Rahmen an der Wand, waren gleich groß und gleich kitschig: der Rassechef persönlich, fahl und nicht eben nordisch. Der entlaufene Architekt Rosenberg. Der Propagandaminister Goebbels. Der Arbeitsführer Ley. Sie alle blickten mit gläsernen Augen aus hölzernen Rahmen auf ein Werk, wie es die Geschichte nicht noch einmal kennt. Auf eine

Erfindung ohne Beispiel. Auf einen Frevel ohne Grenzen.

Und auf der anderen Seite hingen unschuldige Kinderköpfe in einer Reihe.

Der Nationalsozialismus hatte Gott abgeschafft, die Stukas und den Kunsthonig erfunden. Das braune Reich hatte den Heldentod in Mode gebracht. Und jetzt machte sich das System daran, Kinder am Fließband herzustellen. Mit einer am Papier errechneten Kopfform. Mit einer vorher bestimmten Augenfarbe. Mit einer Mindestkörpergröße. Gezeugt ohne Liebe. Erzogen ohne Gott. Heranwachsend ohne Mutter. Kinder, die statt beten boxen und statt lieben hassen lernen sollten. Kinder des Führers ...

Auch SS-Sturmbannführer Westroff-Meyer sah nicht gerade aus wie das Endprodukt seines unheimlichen Werkes. Er leitete die Aktion römisch zwei, arabisch eins, Heim Z. Er war prall in den Hüften und massig im Genick. In seinem Gesicht kontrastierte das schlaffe Maul eines Karpfens mit den kleinen Augen eines Hechtes. Daneben trug er an den Wangen das Emblem des Corpsstudenten, Säbelschmisse, die aus der Zeit stammten, als der Führer noch nicht den Boxhandschuh entdeckt hatte.

Der Sturmbannführer diktirte erregt und konfus, wie immer mit erhobener, salbadernder Stimme, wenn er Ungeheuerlichkeiten schwarz auf weiß festlegte. Er hatte Jura studiert und Schiffbruch erlitten. Er war auf Medizin ausgewichen und im Physikum hängengeblieben. Seinem Vater wurde es zu dumm. Er entzog ihm den Monatswechsel. Und so verstärkte Heinz Westroff-Meyer das namenlose Heer der Abenteurer, die hinter dem Hakenkreuz herliefen.

Er aber wollte nicht namenlos bleiben.

»... Deshalb ...«, diktirte er seiner Sekretärin, »sind alle Maßnahmen besonders geheimzuhalten ... Es ist dafür zu sorgen, daß die künftigen Mütter schon vor der Geburt auf ihre

Kinder verzichten. Die Säuglinge sind rechtzeitig von den Müttern zu trennen ... Nur in Ausnahmefällen darf gestattet werden, daß die für die Aktion ausgewählten Mädchen unter eins-kommasiebzig groß sind. Auch verheiratete Frauen sind grundsätzlich zugelassen. So ihre Männer an der Front stehen, ist Sondergenehmigung einzuholen ... Es besteht Veranlassung, noch einmal auf die absolute Geheimhaltung hinzuweisen. Zu gegebener Zeit wird sich der Reichsführer SS zu diesem großen Werk für Großdeutschland bekennen ... Bis zu dieser Zeit aber ist alles zu unterlassen, was die kämpfende Bevölkerung beunruhigen könnte ... Die Volksaufklärung wird zur rechten Zeit einen Wandel der öffentlichen Meinung herbeiführen ...«

Der Sturmbannführer unterbrach seinen Fußmarsch.

»Haben Sie es?« fragte er seine Sekretärin.

»... einen Wandel der öffentlichen Meinung herbeiführen«, leierte das blasse Mädchen.

»Gut«, antwortete Westroff-Meyer, »Heil Hitler ... das Übliche ...«

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen, zündete sich eine Zigarette an.

»Ich fahre selbst zur Aktion II-1, Heim Z ... Große Sache, einmalige Sache!« setzte er hinzu. »Der Reichsführer ist ein Genie!«

Das Mädchen nickte mit willigem Nacken. Sie hieß Schmidt, und da sie kleiner als einskommasiebzig war, nannte man sie Schmidtchen. Sie hatte sich abgewöhnt, den Kopf zu schütteln. Sie glaubte an die Bewegung. Aber seitdem sie beim Lebensborn war, bewegte sich in ihrem armen Kopf zuviel ...

1939 entstand diese seltsame Organisation mit dem unauffälligen Status eines eingetragenen Vereins, dessen Führung Himmller persönlich übernommen hatte. Er rechnete sich aus, daß im Zweiten Weltkrieg Hunderttausende, wenn

nicht Millionen junger Männer fallen würden. Er zog sie von der Summe der gleichaltrigen Frauen ab, die zwangsläufig nicht mehr heiraten konnten. Die Bilanz war der Kinderverlust.

Das brachte ihn auf den Gedanken: die Toten des Zweiten Weltkriegs sollten zuerst noch ihre »biologische Pflicht« erfüllen. Es sollte, nach Himmler, zumindest kein Blondschopf mehr unter dem Birkenkreuz eingegraben werden, bevor der Gefallene nicht Vater geworden war. Die Zeugung der reinen nordischen Rasse freilich blieb das Endziel des Lebensborns, der jetzt eben aus dem Stadium der Planung heraustrat.

Das SS-Rasse- und Siedlungshauptamt wollte deshalb das Notwendige mit dem Nützlichen verbinden und schickte sich an, eine Art Rassensteuerung zu betreiben. Die Versuche, die der ahnungslose Pfarrer Gregor Mendel mit Pflanzen angestellt hatte, verpflanzten die Machthaber des Dritten Reiches einfach auf Menschen. Mit allen Mitteln. Vielleicht beleuchtet nichts deutlicher die Bewegung als der Lebensborn: der Sieg der Ignoranz über die Intelligenz. Die Auflösung des Anstandes in Wahnsinn.

Für die unsauberer Ziele erfand man als Afterwissenschaft die Rassenhygiene. Ein Herr Günther wurde zum Propheten der Dummheit und lieferte die Würze zu dem braunen Plan.

Selbst in der Hilfsschule konnte man lernen, daß sich das deutsche Volk aus einem Schmelzriegel von Völkern im Laufe der Jahrhunderte gebildet hatte. Mit diesem geschichtlichen Prozeß wollten nunmehr Männer à la Westroff-Meyer kurzen Prozeß machen. Sie schickten sich an, eine »neue Rasse« mit den gleichen Mitteln zu schaffen, wie man einem morschen Apfelbaum einen frischen Ast aufpflanzt ...

»So«, sagte der SS-Sturmbannführer, »fertig für heute.«

»Wo ist denn eigentlich das Heim Z?« fragte Schmidtschen.

»In Polen«, antwortete er, »vorläufig ... wir werden es bald nach Oberbayern verlegen ...«

»Und die Mädchen sind ... einfach so ... so bereit?«

»Wie meinen Sie das?« fragte Westroff-Meyer scharf.

»Na, ich denke ... ich meine ... die Kinder ...«

»Die Kinder?« fragte er mit gehobenen Augenbrauen.

»Was sind das ... für Mütter ... die ihre Kinder ...«

Der Sturmbannführer schwoll an. Seine fleischigen Ohrläppchen wurden rot.

»Schänden Sie nicht das Opfer dieser deutschesten aller Frauen!« brüllte er.

Er knallte die Tür zu, wuchtete über den Gang.

Wir haben noch eine harte Erziehungsarbeit vor uns, dachte er ...

2. KAPITEL

Er spürte den Ruck nicht mehr, mit dem sich der Fallschirm geöffnet hatte. Aber nach ein paar Sekunden kam Oberleutnant Klaus Steinbach zu sich, pendelte nach links, nach rechts. Eine Fangleine hatte sich über die weiße Seide gezogen. Und der Fallschirm glitt mit erhöhter Geschwindigkeit als ›Brötchen‹ zur Erde; statt mit fünf Metern Fallgeschwindigkeit sauste er mit acht bis zehn nach unten.

Dem jungen Offizier war es gelungen, in 3 000 Meter Höhe, Sekunden vor der Explosion, aus der brennenden Me auszusteigen. Er sah nach unten, und die Welt schaukelte vor seinen Augen.

Ein Wäldchen. Der Wind trieb ihn nach rechts, auf die Bäume zu. Ein Hochspannungsmast. 200 Meter unter ihm. Ein paar Sekunden glitt er auf gleicher Höhe nach unten. So lange stellte er sich vor, wie er an den Drähten zu einem Klumpen zusammenschmoren würde. Er zappelte hilflos an den Leinen. Er bäumte sich dagegen.

Dann klatschte er in einen Strauch. Die Äste zerschnitten ihm das Gesicht. Sein Fuß schmerzte höllisch. Er versuchte sich zu bewegen. Nichts zu machen. Er konnte nicht mehr aufstehen. Das Gelenk war verstaucht oder gebrochen. Er konnte nur kriechen.

Nach ein paar hundert Metern gab er es auf, legte sich auf den Rücken, spürte die noch warme Septembersonne, umfaßte mit einem Blick den wolkenlos blauen Himmel der Normandie, döste ein, erwachte wieder am späten Nachmittag, hatte fürchterlichen Hunger, konnte sich noch immer nicht rühren.

Seitdem liegt er Stunde um Stunde. Der Knochensack klebt nicht mehr am Leib. Er friert. Kein Mensch zu sehen. Keine Spur von Orientierung. Der Bauer, der ihn hier findet, kann

sein Mörder sein. Oder sein Helfer. Es gibt gute und schlechte Menschen in Frankreich. Aber alle hassen sie die Boches. Nach der Meinung des jungen Oberleutnants grundlos ...

Der Fuß schmerzt noch mehr. Das Gelenk ist verstaucht, nicht gebrochen, denkt er, sonst müßte mir viel übler sein. Er sieht die Sterne am nachtklaren Himmel. Er sucht mechanisch den Großen Bären, den Kleinen Bären, den Polarstern. Vielleicht sieht auch Doris, die längst beim weiblichen RAD ist, jetzt nach oben, überlegt er, und denkt jetzt an mich, wie ich an sie ...

Auf einmal ist ihm noch kälter. Jetzt erst wird ihm bewußt, wie dicht er am Ende vorbeigegangen ist.

Am Morgen kommt ein Mistfuhrwerk. Der junge Oberleutnant ruft den Bauern an. Der Mann hält erschrocken, hilft dann dem Verletzten beim Aufsteigen. Geschafft, denkt Klaus. Mit vereinten Kräften kommt er über den Eingang der Mairie, findet ein Telefon, lacht schon wieder.

Nach einer Stunde endlich ist der Adjutant Hauptmann Albrecht in der Leitung.

»Mensch, Sie leben!« brüllt er, stellt die Ortschaft fest. »Bleiben Sie, wo Sie sind. Ich schicke Ihnen einen Wagen.«

So fein ist die Luftwaffe noch im Herbst des Jahres 1941.

150 Kilometer sind es zum E-Hafen. Und jeden von ihnen spürt Klaus in seinem Bein. Ein französischer Zivilarzt hat ihn untersucht und verbunden. Es ist eine handfeste Stauchung, weiter nichts. Der Oberleutnant rechnet sich aus, daß er in vierzehn Tagen schon wieder fliegen kann.

Die Kameraden haben seine Rückkehr ins Leben bereits gefeiert. Am nüchternsten wirkt noch der Kommodore, der am meisten getrunken hat. Er klopft Steinbach auf die Schulter.

»Freut mich«, sagt er, »freut mich ganz außergewöhnlich!«

Neben ihm steht der Adjutant.

»Helfen Sie mir doch ...«, wendet sich Berendsen an ihn, »da war doch etwas mit Steinbach ... oder?«

»Ja«, erwidert Hauptmann Albrecht, »Lebensborn ...«

Der Geschwaderchef setzt sich auf einen Stuhl neben Klaus.

»Hören Sie mal«, beginnt er, »wie groß sind Sie?«

»Einen Meter zweiundachtzig.«

»Prima ... HJ?«

»Ja.«

»Führer?«

»Gefolgschaftsführer, Herr Oberstleutnant.«

»Partei auch?«

»Selbstverständlich, Herr Oberstleutnant.«

»Noch 'ne Gliederung?«

»Ja ... NS-Fliegerbund.«

»Na, Mensch. Sie sind in allem drin ... da kommt's Ihnen doch auf einen Haufen mehr oder weniger nicht mehr an?«

»Wie meinen Herr Oberstleutnant?«

»Es wird ein überzeugter Nationalsozialist gesucht ... schön«, fährt der Kommodore grinsend fort. »Aber er muß auch noch groß und blond und was weiß ich sonst noch sein ... Wollen Sie, Steinbach?«

»Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.«

»Quatsch, nicht Befehl ... freiwillig müssen Sie sich melden!«

»Ich melde mich selbstverständlich freiwillig, Herr Oberstleutnant.«

»Das klingt prima ... und jetzt trinken Sie einen, und unterschreiben Sie den Wisch.«

Der junge Oberleutnant, der darauf brennt, sich für Führer, Volk und Vaterland zu bewähren, tut beides.

Er unterschreibt die Beitrittserklärung zum Lebensborn. Er ahnt nicht, daß er einen Blankoscheck für sein eigen Fleisch und Blut ausstellt ...

Die Mädchen schufteten im Trainingsanzug. Sie hatten am Vortag der Besichtigung die Baracken zu scheuern. Sie taten es mit viel Wasser und ebensoviel Hysterie. Die Größe der Zeit machte es erforderlich, daß sie marschierten, schrubbten und sangen. Im gleichen Schritt und Tritt ...

Am Abend tobte die Lehrgangsleiterin beim Appell, weil noch ein Müllkübel nicht geleert und ein Führerbild nicht abgestaubt war. Hundert Jungführerinnen des weiblichen Reichsarbeitsdienstes standen vor den Spinden der Führerschule und beeilten sich, in ihren Gesichtern Schuld auszudrücken. Denn sie verwechselten die Angst ihrer Chef in vor der Besichtigung mit eigenem Versagen.

Unter ihnen war die blonde Doris Korff. Sie kam vor vier Monaten zum RAD. Die ungelüfteten, engen Stuben der Baracke hatten sie den Blumenduft in der weitläufigen Villa ihrer Eltern längst vergessen lassen. Nicht ungern, denn Doris hatte das Leben der väterlichen Wohlhabenheit bereitwillig mit der Stunde der Bewährung vertauscht. Klaus stand an der Front, also hatte sie sich an eine andere Front zu begeben. Das war ihre einfache, gerade Überzeugung. Der Vater hatte vergeblich versucht, sie davon abzubringen. Aber die eigene Mutter bestärkte sie. Mit Stolz in den Augen hatte Frau Direktor Korff auf einem ihrer politischen Tees den Kränzchenfreundinnen mitgeteilt, daß ihre einzige Tochter Doris nun auch dem Vaterlande diene.

Mit Besenstiel, Unkrauthacke und Kartoffelmesser ...

Doris schwang den Besenstiel, als wäre er ein Tanzpartner. Sie trug das grobe, braune Tuch wie eine elegante Abendrobe. Sie jätete so verbissen Unkraut, als gelte es, Deutschlands

Feinde auszumerzen. Sie verdarb sich die Hände und verschnitt sich die Frisur. Sie verzichtete auf Parfüm und gewöhnte sich an den Mief. Sie wollte kein Mädchen sein, sondern eine Maid. Für Führer, Klaus und Vaterland ...

Nach zwei Monaten schon war ihr Eifer aufgefallen. Nach vier wurde er belohnt. Man ernannte Doris außer der Reihe zur Jungführerin. Dann beorderte man sie auf die Führerschule. Sonderlehrgang. Und morgen sollte die Besichtigung sein. Keineswegs die erste, und noch lange nicht die letzte. Denn die Kommissionen waren an der Barackenordnung ...

Erst spät in der Nacht gab sich die Lehrgangsleiterin mit dem Zustand des Lagers für den großen Tag zufrieden.

»Na, nun bin ich aber mal gespannt, was für nette Onkels uns morgen bekijken werden«, sagte Erika, eine der beiden Stubenkameradinnen von Doris, und verschränkte dabei die Arme über dem karierten Kopfkissen.

Lotte, die andere, lag still und steif in ihrem Bett.

»Ich bin müde«, sagte Doris, »nun macht endlich das Licht aus.«

»Immer so 'n Theater«, brummelte Erika, »muß das ganze Lager kopfstehen, bloß weil da ein paar Heinis kommen. Und was wolln sie besichtigen? Nichts anderes als unsere Beine ... Ist doch jedesmal dasselbe.«

Lotte setzte sich steil in ihr Bett. Sie trug die Gretchenfrisur zur Nacht aufgesteckt, als hätten die alten Germanen die Haarnadeln erfunden.

»Ich verbitte mir das!« schrie sie ihre beiden Stubengenossinnen an, »daß ihr so ... so gemein über unsere Führer sprecht ...«

Die Besichtigung am anderen Tag verlief ungefähr so, wie es Erika vorausgesagt hatte. Ungefähr.

Dieses Mädchen bewies überhaupt einen Sinn fürs

Praktische. Erika war nicht aus Begeisterung zum RAD gegangen, sondern aus Mangel an Begeisterungsfähigkeit. Sie hielt die Uniform für angenehmer als die Rüstung, und für das, was sie ihre Freiheit nannte, nahm sie zeitweiligen Zwang gern in Kauf. Zur Führerinnenlaufbahn hatte sie sich gemeldet, weil die Luft oben gesünder war als unten. Ihren Spind stattete sie mit Männerfotos aus, und in ihrer Freizeit verschickte sie Grüße, daß es ihr gut ginge.

Erst im Gemeinschaftsraum merkten die Mädchen, daß diesmal die Besichtigung von einem SS-Führer geleitet wurde. Die Stühle und Mädchen standen still, als ihm die Lehrgangsleiterin meldete.

Der SS-Offizier dankte mehr als herzlich. Dann wandte er sich dem hakenkreuzverhängten Podium zu, neben dem ganzjährig die gleichen Grünpflanzen standen, wie sie gern in Metzgerauslagen ausgestellt werden.

»Schnieker Bursche«, sagte Erika und spitzte die fülligen Lippen.

»Kameradinnen«, rief der SS-Führer in den Saal.

Lotte hielt den Kopf fast andächtig schief. Auf ihrem Mausgesicht erschienen hellrote Kreisflecken, als hätte man ihr das Parteiaabzeichen als Abziehbild hinaufgedrückt.

»Ich freue mich, daß ich heute zu euch sprechen darf«, schmetterte der Schwarzuniformierte. Seine Haare, borstig kurzgeschnitten, sahen aus, als ob sie sich beim Anblick der 20 Stuhlrreihen voll braun uniformierten Charmes sträuben würden.

»Wir alle kämpfen für eine Idee, einen Gedanken, ein Werk: für den Endsieg! Ihr Mädchen, ihr jungen Frauen, ihr Führerinnen, die ihr daran teilhabt, die ihr eure ganz persönlichen Opfer dafür bringt, seid gewiß, daß es euch der Führer mit seiner Sorge in seinen einsamen Stunden täglich hundertmal vergilt ...«

Die geleckten, abgegriffenen Worte der Parteisprache quollen wie Nebel in den Raum. Die Mädchen überlegten nicht, wie ihnen Hitler die Tonnen abgeraspelter Kartoffelschalen je vergelten könnte, sondern sie bekamen bei dem Gedanken an des Führers blaue Augen sehnstüchtige Lippen. Nicht alle, aber der SS-Führer rechnete ohnedies nur mit einer Minderheit ...

»Ihr alle werdet sagen, wenn ich euch jetzt frage: Seid ihr Nationalsozialisten? Da werdet ihr sagen: ja ... Aber seid ehrlich! Seid ihr es wirklich? Mit heißem Herzen, ganzer Hingabe, mit jeder Faser eures Lebens, eures Daseins ...?«

Es rauschte durch die Stuhlreihen. Ein paar helle Mädchenstimmen riefen:

»Ja!«

Über ihnen lag Lottes Zustimmung wie ein Supersopran.

Der SS-Führer lächelte nicht. Er senkte den Kopf. Es sah aus, als ob er seine Ergriffenheit verbergen wollte.

»Wenn ich euch aber nun frage«, er schlug die Augen wieder auf, und sein Blick war wie verschleiert, »wer von euch will dem Führer ein wirkliches Opfer bringen? Ein echtes, großes, einmaliges Geburtstagsgeschenk ...? Wer würde es tun ...? Wer?« brüllte er mit gesteigerter Stimme in den Saal.

Hundert Arme fuhren fast gleichzeitig in die Höhe. Der Funktionär des Systems war ebenso geschickt wie verlogen, ebenso plump wie gerissen. Er winkte lächelnd ab. Mit modulierter Stimme erklärte er den Mädchen, um was es sich handelte, ohne ihnen etwas zu erläutern.

»Ihr sollt euch nicht leichtsinnig in etwas stürzen, zu dem ihr dann nicht stehen könnt«, sagte er. »Eure Bereitschaft ehrt euch ... aber ihr sollt wissen, daß es ein hohes Opfer ist, das ihr bringen dürft ... das höchste Opfer einer deutschen Frau ... Überlegt es euch!« hetzte er weiter, »ihr habt alle Freiheit, euch zu entscheiden ...«

Und wieder brannte der Wille zur Bewährung in den jungen Gesichtern. Dabei hatte keine der Maiden eine Ahnung, wovon der Sprecher redete. Er benutzte die vermeintliche Offenheit als Mantel der Lüge.

Es waren keine hundert Mädchenarme mehr, die sich in die Luft reckten. Ein paar fielen in sich zusammen wie zaghafte Flämmchen. Dann noch ein paar. Aber es waren nicht allzu viele, die im Angesicht der Kameradinnen den Mut aufbrachten, feige zu sein. Auf diesem Trick basierte die Rechnung. Der SS-Führer konnte, lächelnd mit den Fingern gegen das Pult trommelnd, das Endergebnis abwarten.

Doris streckte die Rechte noch immer aus. Jetzt zögerte sie eine Sekunde. Sie spürte ein Kribbeln in den Fingerspitzen. Aber die neben ihr sitzende Lotte verfolgte mit hämischen Augen alle, die ihre Meldung zurückzogen.

»Eine Schande«, zischte sie, »so eine Schande!« Lotte fand es unglaublich, daß ein deutsches Mädchen sich weigern konnte, dem Führer etwas zu schenken, was er forderte.

So fing sich Doris wieder. Es blieb bei ihrer Meldung. Was soll schon kommen, dachte sie ernst und schlüssig. Der Führer will nichts Unrechtes! Man wird uns auf Frontlazarette verteilen. Ich werde Klaus näher sein. Ich bin ihm diese Meldung schuldig, dachte sie ...

Der Werber zählte noch einmal die Hände. Dann stellte er die Geburtstagsliste zusammen. Die Mädchen mußten einzeln vortreten und sich eintragen. Die Falle schnappte zu ...

Lautlos zunächst. Es ging wie am Fließband. Während der Offizier seine Rede gehalten hatte, bauten seine bis dahin unsichtbaren Helfer in den drei angrenzenden Barackenräumen Schreibtische und Geräte auf.

Wenn die Arbeitsmaiden am Podium ihre Namen nannten, wurden sie in den Nebenraum geschleust. Doris sah auf dem Aktendeckel die Aufschrift »Lebensborn«. Es sagte ihr nichts.

Dann standen zwei Ärzte im weißen Kittel vor ihr. Unter den Mänteln starrten die Militärstiefel hervor, aus den Kragen die SS-Runen. Es kamen jeweils fünf Mädchen in den ersten Raum.

»Schöner Gabentisch«, sagte Erika leise zu Doris und deutete auf die ärztlichen Instrumente.

Die Ärzte hantierten wortlos. Vor den Augen der Mädchen tanzten Meßgeräte. Zirkel wurden an die Hinterköpfe gesetzt. Seltsame Holzleisten gegen die Stirn gepreßt. Die Männer in den weißen Kitteln murmelten Zahlen, die sie von ihren Geräten ablasen, warfen sie ihren Schreibern zu wie ein Kammerbulle den Rekruten zu kurz geratene Uniformstücke.

Doris versuchte, den Ärzten in die Augen zu sehen. Aber sie begegnete nur ausdruckslosen Blicken, die wohl ihren Kopf, aber nicht das Gesicht zur Kenntnis nahmen. Nur den Schädel. Er wurde betastet wie eine Ware. Minutenlang.

»Nordisch«, konstatierte einer der Ärzte befriedigt.

»Guter Kopf«, erwiderte der andere, »ideale Form.« Er sagte es nicht zu Doris, sondern zu seinem Kollegen, als spräche er nicht über ein Mädchen, sondern über einen Gaul beim Roßmarkt.

»Da hinaus«, sagte der Schreiber.

Doris und Erika betraten den nächsten Raum.

Die kesse Berlinerin flüsterte:

»Wußte gar nicht, daß bei der SS lauter Spezialisten für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten sind.«

»Schädelmessung haben wir in der Schule auch schon gehabt«, entgegnete Doris tapfer.

Jetzt waren Ärztinnen da. Die Mädchen mußten sich ausziehen. Die Untersuchung war gründlich und dauerte lange.

Schließlich standen sie alle wieder angekleidet auf dem Flur. Dann wurden mehr als die Hälfte abberufen. Sie waren geprüft

und für tauglich erklärt worden. Lotte keuchte:

»Gott sei Dank, sie haben mich doch genommen!«

Es blieben noch 14 Mädchen übrig, die die Kommission für würdig befunden hatte, im Namen der deutschen Frau dem Führer ein Opfer zu bringen. Sie sahen einander ratlos an. Sie konnten nicht ahnen, was ihnen bevorstehen sollte.

»Donnerwetter«, sagte Erika auf einmal. Ihr Blick ging schnell von einer Kameradin zur anderen. »Blondinen bevorzugt, wie?« stieß sie hervor. »Alle blond ... alle blaue Augen ... alle groß?«

Die Arbeitsmaiden starrten sich an. Sie erschraken auf Kommando wie junge Katzen, die sich erstmals im Spiegel begegnen.

»So ein Zufall.« Lotte lächelte hohl.

»Bei mir schon«, grinste Erika, »mein Alter hat 'ne Glatze, meine Mutter ist fuchsrot, und meine Brüder sind pechschwarz ... Glück muß der Mensch haben ... und blond muß er sein!« Die anderen Maiden schwiegen betreten.

Der SS-Führer erschien wieder.

»Sie können sich gratulieren«, trompetete er, »Sie sind angenommen ... wir bleiben in Verbindung.«

Die Kommission fuhr wieder ab. Die Mädchen gingen zurück auf ihre Stuben. Am ersten Tag nach der Untersuchung rätselten sie noch. Am zweiten gaben sie es auf. Am dritten hatten sie es vergessen. Am vierten schrubbten sie wieder Böden, putzten wieder Bohnen und hackten wieder Kartoffeln. Sie lernten, wie man RAD-Führerin wird, und was es heißt, junge Mädchen bei sinnloser Arbeit sinnvoll zu kommandieren.

Acht Tage später stürzte Erika zu Lotte und Doris atemlos in die Stube.

»Die haben uns reingelegt!« schrie sie außer Fassung. Sie sah die stets beleidigte Lotte und stieß sie an. »Weißt du, was

du unserem Führer schenken sollst, du Schneegans?« Ihre Stimme überschlug sich. »Ein Kind sollst du ihm schenken.«

Doris betrachtete die Stubenkameradin wie eine Verrückte.

»Ihr glaubt's wohl nicht?« zischte Erika. »Ich hab's selbst gelesen ... in der Schreibstube.«

Doris schüttelte den Kopf.

»Wir kommen alle in ein Heim«, rief Erika ... »Die Männer sind auch schon bestellt ... und dann«, ihre Stimme wurde wieder überlaut und häßlich. »Und dann, na ... gute Nacht! Viel Vergnügen ... Bruthennen seid ihr, weiter nichts.«

»Halt den Mund!« fuhr Lotte sie an.

»Das gibt es nicht«, erwiderte Doris leise. Sie hatte recht. Nur wußte sie noch nicht, daß man recht haben und trotzdem irren kann ...

Sie wischte die Gedanken aus ihrem Bewußtsein. Das war dummes Geschwätz der Miesmacher.

Am nächsten Tag erschien SS-Sturmbannführer Heinz Westroff-Meyer auf der RAD-Schule und versammelte die ausgewählten vierzehn Maiden, alle blond, alle blauäugig, alle über eins-siebzig groß, um sich.

Die Auserwählten saßen in einer Reihe wie verängstigte Hühner nach einem Gewitter. Sie teilten den Blick zwischen dem Barackenboden und dem Sturmbannführer Westroff-Meyer. Sie trugen grobe Röcke in der häßlichsten Farbe, die es gibt, und dazu weiße Blusen, aus denen sich wie hilflos die gebräunten Arme schälten. Die Zeit schrieb ihnen vor, Schuhe mit flachen Absätzen zu tragen und Lieder mit platten Texten zu singen. Vorne, am rechten Flügel: Lotte, gläubig, beinahe verzückt; daneben Doris, ängstlich, beinahe entsetzt; hinter ihr Erika, belustigt, beinahe verächtlich. Dann das Rudel der anderen elf Mädchen, alle blond, alle groß, alle blauäugig, alle jung, alle idealistisch, alle dazu ausersehen, zwischen die

Mühlsteine des Systems zu geraten.

»Kameradinnen«, begann der Sturmbannführer, »ich komme aus Berlin ... ich soll euch den persönlichen Dank des Führers für euer einmaliges Opfer übermitteln.«

Ihr Stolz kämpfte mit ihrer Unruhe. Sie horchten und hofften, freudebang, doch ahnungsschwer.

»Die Stunde der Bewährung ist gekommen. Ihr fahrt morgen in den Einsatz. Ich will versuchen, ihn euch zu erklären ...«

Seine dunkelbehaarte Hand, die an einem seltsam dünnen rosa Gelenk hing, bewegte sich unruhig am Lederkoppel.

»Die arische Rasse verblutet in einem Schicksalskampf gegen den bolschewistischen Untermenschen. Wir werden diesen Krieg gewinnen! Aber unter großen Opfern. Es gilt, das Volk und seine Rasse zu erhalten ...!«

Der Sturmbannführer brach ab. Sein Blick zielte nach den Augen der Mädchen, schnell und durchdringend. Die roten Schmisse in seinem Gesicht zuckten. Sein Karpfenmaul wurde zum Torpedorohr. Seine Lippen katapultierten die Maiden, die wie hypnotisiert auf ihren Schemeln saßen.

»Ihr werdet ab morgen an einem Sonderlehrgang teilnehmen. Ihr werdet auf Männer stoßen, die sich im Kampf bereits bewährt haben und deren rassische Substanz von uns ebenso geprüft wurde wie die eure. Ihr dürft stolz darauf sein, daß ihr zur Elite, zur höchsten Auswahl, die es geben kann, gehört ...«

Jetzt mußte Westroff-Meyer ins Detail gehen. Er mußte diesen 14 Mädchen das ungeheuerliche Programm mitteilen, das seine Organisation, der Lebensborn, »durchführen« wollte. In diesem Moment war er nicht mehr der dunkelhaarige, olivhäutige Cäsar mit dem hehren, hohlen Pathos, sondern er wirkte ganz schlicht wie eine in die Ecke getriebene Ratte.

Doris schaltete ab. Die rasseygienische Berieselungsanlage tropfte an ihr vorbei. In diesem Moment sah sie Klaus, den

Oberleutnant der Luftwaffe, vor sich. Er lächelte ihr zu, und die Kerben links und rechts seiner Lippen verschwanden. Er war wieder der unbekümmerte Junge, dem die Mädchen in die Augen sahen, während sie an seinen Mund dachten. Ihre Lippen formten lautlos seinen Namen. Sie lächelte. Er hatte recht gehabt. Sie mußten jetzt die Scheu abstreifen. Sie gehörten zusammen. Vor aller Welt. Für alle Zeit. Doris spürte seinen Arm auf ihren Schultern. Seine Augen brannten auf ihrem Gesicht. Sie streichelte seinen Namen, seine Haare, seine Schläfen. Sie sah ihn, wie er in die Maschine stieg, und über ihr Gesicht huschte die Angst. Und dann rollte die Me aus. Das Kabinendach wurde beiseite geschleudert, und ein schlaksiger Junge mit einem strahlenden Gesicht stieg aus. Doris wollte nach ihm greifen, wollte ihm etwas sagen ... im nächsten Urlaub, Klaus ... – da stand wieder der SS-Sturmbannführer Westroff-Meyer vor ihr.

»Es ist mein Wunsch, es ist der Wunsch des ganzen Volkes, daß diese edelsten Männer, die an dem Lehrgang teilnehmen, eure Partner werden ... ich will nicht verhehlen, daß sich der Lebensborn aus dieser Begegnung ein Kind erwartet ...«

Er hob sofort abwehrend die Hände.

»Am liebsten wäre es uns, wenn ihr euch zu einer Ehe mit diesen Männern entschließen könnet. Aber ...«, fuhr er gedehnt fort, »die Bewegung kann ihren Nachwuchs nicht mehr dem Zufall überlassen ... deshalb müssen wir im großen, im ganz großen Stil, künftig die Elternauswahl treffen ... auch da, wo eine Ehe unmöglich ist, die sonst den vollen Schutz des Nationalsozialismus genießt.«

Er entlastete seine strapazierten Stimmbänder, sprach jetzt weich und gefällig:

»Und ihr werdet sagen: und wo bleibt die Liebe? Jawohl«, gab er sich selbst die Antwort, »die Bewegung ist auch für die Liebe. Aber nur zwischen geeigneten Partnern ... Die

schmutzige, schwüle, sinnliche Erotik herkömmlicher Art ... – das muß einmal deutlich gesagt werden – ist eine jüdische Erfindung, die wir nicht weit genug von uns weisen können. Wir wollen Sauberkeit statt Schmutz! Wir fordern Verantwortung statt Kitsch ...! Wir erwarten keine Kinder des Zufalls, sondern Garanten des Reiches!«

Die 14 Arbeitsmaiden des Führerinnenlehrgangs erschraken in Linie zu einem Glied. Selbst Lotte zuckte zusammen, lächelte mit fahlen Lippen. Aber dann wurden ihre Augen groß, gläubig. Ihr Gesicht rötete sich, gab die Antwort: sie war bereit. Als erste.

Erika schüttelte ganz einfach den Kopf. Irene sah auf den Boden. Sie wollte aktive RAD-Führerin werden. Sie hatte zu tun, was man ihr befahl.

Vor Doris drehte sich alles. Niemals, dachte sie! Das kann kein Mensch von mir verlangen, nicht einmal der Führer, der vielleicht von dieser Sache gar nichts weiß.

Sie schwiegen. Sie schwitzten. Sie husteten. Sie wagten es nicht, einander anzusehen. Sie brauchten noch Zeit, um die ungeheuerliche Forderung zu verdauen.

»Ich muß noch einmal sagen«, fuhr der Sturmbannführer fort, »daß alles freiwillig ist. Ihr seid bei dem Lehrgang nicht genötigt, euch zu etwas zu entschließen, zu dem ihr hinterher nicht stehen könnt ...«

Er suchte wieder schnell und einschüchternd ihre Augen.

»Ihr seid als Vorkämpferinnen auserwählt. Seid stolz darauf, Vorposten für Großdeutschland zu sein! Ich weiß, die Zeit ist noch nicht reif, um euer Opfer ganz zu erfassen ... vielleicht sind eure Eltern noch zu sehr im Gestern verwurzelt, um eure einmalige Tat zu begreifen ... vielleicht habt ihr persönliche Gründe, sie nicht offenkundig werden zu lassen ... Wir haben deshalb Vorkehrungen getroffen, euch unter den vollen Schutz der Bewegung zu stellen ...«

Wieder senkte er die Stimme. Wieder kämpfte er einen Augenblick mit der Verlegenheit. Und wieder siegte die Routine über den Anstand.

»Es wird keine Eintragung eurer Kinder in das standesamtliche Register erfolgen ... ihr werdet sie in einem Heim des Lebensborns zur Welt bringen, der sie dann geschlossen zu guten Deutschen, zu Nationalsozialisten erzieht ... ihr dürft sie in den besten Händen wissen. Sie werden die Führergeneration von morgen stellen. Die Sorge um sie nimmt euch der Staat ab. Ihr werdet weder seelisch, noch wirtschaftlich durch sie belastet sein ... und ihr sollt euch auch nicht an euren Partner gebunden fühlen ... Wir erwarten noch viel mehr von euch: ihr sollt heiraten. Und ihr sollt dann mehrfache Mütter werden ... aber das erste Kind für Adolf Hitler!«

Er redete noch zehn Minuten, in einer seltsamen Mischung aus Aufruhr und Besänftigung, dem üblichen Rotwelsch der Partei. Er nützte die Verwirrung der Mädchen aus. Er peitschte sie mit Worten. Er streichelte sie mit Phrasen. Er ließ sie nicht zum Nachdenken kommen.

Und dann rief er sie einzeln in den Nebenraum, zur endgültigen Verpflichtung für den Lebensborn. Er wollte sich jede noch einmal einzeln vornehmen.

13 Arbeitsmaiden blieben zurück, sagten nichts, lösten sich dann allmählich in Gruppen auf, die halblaut miteinander sprachen. Am Fenster standen Doris, Lotte und Erika, die in einer Barackenstube wohnten.

»Was sagt ihr jetzt?« fragte Erika.

»Unmöglich!« erwiderte Doris mit steifen Lippen.

»Ein Kind ...«, begeisterte sich Lotte. Ihre Worte streichelten es bereits.

»Du dumme Gans kriegst sicher Zwillinge«, versetzte Erika hart.

Lotte überhörte es. Sie hatte ein neues Evangelium. Und sie war bereit, ihm blind zu folgen.

»Ein Glück, zu dieser Elite zu gehören.«

»Bestimmt«, versetzte Erika spöttisch, »je reinrassiger, desto dümmer ... das siehst du schon im Hundezwinger.«

Bevor sie etwas entgegnen konnte, wurde Lotte aufgerufen. Sie ging schnell, als ob sie sich verspäten könnte.

Die zurückgebliebenen Mädchen berieten ratlos. Gefühlsmäßig waren sie fast alle gegen diese entmenschte Zumutung. Aber die Bewegung, in der sie aufgewachsen waren, hatte sie gelehrt, daß der Schnee heiß und das Feuer kalt, die Nächte hell und die Tage dunkel sind. So schwankten sie oder sie waren zu feige, zurückzutreten oder sie waren schlüssig, nein zu sagen ... wenigstens, bis sie der Sturmbannführer noch einmal einzeln ins teuflische Gebet nahm.

Selbst Erika entschloß sich, zur Überraschung aller, den Vertrag zu unterschreiben, ganz einfach aus Neugier, wie die Sache weiterginge, in der Gewißheit, daß sie damit fertig würde.

Doris war als Vorletzte an der Reihe.

»Ich trete zurück«, erklärte sie.

»Warum?« fragte Westroff-Meyer.

»Persönliche Gründe«, erwiderte sie, »ich bin verlobt.«

Er nickte.

»Sie wissen, daß der Einsatz freiwillig ist?«

»Deswegen will ich ja nicht daran teilnehmen ...«

»In erster Linie handelt es sich um einen Lehrgang«, fuhr der Sturmbannführer fort, »um eine Schulung ... das andere ... das ist nur ein Zweck am Rande ... Kameradin«, sagte er mit plötzlichem Du, »ich glaube, eine Schulung kann gerade dir nicht schaden!«

Doris hob hilflos die Schultern. Westroff-Meyer machte ein paar schnelle Schritte und blieb neben ihr stehen.

»Bist du eine Nationalsozialistin?«

»Ja ... das schon«, entgegnete sie zögernd.

»Hast du Vertrauen zum Führer?«

»Ja«, beteuerte sie schwächlich.

»Na also«, sagte er abschließend.

Er reichte ihr ein Formular, deutete mit dem Finger auf Punkt drei, der den freien Willen herausstellte. Er drückte ihr einen Federhalter in die Hand. Er bearbeitete sie noch fünf Minuten.

Die unnatürlich großen Blauaugen des schönen Mädchens verdunkelten sich wie der Himmel. Der Mund lächelte nicht, sondern grübelte. Die Stirne war hoch und streng, die Stirne eines Mädchens, das eine saubere Frau werden wollte.

Der Sturmbannführer zog alle Register. Er lockte und drohte, fluchte, polterte und streichelte. Zuletzt gab er Doris drei Minuten Bedenkzeit.

Inzwischen ließ er die letzte RAD-Unterführerin Herta rufen. Sie unterschrieb sofort.

»Willst du dich als einzige ausschließen?« fragte Westroff-Meyer dann Doris.

Seine Worte legten sich wie Nebel um sie.

Ihre Hand zitterte, als sie die Unterschrift leistete, mit dem brennenden Vorsatz, nichts zu tun, was ihre Liebe zu dem Fliegeroberleutnant Klaus Steinbach gefährden könnte. Sie schrieb ihren Namen in steilen, spitzen Buchstaben, ohne das Formular genau durchzulesen.

Bald sollte eine Zeit kommen, zu der sie die verschlüsselten Bedingungen auswendig wußte. Die Klauseln sollten zu Fallstricken ihres Lebens werden, zu festen Fesseln.

3. KAPITEL

Das riesige Haus, in dem sich die turbulenten Ereignisse der nächsten Wochen abspielen, liegt im Warthegau. Der Lebensborn e. V. hat dem Bau eine Zentralheizung aufgezwängt, wie er dem deutschen Volke das blonde Element aufpfropfen will.

Bis zur nächsten Kleinstadt sind es acht Kilometer. Ursprünglich war das Heim ein Nervensanatorium. Es ist umgeben von gemähten Feldern. Aus den Bäumen hinter dem Garten rieselt das dürre Laub. Es ist warm. Die sinkende Sonne vergoldet die Dahlienköpfe, die in dicken Rabatten die Kieswege umsäumen. Die hohen Glastüren zur Terrasse sind geöffnet. Die schwebenden Fäden des Altweibersommers tanzen zu flirrendem Mädchenlachen, zu Gesprächsfetzen, zu kehligen Männerstimmen, zu dem Klirren von Porzellan, zu dem Klappern der Bestecke.

Der Speisesaal ist im Erdgeschoß untergebracht. Sturmbannführer Westroff-Meyer sitzt mitten unter seinen Gästen, die Arme lässig auf die Tafel gestützt, so, als ob er sich selbst nur gewaltsam daran hindern könnte, die Hände in Zufriedenheit zu reiben. Sein Gesicht drückt stereotypes Wohlwollen aus. Sein Mund bewegt sich in munter-harmlosem Gespräch. Über seine Schultern werfen die ölgemalten Augen des Führers einen heroischen Blick auf die gewaltige Kaffeetafel. In dieser Umgebung wirkt Hitler, als ob er Hunger hätte

...

Der Heimleiter hat die erste Begegnung seiner Lebensborn-Kandidaten organisiert. Um die Peinlichkeit zu vermeiden, arrangierte er diese Kaffeestunde für etwa 50 Teilnehmer in Blond. Kuchenschlacht heißt der Brauch, den der Nationalsozialismus zu seiner Gesellschaftsform erhob. Vom

Pimpfen bis zum Amtswalter, von der NSV bis zur Arbeitsfront ist sie das gängige Mittel, um Kameradschaft und NS-Kultur, Lebensfreude und Freßsucht, Sportgeist und Gemütlichkeit zu pflegen. In diesem Falle soll aus Bergen von Streuselkuchen sogar die staatlich geförderte Liebe sprießen.

Bunte Reihe am hufeisenförmigen Tisch. Die Mädchen zum Teil in Zivil. Die Männer ausnahmslos in Uniform. Das Gros stellt die SS. Und der Lebensborn hat tatsächlich auch hier eine strenge Auswahl getroffen ... so fehlen eigentlich die Schlägertypen der Totenkopfverbände. An ihre Stelle kommandierte man die Soldaten von der Front als Teilnehmer dieser seltsamen Tagung. Fast sieht es so aus, als ob das EK I das niedrigste Eintrittsgeld sei.

Die Dienstgrade reichen vom Uscha bis zum Hauptsturmführer. Die Schulterstücke rangieren hinter der Schädelform. In einer Ecke sitzen zwei Heeresoffiziere. Drei Stühle sind noch frei, reserviert für geladene Gäste der Luftwaffe. Die schnellste Waffengattung der Wehrmacht hat sich, wie üblich, verspätet.

Doris sitzt in der Mitte. Zuerst wagt sie es kaum, sich umzusehen. Ihre Hände sind feucht und zittern. Der Kaffee schmeckt bitter, der Kuchen nach Sacharin. Ihre weiße RAD-Ausgehbluse trägt sie wie ein Opferhemd.

»Wir beginnen mit dem offiziellen Teil erst, wenn wir vollzählig sind«, sagt Westroff-Meyer. Er sitzt vierschrötig in einem Armstuhl, schon optisch ein allmächtiger Kuchenpräsident.

Der Mann, der rechts von Doris sitzt, trägt die Uniform eines Hauptsturmführers. Sein Selbstbewußtsein ist ein Meter 88 groß. Auf der linken Seite seines Waffenrockes hat er fast alles, was der Krieg an Auszeichnungen bietet. Er heißt Horst Kempe und wirkt im Gespräch fast verlegen. Er fühlt sich zunächst nicht ganz wohl am Platz.

Vor drei Tagen führte er noch eine Kompanie Sturmpioniere gegen die Russen. Man holte ihn weg. Er trug es mit dem Fatalismus des Frontoffiziers, dem alles recht ist, außer Zigarettenmangel. Er wäre lieber bei seinen Männern geblieben. Als er erfuhr, warum man ihn abberufen hatte, fluchte er zuerst, und dann grinste er. Er ist ein Typ, der immer vorne steht, an der Front sowohl wie im Wirtshaus, der beim Skat am höchsten reizt und am Schießplatz am kürzesten zielt.

Er beugt sich nach links, betrachtet die Tischkarte, die vor Doris liegt.

»Doris«, sagt er, »hübscher Name.«

Sie zuckt die Schultern.

»Biste schüchtern?« berlinit Kempe.

»Mitunter.«

»Komischer Laden hier, was?« versetzt der Hauptsturmführer grinsend.

Doris nickt. Er betrachtet sie von der Seite. Sie gefällt ihm. Sie gefällt allen. Kempe kämpft gegen seine Empfindungen wie gegen Partisanen. Er möchte etwas Nettles sagen, sucht nach Worten, runzelt die Stirn, zerquetscht den Fluch zwischen den Zähnen, denkt an seine Einheit und stäubt sich Puderzucker von der Uniformjacke.

Er berührt ihre Hand wie aus Versehen.

Doris zuckt zusammen wie unter einem Stromstoß.

»Entschuldigen Sie«, sagt der Hauptsturmführer unbeholfen.

Er wendet sich nach rechts, an Lotte. Sie trägt ihr Feiertagsgesicht. In den letzten zwei Tagen, seit sie weiß, für welchen Zweck sie ausgewählt ist, ging mit der RAD-Jungführerin eine Verwandlung vor. Ihr durchschnittliches Mausgesicht wirkt auf einmal fast hübsch. Die dicken Zöpfe ihrer Gretchenfrisur hat sie in einem Kranz um den Kopf gewunden. Sie trägt ihn wie eine Krone.

»Sie kommen von der Front?« sagt sie zu Kempe.

»Ja«, erwidert der Hauptsturmführer zerstreut.

Sie deutet auf sein EK I.

»Für was haben Sie das bekommen?« fragt sie.

»Weiß nich ...«, brummt er, »ick war der einzige Offizier des Bataillons, der es noch nich hatte.«

Lotte betrachtet ihn betroffen.

»Aber das muß man sich doch verdienen.«

»Sicher«, antwortet Kempe. Er grinst gutmütig. »Wissen Se«, setzt er hinzu, »da vorn is es janz einfach ... entweder man krepier, dann braucht man keenen Orden. Oder man wird verwundet, dann bekommste ihn beim nächstenmal. Oder man lebt noch, dann kriegt man ihn ...« Er lacht lautlos. »Und daß ick noch lebe, daran zweifeln Se doch wohl nich?«

»Ja ... aber ...?« stottert Lotte.

»Keen aber«, erwidert er. » ... Noch'n Stück Kuchen?«

»Nein, danke Ein EK I ist doch die Ehrung für eine Tat?«

»Sicher«, versetzt der Hauptsturmführer mit Freude an der Ironie. »Aber Taten vollbringen wir doch alle – oder?«

Sturmbannführer Westroff-Meyer sieht ärgerlich auf seine Armbanduhr. Im gleichen Moment baut sich eine Ordonnanz vor ihm auf, steht stramm und meldet ihm etwas.

»Führen Sie die Herren gleich herein«, schnarrt der Heimleiter.

Niemand achtet auf den Zwischenfall. Nach der zweiten Tasse Kaffee ist die erste Verwirrung etwas aufgetaut. Das Gespräch plätschert jetzt. Ganz alltäglich. Vom Lebensborn wird nicht gesprochen ...

Doris sieht auf. Ihr abwesender Blick streift die Tür, durch die drei Luftwaffenoffiziere kommen. Luftwaffe auch, denkt sie und betrachtet den Hauptmann, der in den Raum tritt und

mit lässiger Ehrenbezeigung stehenbleibt, gefolgt von einem jungen Leutnant, der ungeniert die anwesenden Mädchen mustert, bevor er den auf sie zukommenden Sturmbannführer grüßt. Hinter ihm steht ein Oberleutnant, dessen Gesicht noch halb verdeckt ist und der jetzt fast zögernd näherkommt, dessen junge Augen zu der ledernen Haut nicht passen wollen, der fast mürrisch wirkt.

Er sieht aus wie Klaus, denkt Doris.

Da schreckt sie zusammen.

Es ist Klaus Steinbach, der Oberleutnant der Jagdflieger.

Vor vier Tagen hatte Klaus seinen letzten Luftkampf bestritten. Er war Staffelkapitän geworden, und zum Ritterkreuz fehlten ihm noch drei Abschüsse. Er hatte, wie es in der Fachsprache hieß, »Halsschmerzen«. Aber es war wie verhext: Entweder die Tommies kurvten davon, oder er mußte selbst den Rückzug antreten, oder der Luftraum über der Normandie blieb frei von Feindflugzeugen. So startete der junge Oberleutnant verbissen Tag für Tag; denn am Himmel endete auch sein Horizont.

»Steinbach«, hatte ihn Oberstleutnant Berendsen, der Mann mit dem Nußbaumkinn, begrüßt, »es ist ohnedies nicht viel los bei uns im Moment.«

Klaus sah ihn fragend an.

»Sie sind nämlich abkommandiert ...«

»Wohin, Herr Oberstleutnant?«

Der Kommodore lachte breit und bullig. Er nahm ein Schriftstück in die Hand.

»Lebensborn«, antwortete er, »Mensch, freuen Sie sich, Sie werden 'ne Art Kindergärtner.«

»Wie lange muß ich weg?« fragte der junge Staffelkapitän gepreßt.

»Drei Wochen ... Sie melden sich in Berlin, von da aus

werden Sie weitergeschleust ... Zigarre? Kognak?«

Der Geschwaderchef paffte kleine, schnelle Wölkchen in die Luft, schenkte das übliche Quantum der üblichen Flüssigkeit in die Gläser, reichte eines seinem Offizier.

»Prost«, sagte er, »ich weiß zwar nicht, ob Ihnen das ganze deutsche Volk Ihren Lebensborn-Einsatz danken wird ... aber eins kann ich Ihnen sagen: das Geschwader ist Ihnen jedenfalls dankbar, daß Sie es vertreten ...«

Berendsen wußte nicht, wovon er redete, und Klaus ahnte nicht, was ihm bevorstand. Wenn er nicht gerade flog, dachte er an Doris. Er war nicht mehr ärgerlich, wenn er sich des letzten Urlaubs erinnerte, sondern freute sich auf den nächsten. Er hatte seine Eltern gefragt, was sie von einer Verlobung mit der blonden Nachbarstochter hielten. Und der Vater antwortete ihm beinahe verwundert. Es galt als abgemacht, als selbstverständlich, daß Doris und Klaus zusammengehörten. Denn das war eine dieser klaren Jugendlieben, die durch ein ganzes Leben gehen können.

Zuerst fuhr er nach Paris, hatte einen Tag Aufenthalt und balgte sich in Luftwaffenmanier durch die Nahkampfdielen, die ihm im übrigen nichts abgaben. Er hätte Gelegenheit genug zu Abenteuern aller Art gehabt, aber in seinem schlichten, 24 Jahre alten Leben gab es bislang nur ein Erlebnis: Doris.

Dann fuhr er nach Berlin, meldete sich in der Lebensbornzentrale, mußte eine Stunde warten. Was dann kam, ließ ihn an seinem Verstand, an Gott, am Führer und an seinem Werk zweifeln. Zum ersten Male, seitdem er lebte.

Die Vergatterung der Männer, die für den Sondereinsatz römisch zwei, arabisch eins, Heim Z, vorgesehen waren, nahm ein Hauptsturmführer vor, der ohne Umwege auf sein Ziel losging. Es waren etwa neun Offiziere verschiedener Waffengattungen im Raum, die sozusagen einen »repräsentativen« Querschnitt der deutschen Wehrmacht

bildeten. Sie saßen auf mitgebrachten Stühlen und mißtrauten ihren Ohren.

»Wir sind unter uns, ›unter Männern‹«, sagte der Funktionär des Lebensborns e. V., »Wir brauchen nicht lange herumzureden ... Der Nachwuchs unseres Volkes muß sichergestellt werden. Wir haben für euch die geeigneten Partnerinnen ausgesucht und werden euch im Rahmen eines Lehrgangs mit ihnen zusammenbringen. Und das übrige besorgt ihr selbst ... ich darf mir wohl eine Gebrauchsanweisung ersparen ...« Er grinste hämisch und dreckig.

Ein baumlanger Oberleutnant der Infanterie, zwischen dessen Kragenecken an einem zu langen Band das Ritterkreuz schaukelte, stand mit rotem Kopf auf.

»Was heißt das?« fragte er hart.

»Sie tun Ihre Pflicht, Herr Oberleutnant ...«

»Welche Pflicht?«

»Die Pflicht zum Kind.«

»Was soll der Unfug? Wollen Sie Frauen bei einem Pflichtappell in dieser Weise degradieren? Und was sind das für Mädchen, die sich dazu hergeben? Und welche Kinder sollen das werden?«

»Das überlassen Sie gefälligst uns ... wir haben die Aktion nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten eingeleitet ... Ich bin nur hier, um Sie zu ermahnen, diese ... diese Maßnahme so würdig wie möglich durchzuführen ...«

»Dann bin ich wohl fehl am Platz«, entgegnete der Ritterkreuzträger.

Er stand auf, ging auf den Hauptsturmführer zu. Es sah aus, als ob er ihm die Verachtung in das Gesicht spucken wollte. Dann verließ er den Raum, knallte die Tür ins Schloß, daß der Mörtel aus dem Rahmen bröckelte.

»Wir werden mit ihm abrechnen ...«, knirschte der Beauftragte. Er sah sich um. Er sah an der Reihe der anderen Offiziere entlang.

»Noch ein Verräter?« fragte er barsch.

Klaus zuckte zusammen. Nein, ein Verräter war er nicht. Er wollte mit der Sache nichts zu tun haben, gewiß nicht. Er wollte überhaupt nichts. Am liebsten wäre er zurückgefahren. Sofort. Aber man ließ ihn nicht aus. Man traktierte ihn mit Einzelheiten, vor denen ihm schwindlig wurde. Man improvisierte in aller Eile einen Kurs lediger Väter, die ihr eigen Fleisch und Blut liegenlassen sollten wie verschmutzte Handschuhe. Nach dem Willen des Staates, für den Klaus zu kämpfen und zu sterben jederzeit bereit war ... bisher wenigstens ...

Da war etwas, was nach seinem Weltbild griff, das die lodernden Flammen am Waldrand, zwischen denen der HJ-Gefolgschaftsführer Klaus Steinbach stand, auslöschen wollte. Den jugendheißen Schwur, den Hunger nach Bewährung, das bodenlose Vertrauen in die Zeit ...

Der Abglanz des Feuers zog über ein junges, klares Mädchengesicht. Doris ..., dachte Klaus. Ich war dumm ... wie schön, daß ich dumm war. Wir gehören zusammen, Doris! Das wußten wir immer, nicht? Das ist nicht an einen Urlaub gebunden, das kommt von selbst auf uns zu. Das ist ganz anders wie bei den anderen. Das ist so hell und so heiß und so lockend wie die Flammen am Waldrand ...

Dann saß der junge Staffelkapitän im Kübelwagen mit zwei weiteren Luftwaffenoffizieren. Die anderen Teilnehmer der biologischen Wachtparade hatte man in andere Heime kommandiert. Denn jetzt eben startete der Lebensborn seinen ersten ›Großeinsatz‹.

Er sah nach draußen. Die Bäume flogen vorbei, Passanten, Fuhrwerke ... Aber eines blieb immer: Doris. An sie dachte er,

als er auf das frühere Nervensanatorium zuging. Nur an sie. Er sah nicht links und nicht rechts. Er ging wie im Nebel.

Er hört das Lachen, das Geplätscher des Gesprächs. Er bleibt einen Augenblick wie geblendet in der Tür stehen, wagt nicht, sich umzusehen, geht dann mit tauben Beinen auf seinen reservierten Stuhl zu, hebt zögernd den Kopf, betrachtet Sturmbannführer Westroff-Meyer, hört seine strahlenden Worte:

»Ich eröffne den Lehrgang. Wir sind jetzt vollzählig. Wir sind zu einem ernsten Zweck hier ... wir dienen dem Volk! Herrschaften, getrunken wird hier nichts und am besten auch nicht geraucht. Ich bitte mir aus, daß hier Disziplin herrscht. Sonst könnt ihr euch jederzeit an mich wenden ... betrachtet mich als euren Pflegevater.«

Nein, denkt Klaus, das ist kein Freudenhaus, das ist ein Irrenhaus. Und die Mädchen? Nur Verrückte können zu so etwas bereit sein. Nur Verkommene! Nur Verlorene ...

Auf einmal ist ihm alles gleichgültig. Er hebt den Kopf und sieht sich frei um, nimmt die Parade ab, betrachtet Erika, die ihn wohlgefällig mustert, sieht Irene, die mit einem Oberscharführer flirtet, verzieht die Lippen, als er die Zopfkrone Lottes bemerkt.

Und dann trifft ihn ein Schlag wie damals über Reims.

Nein, denkt er! Doris! Doris hier! Meine Doris ...! Er zweifelt an seinen Augen. Das kann doch nicht sein! Das gibt es nicht! Doris!

Das Mädchen versucht schwach, ihn anzulächeln.

Da stirbt jeder Ausdruck in seinem Gesicht und verkrampt sich zu etwas ... zu Verachtung, zu Ekel ...

Am liebsten hätten sie noch Stunden auf ihrem zähen Streuselkuchen herumgekaut. Sie fürchteten sich vor dem Augenblick, da die starre Tischordnung aufgelöst wurde. Was

sie dachten, sprachen sie nicht aus, und was sie aussprachen, dachten sie nicht. Die Augen gingen ihre eigenen Wege, wie von Magneten abgelenkt. Ein unheimlicher Gast, der nicht auf der Verpflegungsliste stand, hatte sich eingefunden: die Scham.

Die Mädchen und Männer schwiegen oder sprachen zu schnell. Die Befangenheit legte sich auf das Lachen. Die Unsicherheit marschierte in jeder Geste mit. Junge Menschen, die längst gewohnt waren, ungezwungen miteinander umzugehen, benahmen sich steif und töricht wie in der ersten Tanzstunde. Sie lachten mit fremden Stimmen. Sie horchten mit anderen Ohren. Sie benutzten Augen, die ihnen nicht mehr gehörten.

Gegen 18 Uhr hob SS-Sturmbannführer Westroff-Meyer, Kuppler für Großdeutschland, die Tafel auf. Zunächst machte niemand davon Gebrauch. Wenn sich diese Gesellschaft von 50 Menschen irgendwo sonst begegnet wäre, hätten sich bereits erste Freundschaften gebildet, künftige Pärchen abgezeichnet und Gruppen zusammengefunden. Jetzt aber sagten sich alle nur ja und nein oder höchstens vielleicht.

Es ging auf den Abend zu. Auf den ersten. Und einer dieser Abende, die ihnen bevorstanden, sollte, konnte, mußte furchtbar werden. Die Ungeheuerlichkeit, die man in der Theorie ihnen noch mit dem Holzhammer der Zeit beibringen konnte, verlor in der Praxis Vernunft, Figur, Überzeugung. Irgendwie verspürten sie alle, daß wenigstens die Natur sich nicht vom Nationalsozialismus kommandieren ließ.

Immer wieder betrachtete Doris den ihr schräg gegenübersetzenden Klaus, der systematisch an ihr vorbeisah. Sie las in seinem Gesicht. Sie ärgerte sich. Dann begriff sie ihn. Und zuletzt wurde sie traurig. Ich gehe zu ihm hin, sagte sie sich, und erkläre ihm alles. Er liebt mich. Er muß doch Vertrauen zu mir haben ...

Dann wurde auf einmal kaltes Wasser über ihren Rücken

gegossen. Wie kommt Klaus hierher, fragte sie sich, was hat er hier zu suchen? Wie kann er sich auf einen so pervertierten Frevel einlassen? Sie wollte aufstehen, ihm auf die Schulter klopfen und schlicht sagen:

»Komm Klaus, wir gehen nach draußen ...«

Jetzt hätte sie Gelegenheit dazu. Aber sie verlängerte die Frist immer wieder um fünf Minuten, bis sie auf eine halbe Stunde angelaufen war.

Er stand auf und trat an das Fenster. Die Uniform scheuerte so unruhig auf seinem Körper, als ob er sie auf der nackten Haut trüge. Er kehrte der Gesellschaft, mit der er nichts zu tun haben wollte, den Rücken. Er fuhr abrupt herum, betrachtete aus kleinen, verkniffenen Augen den Heimleiter. Ich schlag' ihn zusammen, dachte er, ganz bestimmt tue ich das.

In diesem Moment ging SS-Hauptsturmführer Kempe auf ihn zu.

»Wat macht ihr Scheiche von der Luftwaffe?« fragte er.

Klaus zuckte mit den Schultern.

»Ick wollte auch immer Schlippsoldat werden«, fuhr Kempe fort, »na ja, dann hat mich eben die SS geschnappt.«

»Jawohl, Herr Hauptsturmführer«, versetzte Klaus mechanisch.

»Quatsch«, erwiderte er, »laß den Otto ...« Er streckte ihm die Hand hin. »Ick heeße Horst ... und wenn du mir folgst, dann heben wir jetzt einen.«

Der Staffelkapitän reagierte nicht.

»He«, sagte Kempe, »dich hab' ick gemeint ... wie heeßte denn ejentlich?«

»Klaus.«

»Na ja, versteh' ja schon ... peinlich, dieser Laden hier ...« Er grinste. »Ick meine ... vorläufig ... bis dahin verkrümeln wir uns ...«

Der Fliegeroffizier folgte, ohne Vorsatz, ohne Willen, ohne Überzeugung. Er lief hinter dem langen Hauptsturmführer her. Gerade, als Doris sich ein Herz gefaßt hatte und auf ihn zugging.

»Klaus ...«, sagte sie und lächelte zaghaf.

Da lief er an ihr vorbei ...

Sie beträkten sich lautlos.

»Alter Frontsoldat hat immer seine Marschverpflegung dabei«, feixte Kempe. »Komm ... sauf! Dann wird dir gleich besser ...«

Das erste Glas schmeckte nach Galle, das zweite nach Spiritus, und vom dritten ab verwandelte sich der Schnaps in Wodka.

»Haste ... Ärger gehabt?«

»Nicht besonders.«

»Also, Mann, mach doch die Klappe auf ... was ist denn?«

»Meine ... Braut ... meine frühere Braut«, verbesserte sich Klaus abrupt, »ist da ...«

Der Hauptsturmführer begriff schneller, als man es erwarten konnte.

»Schöne Scheiße!« sagte er lakonisch.

Von da ab verstanden sie sich schweigend. Sie hörten Stimmen im Gang und kümmerten sich nicht darum. Von Befangenheit spürten sie nichts mehr. Sie umarmten die älteste Geliebte des Soldaten: den Alkohol. Sie tranken ihn in sich hinein, bis er sie verschlang.

Als es Klaus hundeeelend war, verließ er das Zimmer und ging in den Garten.

Kempe erinnerte sich flüchtig an den Zweck, der ihn hierher gebracht hatte. Und da er immer in vorderster Stellung zu sein pflegte, wollte er auch hier den Anfang machen. Er ging in den Unterhaltungsraum, rülpste dezent und war wieder der alte. Er

stand wieder auf seinen eigenen Beinen, so wie er seine Stimme und seine Augen wieder gebrauchen konnte.

Er sah sich mit sicherem Instinkt um. Nun hatten sich doch die ersten Grüppchen gebildet. Etwas abseits von ihnen hatte Lotte auf einem handgeschnittenen Stuhl Platz genommen. Sie hörte weg und wirkte dabei seltsam konzentriert.

»Na«, begrüßte sie Kempe, »so allein?«

»Sie?« erwiderte sie weder erfreut noch verärgert.

»Darf ick Platz nehmen?«

»Bitte.«

»Wie fühlste dich denn hier?« fragte er grinsend.

Lotte sah geradeaus.

»Na, hör mal, Mädchen, ick hab' dir wat jefragt.« Immer, wenn er betrunken war, berlinerte er besonders stark.

»Ich fühlle mich auf jedem Posten wohl, auf den man mich stellt.«

»Ach so«, entgegnete er gedehnt. Seine Augen wurden klein. Er betrachtete Lotte angestrengt, aber der Wodka verwischte ihre Züge.

»Sei doch nicht so jeschraubt ...«

»Was meinen Sie, Herr Hauptsturmführer?«

»Quatsch«, antwortete er, »ick heeße Horst.«

Sie sah ihn an. Und diesmal bemerkte sie nicht nur sein EK I, sondern auch sein Gesicht.

»Na ... wie wär's denn mit uns zween?«

»Wie meinen Sie das?«

»Wie heeßt det?« fuhr er sie an.

»Wie meinst du das?« verbesserte sich Lotte und wurde rot dabei.

»Machst schon Fortschritte ...« Er imitierte ihren Tonfall:

»und wir sind doch hier, um unsere Pflicht zu erfüllen ...«

»Jawohl«, entgegnete sie ernst.

»Und wann fangen wir damit an?«

»Zur gegebenen Zeit«, versetzte sie verbissen und verkrampt.

»Weeste wat«, antwortete er auf den Flügeln des Schnapses, »ick denke, heute abend ist die Zeit gekommen ...«

Er schob seinen Stuhl näher an Lotte heran, die ihn mit großen, starren Augen betrachtete ...

Der Sturmbannführer konnte sich auf seinen Hauptsturmführer verlassen ...

4. KAPITEL

Der Herbst machte traurig und müde. Er legte sich schwer auf die Schultern. Aus dem dunklen Zelt der Nacht lösten sich Schatten, Menschen, Schicksale. Auf dem Kies knirschten Schritte. Drinnen, im weiträumigen Haus, girrte ein Mädchenlachen auf, stieg steil in die Höhe, brach plötzlich ab. Einer suchte am Radio, hastig von Station zu Station, als sollte Musik die Mauer der Befangenheit durchbrechen, als könnte Rhythmus feuchte Hände und unstete Blicke beseitigen. Denn diese erste, für 50 junge Menschen vom Lebensborn arrangierte Begegnung war banal und borniert.

Oberleutnant Klaus Steinbach ging ziellos durch den gepflegten Park, den Kopf zwischen die Schultern gezogen.

Auf einmal blieb ein Schatten vor ihm stehen. Aus der Nacht schälte sich ein dünnes, dürftiges Lächeln.

»Klaus ...«, sagte Doris leise. Ihre Stimme klang verloren. Ihre schmale Gestalt wirkte hilflos und rührend. Ihre Arme blieben auf halbem Wege stehen, wie von Angst gelähmt.

Sie standen voreinander, reglos und fremd. Das Gesicht des jungen Offiziers war fahl, die Augen des Mädchens schimmerten feucht. Irgendwo wurde eine Tür zugeknallt. Dann klang eine rostige Stimme laut durch den Park:

»Kann denn Liebe Sünde sein ...?«

Klaus' Lippen zuckten mit, fast im gleichen Takt. Er hatte Doris sofort erkannt. Aber er sah sie nicht an. Etwas streifte ihn weich. Aber er gab dem Strom nicht nach. Er suchte nach einem befreienden Wort. Aber er fand nur bange Gedanken.

»Klaus ...«, begann Doris zum zweitenmal, »bitte ... sag doch was ...«

Er schwankte leicht nach vorne wie ein Baum unter einem

plötzlichen Windstoß. Dann sah Doris sein Gesicht fast über ihrer Stirn, nahe auf einmal, unheimlich nah. Sie erschrak.

»Das also ...«, quetschte er zwischen den Zähnen hervor, »das also ... hast du dir aufgespart ... weißt du noch ... damals ... im Urlaub?«

Er sprach die Worte nicht. Er spuckte sie aus. In seinem Gesicht zuckten die Muskeln wie Gefühle, und über diese nachtfahle Skala zogen Verzweiflung und Not, Liebe und Haß, Enttäuschung und Hoffnung.

Das Mädchen hielt ihm den Kopf entgegen, schmal und blaß. Eine Sekunde lang wußte Klaus, daß er Doris nie schöner gesehen hatte. Ihre Lider und Lippen waren geschlossen. Aber er übersah ihr Gesicht. Er schluckte, schmeckte die Bitternis, bis es ihm weh tat.

Da ging er weiter. Mechanisch. Schritt für Schritt. Ziellos. Er hatte mit seinen weichen Knien fertig zu werden. Er ließ Doris stehen, als gäbe es sie nicht auf der Welt. Und dabei hatte seine Welt einmal nur aus Doris bestanden.

Mein Gott, dachte das Mädchen, das kann, das darf doch nicht so enden! Bei Doris war die Liebe größer als der Trotz, die Sehnsucht stärker als der Schmerz. Deshalb folgte sie ihm, über die Gartenwege hinweg, die sich in der Finsternis verloren. Zögernd zunächst, dann rascher. Schließlich holte sie ihn ein.

Sie legte die Hand auf seinen Arm. Er zuckte zusammen, zog seinen Arm krampfhaft zurück.

Doris begann zu sprechen, zu bitten. Sie wollte erklären. Es war doch alles so einfach und ohne ihr Zutun gekommen! Da stellte sie entsetzt fest, daß es keine Erklärung gab, daß das Einfache konfus und die Wahrheit verlogen wirkte. Die Sätze wurden zu Fallen.

Klaus blieb mit einem Ruck stehen. Er brach achtlos einen Zweig vom Strauch, klatschte fahrig damit gegen seine

Stiefelschäfte. »Gib dir keine Mühe«, sagte er durch die Zähne, »hast du dich ... freiwillig hierher gemeldet ... oder nicht?«

Doris schwieg. Gelähmt. Verwirrt. Verraten. Und allein, unendlich allein ...

»Na also«, fuhr er mit kalter, erzwungener Ruhe fort.

Seine Worte verwehten. Doris und Klaus liefen nah und doch fern nebeneinander her. Der Dorn eines verblühten Rosenstrauches verfing sich im Rock des Mädchens. Doris riß ihn aus. Als ob sie mit ihm ihre Hemmung beseitigt hätte, verfügte sie auf einmal wieder über ihre Stimme von früher, über das Lächeln von damals, über die Sicherheit von einst.

»In unserem Park waren die Wege viel breiter«, sagte sie ruhig.

Dann betrachtete sie Klaus bang von der Seite. In seinem Gesicht gab es keine Erinnerung. Oder doch? Konnte die Zeit, in der ein Blick, ein Händedruck, ein Lächeln genügt hatten, um sich zu verstehen, jemals vergessen sein?

Und du, Klaus, dachte Doris, wie kommst du hierher ...? Siehst du ... du kannst es mir sowenig erklären wie ich dir. Aber Doris sprach es nicht aus. Ihre Liebe war so klar wie ihre Stirn, und sie weigerte sich, sie durch einen schmutzigen Verdacht von der Höhe in die Niederungen zu zerren. Doris senkte den Kopf.

»Wohin sind wir ... geraten, Klaus?« fragte sie.

Sie hatten die Wegbiegung auf dem freien Rasenplatz erreicht, in dessen Mitte die ›Adolf-Hitler-Eiche‹ stand, ein mickriges Bäumchen, gepflanzt zu Ehren des Führers, begossen in dem Wahn, daß die Bäume des Nationalsozialismus in den Himmel wachsen könnten.

Da blieb Klaus Steinbach zum zweitenmal stehen. Umständlich zog er ein Zigarettenpäckchen aus der Tasche, als wollte er Zeit gewinnen. Er wußte gar nicht, daß er in diesen

Sekunden nach einer Brücke über seinen Stolz, nach einer Furt durch die Tiefe suchte. Aber er fand nichts, nur ein Streichholz, das in seiner Hand flackerte.

»Was willst du eigentlich noch?« fragte er rauh.

Sie bewegte die Lippen so lautlos und verzweifelt, daß es ihm weh tat. Aber er konnte nicht aufhören, Doris und sich zu verletzen.

Sie stand neben ihm wie ein ausgesetztes Kind. Ihre Augen flehten. Es gelang ihr nicht, ihm zu sagen, daß sie heim wollte ... heim zu ihm, und heim zur weißen Villa am Stadtrand, heim in den Park, in dem sie als Kind mit Klaus gespielt, in dem sie ihn als Mädchen geküßt hatte. Zurück in ein Paradies, in dem es den Sturmbannführer Westroff-Meyer nicht gab. Zurück, nur ein halbes Jahr, um noch einmal anzufangen, um alles anders zu machen.

»Klaus ...«, sagte sie schlicht, »ich hab' dich lieb ...« Ein schmales, blasses Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Jetzt sah Klaus sie an, spürte Hitze und Kälte. Seine Augen brannten in den Höhlen. Seine Zunge lag trocken im Mund. In diesem Moment haßte er sich und den Heimleiter. In diesem Augenblick roch der Herbst nach Fäulnis, und er wünschte, er könnte diesen Geruch mit dem der Pulvergase seiner Bordkanone vertauschen. Jetzt wollte er starten, fliegen, kämpfen und fallen.

»Und ich ...«, stieß er mit fremder, harter Stimme hervor, »ich ... will dich nie ... nie mehr sehen ... hörst du!«

Doris rührte sich nicht.

»Geh!« zischte er.

Jetzt tat sie es.

Als sie sich mit zögernden Füßen von ihm entfernte, hoffte Klaus, daß sie bleiben würde. Der Fliegeroffizier trat mit dem Stiefel gegen Adolf Hitlers schäbige Eiche. Doris, dachte er,

verloren, verraten, verdammt. Er preßte die Hände an die Rinde.

Und auf einmal drehte sich der Baum mit ihm, flachtrudelnd wie ein Flugzeug, das in den Abgrund stürzt ...

Der Abend gibt sich zwanglos, unpolitisch und unbiologisch. Sturmbannführer Westroff-Meyer läßt kalte Platten zum Pfefferminztee reichen. »So, Kinder ...«, sagt er jovial, als er die starre Tischordnung aufhebt, »nun beriecht euch erst mal ...«

Jetzt geht der Heimleiter mit schnellem Schritt durch den unteren Speisesaal auf eine Gruppe von RAD-Führerinnen zu, die unter dem Spruchband »Heilig sei uns jede Mutter guten Blutes!« ihre Schinkenbrötchen verzehren und ihren Pfefferminztee trinken.

»Na, wie fühlt ihr euch?« fragt er.

»Danke, gut, Sturmbannführer«, antworten sie im Chor.

»Ihr sollt euch hier richtig einleben«, erwidert Westroff-Meyer, »am Tag werden wir hart arbeiten ... aber am Abend wollen wir gesellig sein ...« Er nickt und schnarrt: »Weitermachen!«

Dann geht er auf die andere Seite, auf zwei alleinsitzende SS-Unterführer zu, die aufspringen wollen, was er mit einer Handbewegung verhindert.

»Wir sind hier nicht so förmlich«, stellt er gut gelaunt fest. »Gefällt's euch?«

Er wartet das obligate »Jawohl!« nicht ab, sondern setzt gleich hinzu:

»Sitzt doch hier nicht rum wie die Holzblöcke ... los, läßt die Mädchen da drüben nicht allein!« Seine kleinen Hechtaugen streifen den anderen Tisch. »Die beißen euch schon nicht.«

Die Maiden beobachten ängstlich und neugierig das Gespräch.

Wenn sie über die Köpfe der beiden Soldaten hinwegsehen, lesen sie an der Wand:

›Dem Sieg der Waffen muß der Sieg des Kindes folgen!‹ Und darunter steht, um den letzten Zweifel auszuschließen, als Verfasser dieses Kernspruchs: Heinrich Himmler.

In der Tür dreht sich Westroff-Meyer noch einmal zurück, um zu verfolgen, wie sein Befehl von den SS-Führern ausgeführt wird.

Die beiden SS-Leute sehen es und stehen auf. Sie gehen eckig auf den anderen Tisch zu, während die Maiden geflissentlich an ihnen vorbeisehen. Der vordere überspielt seine Verlegenheit.

»Na«, sagt er, »was macht ihr denn hier?« Dabei nimmt er einen Stuhl und setzt sich umständlich.

»Ihr seid wohl taubstumm?« fragt der zweite.

»Nein«, erwidert eines der Mädchen, »ihr seid ja auch nicht sehr gesprächig.«

»Kommt schon noch«, beteuert der erste, bevor er schweigt. Er dreht sich nach seinem Kameraden um und flucht halblaut: »Herrgott ... zum Trinken müßte man was haben!«

Zufriedener ist der Heimleiter schon mit dem Musiksaal, dessen verstimmtem Klavier ein junger Leutnant markige Weisen abgewinnt, angefeuert von dem angetrunkenen Hauptsturmführer Kempe, der immer bei allem vorangehen muß. Dieser Raum reißt die erste Bresche in die lähmende Atmosphäre des Lebensborn-Heimes. Hier finden die ersten zusammen, weil sie primitiv oder kaltschnäuzig, angetrunken oder gleichgültig sind, oder weil sie ganz einfach die Befangenheit zu Paaren treibt. Hier stehen die Männer und Mädchen bereits in bunter Reihe um das Instrument. In einem improvisierten Wunschkonzert, für das das Repertoire des Pianisten nicht ausreicht.

»Los!« ruft Kempe mit dröhnedem Baß dem Klavierspieler zu. Er fuchtelt mit den Armen den Rhythmus mit und grölt:

»Oh ... du schö-ö-öner Westerwald ...« Beim Wort »schön« fährt seine Stimme Schiffschaukel.

Ein Mädchen lacht hell. Zwei Männer singen mit. Ein Untersturmführer legt die pralle Hand auf die Schulter einer üppigen Blondine. Sie kichert und zeigt neckische Gegenwehr.

» ... pfeift der Wind so kalt ...«, tobt Hauptsturmführer Kempe.

Dann sieht er den Heimleiter und bricht ab.

»Weitermachen!« befiehlt der Sturmbannführer zum zweitenmal. Er klopft dem Klavierspieler auf die Schulter. »Bringen Sie nur etwas Leben in die Bude, Mann ...« Bevor er den Raum verläßt, setzt er überflüssig hinzu:

»Herrschaften, morgen um zehn, im Lehrsaal eins ... Heil Hitler!«

»Heil Hitler!« rufen sie zurück.

Dann marschiert der Westerwald wieder. Kempe hebt den oberen Deckel des Klaviers auf und starrt auf die Saiten. Wenn er Bier zur Hand hätte, würde er es hineinschütten, wie in Polen oder sonst irgendwo, wo man erobern und zerstören konnte.

Dabei mögen die Mädchen ihn. Er ist nicht unsympathisch, und man merkt ihm gleich an, was er will, im Guten wie im Bösen. Der Hauptsturmführer hätte Gelegenheit, nach der Schönsten zu sehen, aber er pflegt immer nach der nächsten zu greifen.

Heute nach Lotte, der gläubigen RAD-Führerin, die sich gerade in ihrem Zimmer umzieht, weil ihr die Weltanschauung doch noch etwas Platz zur Eitelkeit läßt.

Der Spaß mit dem Klavier wird Kempe zu langweilig. Er klappt den Deckel zu. Bier kann er doch nicht hineingießen,

und im übrigen hat er noch Schnaps auf der Bude, der in diesem Hause so verpönt wie notwendig ist.

Auf dem Gang trifft er Klaus Steinbach, der sich nach dem Zusammenstoß mit Doris vom Garten in das Haus stiehlt.

»Na, Kamerad«, sagt er, »heben wir wieder einen?«

»Laß mich.«

»Ja, weiß schon ... det tolle Ding mit deiner Braut ...«

Klaus geht weiter. Der Hauptsturmführer läuft hinter ihm her.

»Laß doch den Kopp nich hängen, Mann ... hier jibts doch ville Bräute ...« Er lacht breit und behaglich, »ick hab' schon eene ... sehr schön is se nich, verstehste ... aber sonst ...«

Klaus geht in sein Zimmer, knallt die Türe zu und dreht sofort den Schlüssel herum.

Der Hauptsturmführer schüttelt erschrocken den Kopf und geht zurück.

Lotte trägt einen hellen Pullover zu einem grauen Flanellrock.

»Na, Mädchen ... da biste ja ...«, begrüßt sie der SS-Offizier. »Gehen wir noch ein bißchen bummeln ... frische Luft ...«

»Ja«, antwortet die RAD-Führerin kleinlaut.

Sie gehen durch den Park. Er legt automatisch seine Hand um ihre Schulter, zieht Lotte an sich. Es ist vielleicht das erste Mal, daß sie in ihrem bescheidenen Leben die noch bescheidenere Zärtlichkeit eines Mannes streift und sie so stark durchpulst wie der Glaube an den Führer.

»Na, nu biste ja janz manierlich ...« Der Mann mit dem einen Meter 88 großen Selbstbewußtsein streichelt ihr Kinn. Dann kämpft Schnapsdunst mit Nachluft.

»Schon viel erlebt?« fragt er.

»Wie meinen Sie das?«

»Mensch, Lotte, wir sagen doch du zueinander ...«

»Ja«, erwidert sie. Sie hebt zuerst den Kopf, dann die Augen.

»Ich hab' noch nichts erlebt ...«, antwortet sie dann leise, »und ich möchte auch nichts erleben ... so nicht ... ich will ...«

»So, nischt ... und da kommste hierher?«

Er betrachtet Lotte, die verwirrt auf den Boden sieht. Er zieht die Schultern hoch.

»Na ... mir soll's recht sein ...«, brummt er. Er lässt die Zügel seiner Gedanken schießen. Schließlich sagt er mit trunkenem Trübsinn:

»Alles Mist ... dieser Quatsch!«

Dann bleibt er stehen und zieht Lotte unvermittelt an sich. Sie macht sich steif wie eine Puppe. Sie zittert. Aber ihre Lippen sind kalt. Sie denkt an das Opfer, das sie bringen will und beißt die Zähne aufeinander. So schwer ist das, überlegt sie. Aber ich tue es ja nicht für mich ... für die anderen, für die Bewegung, die mich dafür ausgewählt hat, und die das Volk durch Nacht zum Licht führt.

»Komm«, sagt Kempe leise, »wir gehen nach oben ...«

Die RAD-Führerin nickt schwerfällig und mechanisch mit dem Kopf. Ihr Nacken ist steif. Ihre Augen wirken starr. Sie hat Angst. Vor dem Opfer, das jetzt kommen muß ...

Doris weinte tränenlos. Sie lag wach. Die Verzweiflung schüttelte sie wie ein Krampf. Sie hörte seine Worte wie von einer Geisterstimme wiederholt. Immer den gleichen Satz, denselben Sinn:

»Ich will dich nie wiedersehen, hörst du, nie wieder ...«

Gut, dachte Doris, ich will es dir leicht machen, Klaus, ganz leicht ...

Sie hörte Schritte vor der Tür und richtete sich auf. Sie hoffte, daß er doch noch zu ihr finden würde, und sie fürchtete, daß ein anderer Zugang suchen könnte. Stand da nicht jemand

vor der Tür?

Von unten kam wieder Lachen, Gesprächsfetzen. Türen wurden zugeschlagen. Entfernte Schritte trampelten über die Gänge. Wieder drehte einer am Radio. Was macht Klaus jetzt, überlegte Doris, denkt er wenigstens an mich? Und warum das alles? Was ist das für ein System, das junge Mädchen so erniedrigt? Wer hat das Recht, so in ihre natürlichen Empfindungen, in ihr persönliches Leben einzugreifen? Wer darf sie so versachlichen? Wer stellt die ungeheuerliche Forderung an sie, ihre Kinder so dem Staat zu opfern, wie man einst im alten Babylon die Erstgeborenen in den glühenden Rachen des Götzen Baal schleuderte?

Ein leiser Trost streichelte sie in diesem Moment. Ich versteh' dich ja, Klaus, dachte sie, daß du damit nichts zu tun haben willst. Ich würde dich sonst nicht lieben können ...

Doris war ein junges, natürliches Mädchen, das eine junge, natürliche Mutter werden wollte, deren Hände ihr Kind zärtlich streicheln, deren Ohren verzückt hören, wie es zum erstenmal das Wort Mutter ausspricht. Und dieses Kind sollte von Klaus sein, dem Nachbarssohn, den sie von klein auf liebte; von demselben Oberleutnant Klaus Steinbach, der sie jetzt haßte, erniedrigte und beleidigte, weil die Zeit sie wie ein Strudel in den Abgrund gerissen hatte ... die Bewegung, an die sie immer noch glauben wollte, obwohl sie sie nicht mehr verstand ...

Wieder hörte Doris Schritte, fuhr entsetzt hoch. Die Tür ging auf. Klaus ... hoffte, dachte sie einen Augenblick. Dann flammte Licht auf. Und sie sah enttäuscht und doch erleichtert, daß Erika, die Stubenkameradin aus dem RAD-Führerlager, vor ihr stand.

»Was machst du denn hier?« sprudelte sie los, »ich such' dich schon die ganze Zeit ... ist ganz lustig unten ...«

Erika setzte sich auf Doris' Bett.

»Los, keine Müdigkeit vorschützen! Zieh dich an,

Mädchen!«

Doris wandte fast ruckartig das Gesicht von ihr ab.

Da faßte sie Erika am Kinn und fragte betroffen:

»Was hast du denn?«

»Ach ... nichts ...«

»Ärger gehabt?«

»Nein.«

»Doris ... du wirst den Unsinn hier doch nicht ernst nehmen ...?« Sie redete sich in Zorn, der rasch wieder abflaute: »diesen aufgeblasenen Quatsch ... diese nordisch-fälische Mischpoke ... Was passiert?«

»Es ist ... etwas anderes ...«

»Versteh' ich nicht ...«

»Hör mal«, sagte Doris. Sie lächelte blaß und matt. »Ich halt's hier nicht mehr aus ... ich muß weg. Morgen schon! Ich kann hier keinen Tag mehr bleiben ...«

»Aber das geht doch nicht«, versetzte Erika betroffen. »Mach keine Dummheiten, Mädchen ... ist doch alles halb so schlimm ... Wir schlagen uns hier schon durch. Meinst du, ich habe Angst? ... Führerkinder ... Mensch, bei denen piept's wohl!«

Erika stand auf. Mit den Gedanken war sie bereits wieder im Aufenthaltsraum, wo gelacht und geflirtet wurde.

»Willst du mir nicht doch ... sagen ...«

»Ich ... ich kann nicht ...«

»Also, mach keinen Quatsch, Mädchen ...«, sagte Erika abschließend, löschte das Licht, schloß die Tür und hatte es eilig. Sie schüttelte die Sorge um Doris ab, nicht, weil sie herzlos war, sondern weil sie die Verzweiflung der Freundin nicht richtig erkannt hatte.

Erst zu spät, am nächsten Vormittag um zehn Uhr, würde

Erika ihre Oberflächlichkeit verwünschen ...

Von dem Moment an, da das Mädchen Lotte und der SS-Hauptsturmführer Kempe die Schwelle des Zimmers überschritten haben, kommen sie sich wie auf Kommando nackt vor. Der Raum ist einfach, fast spartanisch eingerichtet. Die Möbel sind hell, aber kalt. Das ölgemalte Hitlerbild, der Führer mit hochgeschlagenem Mantelkragen, ist in jedem Raum dieses Heims zu Hause.

Lotte steht am Fenster, soweit wie möglich vom Lichtkegel entfernt. Sie schämt sich. Aber dieses heiße Gefühl reicht noch nicht aus, um ihr Weltbild einzureißen. Morgen, denkt sie, oder übermorgen ... Aber heute noch nicht ... So darf es nicht sein! Ich kenne ihn doch kaum! Freilich, er gehört zur Auslese wie ich. Aber er sieht mich ja gar nicht richtig an. Er weicht mir aus. Er grinst, wenn ich ihn etwas frage. Und er riecht nach Alkohol.

Kempe deutet auf seine Aktentasche.

»Marschgepäck«, sagt er lakonisch.

Er setzt sich auf das Bett, schlägt die Tasche auf wie ein Zauberer, der die weiße Taube flattern lässt.

Es ist Wodka. Und nicht einmal die Gläser hat der Offizier vergessen. Er nimmt die Flasche, als ob er ihr den Hals abdrehen wollte, zieht den lockeren Korken heraus, schenkt zwei Gläser voll.

»Prost!« sagt er, »setz dich doch ... machen wa's uns jemülich, Mädchen ...«

Lotte wird von der Peinlichkeit gewürgt. In ihrem blassen Gesicht sind rote Flecken. Sie sieht sich um, betrachtet die Tür, als ob sie gleich fliehen möchte. Wenn er nur etwas sagen würde ... eine herzliche Geste oder eine dienstliche Parole, ja, auch das ... schließlich will Lotte bewußt erleben, was man von ihr verlangt ...

»Keinen Durst?« fragt Kempe. »Prima Ware ... meine Kompanie hat davon schon ganze Fässer ausgesoffen ...«

»Ich mag das nicht«, erwidert Lotte.

»Den Wodka?«

»Daß du so trinkst ...«

»Probier's mal«, entgegnet der Hauptsturmführer. »Ach ...« setzt er hinzu, »weiß schon ... das dämliche Licht ...« Er geht an das Waschbecken, nimmt das Handtuch und legt es über den grünen Lampenschirm.

»So ...«, sagt er grinsend, »und jetzt jute Nacht.«

»Ich versteh' dich nicht«, versetzte Lotte. Sie spürt die Gänsehaut auf ihren Armen und ist auf einmal grenzenlos enttäuscht und ernüchtert.

»Wat vastehste nich?«

»Wir sind doch hier ... zu einem ... ernsten Zweck ...«

»Sicher ... aber der Ernst kann doch auch jemütlich sein, nich?«

»Wir tun hier, was das Volk von uns erwartet ...«

»Knorke«, erwidert der SS-Offizier feixend. Dann spült er das zweite Glas hinunter.

Lotte geht mit den schleppenden Schritten eines gefangenen Tieres auf die andere Seite. Sie steht unter dem Hitler-Bild, streift es einen Moment mit den Augen, als ob der Führer sie schützen könnte.

»Det is unsa Adolf ...«, sagt Kempe, »kenn' wa ...«

Er füllt das nächste Glas, hebt es:

»Prost, Alter!«

Dann dreht er sich nach Lotte um.

»Haste schon mal den Führer erlebt?«

»Nein«, erwidert das verwirrte Mädchen.

»Aber ick ... ick hab' ihm schon die Hand jedrückt ...« Er nickt sich ernst und stolz zu. Sein Nationalsozialismus ist mehr praktischer Art. Er ist jederzeit bereit, die Feinde der Bewegung totzuschlagen, aber die braune Theorie zu glauben – nein, das kann kein Mensch von ihm verlangen.

»Seid ihr alle so?« fragt Lotte.

»Wie?«

»So ... so respektlos ... und betrunken ... und ...«, Lotte sucht nach dem Wort, findet es: »verantwortungslos ...«

»Hör zu, Mädchen ... wir kämpfen, wir sterben, und wir lassen sterben ... und alles für den Führer ... so ... und jetzt biste dran ...«

Kempe verschüttet das Glas, betrachtet trübsinnig den verlorenen Wodka, schenkt sich nach, beobachtet die noch immer unter dem Hitler-Bild stehende RAD-Führerin, die nie echter war als jetzt in ihrer Hilflosigkeit.

»Weiß schon«, knurrte er, »der Führer raucht nicht, trinkt nicht, schläft nicht, fällt nicht ...«

Das Mädchen schüttelt sich unter seinen Worten wie unter einem Regenguß.

»Und vegetarisch lebt er ooch noch ... So, Lotte, und jetzt lassen wa die Faxen, und jetzt zwitscherste mal einen ...«

»Geh«, sagt sie lauter, als sie will, »geh sofort weg ... mit dir ... mit euch ... will ich nichts zu tun haben ... ihr seid wie ...«

»Hör mal, Kleene ... langsam wer' ick ärgerlich ... det kann ick dir varaten.«

»Ich rufe den Heimleiter.«

»Quatsch«, sagt er. Dann geht er auf Lotte zu, legt die Arme um sie, preßt sie an sich, ohne Überzeugung eigentlich, nur auf Befehl.

Kempe spürt ihren Widerstand. Er liest den Ekel aus ihrem Gesicht. Da läßt er sie los. Geht wieder an seine Aktentasche,

korkt die fast leere Wodkaflasche zu, nimmt das Handtuch von der Lampe, sieht im kräftigen Lichtstrahl das weinende Mädchen, nickt.

»Weeße wat«, sagt er jetzt doch ärgerlich, »rutsch mir den Buckel runter, du dämliche RAD-Zicke!«

Er knallt die Tür zu, schüttelt sich und geht wieder nach unten, schon versöhnt und bereit, nach der nächsten zu greifen

...

Am nächsten Tag, Punkt zehn Uhr, beginnt die Schulung. Der Speiseraum wird zum Lehrsaal. Die Tische stehen an der Wand, die Stühle in Marschkolonne. Vorne, an der Schmalseite des Raums, hat der Sturmbannführer Westroff-Meyer Kartenbilder entrollt und aufgehängt, auf die er mit dem Zeigestock deutet wie in der Schule. Seine Stimme klingt ölig. Er agiert, als hätte er sein Leben lang davon geträumt, Zuhörer zu finden. Jetzt hat er es geschafft. Nach einem erfolglosen Versuch in Juristerei und Medizin sattelt er auf ein anderes Pferd um. Auf das Paradepferd der Bewegung. Auf die Rassenhygiene.

Die Kartenbilder sind mit Blumen, mit Erbsen und Kastanien bemalt. Wirre Linien zeigen auf, wie man sie kreuzte. Aus roten Blüten werden weiße, aus runden Erbsen kantige, aus stacheligen Kastanienschalen glatte. Mit seiner Auffassung von Biologie beginnt der Heimleiter von der Pike auf ...

»Diese botanischen Erkenntnisse können wir ohne weiteres auf den Menschen übertragen«, ruft der Heimleiter seinen Schülern zu, die weder Erbsen noch Kastanien, sondern Menschen sind, die gleichgültig vor sich hinstarren, zum Fenster hinausschauen, oder an seinen Lippen hängen.

Erika, die Praktische, denkt an das Gemüse, das sie beim Arbeitsdienst geputzt hat. Und dann erschrickt sie. Wo ist Doris? Sie fehlt! Erika will aufstehen und im Zimmer der Freundin nachsehen, aber sie wagt es nicht. Mein Gott, denkt

sie, wenn Doris tatsächlich geflüchtet ist, ohne Marschbefehl, ohne Abmeldung, ohne Urlaubsschein ...

Ganz in ihrer Nähe sitzt Klaus, der nicht mehr über Doris nachdenken will und doch muß, der sie mit den Augen sucht und sich fragt, wo sie sein könnte. Und dann die Frage wieder wegwischt, und mit aufgeworfenen Lippen den rassereinen Mischmasch über sich ergehen läßt.

Auch das gehört zum Lebensborn, wie die Säuglingsheime, wie die blitzblanken Säle, wie der biedere Standartenführer in der Verwaltungszentrale, der seine Lebensborn-Heime so ordentlich leitet, daß Jahre später der Nürnberger Gerichtshof ihn ausdrücklich freisprechen wird. Auch beim Lebensborn gilt: was die Rechte tut, braucht die Linke nicht zu wissen. Die Bewegung freilich ist Linkshänder. Während man nach außen hin einen beinahe idyllischen Rahmen wahrt, während der Rassechef persönlich beteuert, daß die Erziehung eines Kindes im Schoß der Familie durch nichts ersetzt werden kann, hatte er in einem Erlaß vom 28. Oktober 1939 schon die Zeugung des außerehelichen Kindes auf dem Verwaltungsweg angeordnet. Er macht das größte Wunder der Natur, die Geburt, zum SS-Befehl! Geburt um jeden Preis! Mit allen Mitteln! Planmäßig gesteuert, überwacht vom SS-Rasse- und Siedlungshauptamt, das alles das in Bewegung bringt, was später unter dem Sammelbegriff Lebensborn bekannt werden soll.

Der Sturmbannführer doziert weiter, kunterbunt durcheinander; Binsenwahrheiten, Halbwahrheiten, Parolen und Irrtümer. Er hat seinen Himmler im Kopf und seine Leute im Blick. Und während er spricht, wandern seine Augen mechanisch durch die Reihen, registrieren genau und taxieren rücksichtslos ...

Auf einmal stockt der Heimleiter. Wo ist die Schwierige? Das Mädchen aus dem RAD-Lager, das nicht mitmachen und ausscheren wollte?

Sein Zeigestab sinkt nach unten. Seine Adern treten an der Stirne hervor.

»Eine Teilnehmerin fehlt«, ruft er in den Saal. »Ich bitte mir aus, daß mir die Vollzähligkeit künftig richtig gemeldet wird ... Los«, sagt er zu Erika, »holen Sie Doris her!«

»Das ... das geht nicht«, antwortet sie zögernd.

»Was soll das heißen?« brüllt Westroff-Meyer.

»Doris ist ... ist abgereist.«

»Abgereist?« wiederholt der Heimleiter gefährlich leise.

Dann brüllt er los: »Das ist Fahnenflucht ...! Desertion! Fahnenflucht«, schreit er noch einmal erbost in den Saal.

Jetzt erst begreift Oberleutnant Klaus Steinbach ganz und erschrickt. Fahnenflucht, dröhnt es in seinen Ohren nach.

Er weiß nur zu gut, was das bedeutet ...

5. KAPITEL

Die Stoppeln der gemähten Felder überzogen die Erde wie eine Gänsehaut. Wolkenfetzen jagten über den Boden. Dazwischen spiegelte sich eine kalte Sonne in schmutzigen Pfützen. Doris setzte über die Wasserlachen. Ihr erdfarbener Mantel flatterte im Wind. In der verlassenen Weite des eintönig flachen Landes wurde das Mädchen zum springenden Punkt, der sich in der Unendlichkeit verlor.

Doris achtete nicht auf den brennenden Schmerz in der Hand, in die der Griff des Koffers schnitt. Sie spürte nicht die Nässe, die gegen ihre Knie spritzte. Sie zuckte zusammen, wenn ihre Fußgelenke über Steinen abknickten. Sie jagte weiter, immer weiter, mit keuchendem Atem. Es hörte sich an wie das Schluchzen eines Kindes. Das Wasser in ihren Augen mochte der Wind ebensogut herausgepreßt haben wie die Angst. Das Grauen, vor dem Doris aus dem Lebensborn-Heim geflüchtet war, begleitete sie auf dem ganzen Weg.

Sie hatte sich nicht ein einziges Mal umgedreht. Sie wollte das Haus, in dem die heiligsten Gefühle mißbraucht wurden, nicht mehr sehen. Sie wollte sich an nichts mehr erinnern: nicht an das lauernde Gesicht Westroff-Meyers, der mit Menschen wie mit Tieren experimentierte, nicht an die Mienen der Versuchsmenschen, bei denen die Gewöhnung allmählich größer wurde als die Befangenheit. Nicht an den Abend, an dem Schritte vor ihrem Zimmer verhielten. Die Theorie schritt zur Praxis und sollte durch eine Nacht mit einem fremden, langschädeligen Uniformträger vollzogen werden. Da hatte Doris der Gedanke an die Flucht wie ein Fieberschauer überfallen ...

Aber an etwas mußte sie jetzt, auf diesem endlosen Weg zwischen den Meilensteinen der Verlassenheit, denken: an

Klaus Steinbach, den Oberleutnant. An seine kalten Augen. An seinen harten Mund. Sie hatte ihn zu sehr geliebt, seine Lippen zu weich geküßt, als daß sie jetzt den Gedanken ertrüge, ihn verloren zu haben.

Doris wußte nicht, was sie mehr vorwärtstrieb: der Widerwille gegen die ungeheure Zumutung, die jederzeit an ihre Zimmertür klopfen konnte, oder das Bewußtsein, auf Klaus für immer verzichten zu müssen.

Aus dem Horizont wuchs der Kirchturm der Kleinstadt wie ein warnender Finger. Da setzte die Not zum Endspurt an. Links, rechts, links, rechts. Die Lunge stach. Die Beine schmerzten. Die Gedanken rasten. Die Pfützen spritzten.

Wohin? Wohin soll ich gehen?

Nach Hause. Wohin sonst! Und vor dem näherkommenden Bahndamm ahnte Doris die Begegnung im Elternhaus.

»Gut, daß du da bist, Kind«, sagt der Vater. Er holt zwei Gläser, schenkt sich ein, hebt sein Glas und sagt: »Prost ... auf dich, Doris!«

Gelb schimmert der Kognak im Glas. Vorzügliche Ware, aus Frankreich, von Klaus geschickt! ...

Doris stolperte, taumelte, verlor den Koffer, rastete einen Moment. Die Mutter ...

»Was machst du denn für Sachen, Doris? ... Was? Weggelaufen? Ohne Urlaubsschein? ... Mein Gott, wie kannst du so etwas tun?« Sie hat den leise klagenden Ton, den sie immer anwendet, wenn sie bei ihren politisierenden Kaffeekränzchen auf Zweifel ihrer Damen stößt.

»In welche Situation bringst du mich?« fährt sie fort. »Nein, das ist doch alles Unsinn! Das ist nur Gewäsch! ... Die Feinde der Bewegung stecken überall ... Du mußt sofort zurück in dein Lager! ... Ich möchte nicht, daß meine Tochter ...«

Doris nahm den Koffer wieder in die Hand. In die linke, in

die rechte. Sie spürte die Schwielen auf der Haut. Die Oberarme zogen wie Mühlsteine nach unten. Hundert Meter noch bis zum Bahndamm.

Sie schaffte sie, stellte den Koffer ab, setzte sich darauf.

Wohin?

Zurück ins Lager? Mein Gott, die Arbeitsdienstführerin ... Doris sah das vertrocknete, altjüngferliche Gesicht und seine schnaubende Reaktion. Auf einmal drehten sich alle Begriffe vor ihr: Elternhaus, Staat, Arbeitsdienst, Hitlerjugend ... alles wankte und schwankte und paßte nicht mehr zueinander. In dieser Stunde war Doris zu verwirrt, um damit fertig zu werden, um sich zu verteidigen.

Sie hielt sich eher für eine schlechte Nationalsozialistin als für eine gesunde, junge Frau. So suchte sie die Schuld bei sich, weil sie nicht glauben wollte, daß die eingehämmerten Maßstäbe ihres Lebens krank waren.

Das Fieber verebbte. Mit glanzlosen Augen stand das Mädchen an der Schranke neben der kleinen Station. Doris starrte auf die Schienen.

Plötzlich bremste ein Wagen vor ihr. Seine Räder radierten auf dem Kies. Doris zuckte zusammen. Der Mann am Steuer trug SS-Uniform. Er gehörte zum Stammpersonal des Lebensborns. Der Heimleiter hatte ihn als Schergen ausgeschickt.

»Steigen Sie ein!« sagte der Uniformierte barsch.

»Ich ... ich wollte ...«, erwiderte Doris.

»Das können Sie alles dem Sturmbannführer sagen.«

Sie mußte ihren Koffer selbst verladen. Dann stieg sie ein. Blicklos, glücklos, wortlos kauerte sie auf ihrem Sitz.

Der Fahrer gab Gas. Der Kübelwagen holperte zurück in das Heim, das zu ihrem Schicksal werden sollte ...

Auf einmal empfindet Klaus Steinbach fürchterliche Angst

um Doris. Seine Augen tasten sich im Schulungsraum über die Erbsen und Kastanien an der Wandtafel hinweg. Doris ... warum ist sie weggelaufen? Vielleicht meinetwegen? Zwischen Schuld und Verantwortung spürt er auf einmal den grellen Strahl jäher Freude.

Dann aber denkt er wieder militärisch-exakt: Was kann der Sturmbannführer gegen sie unternehmen? Meldung wegen unerlaubter Entfernung? ... Strafarbeit in einer Rüstungsfabrik? ... Versetzung in ein namenloses Nest am Ende der Welt? ... Parteiverfahren? ... Als Bodensatz dieser Überlegung bleibt bei Klaus zurück: es darf nicht geschehen!

Er betrachtet den Heimleiter, den er haßt, seitdem er ihn sah. Er kräuselt die Lippen über seine botanisch-biologisch-rassenhygienische Wissenschaft, quer durch den Gemüsegarten. Dann wandert sein Blick zu Erika, der Jungführerin, weiter. Sie ist eine Freundin von Doris, denkt er. Ich muß mit ihr sprechen.

Bei der gemeinsamen Mittagstafel setzt er sich einfach neben sie. Er sucht einen Anfang, findet ihn nicht und zerschneidet zornig seinen Burgunderbraten. Haben sie Doris wieder eingefangen? Er hofft und fürchtet es gleichzeitig ...

Klaus sehnt sich nach seinem Feldflughafen. Er denkt an seinen Kommodore mit dem Kinn aus Nußbaumholz. Er sieht ihn breit und bullig aus der Me klettern und an seiner Zigarette kauen. Was würde er an meiner Stelle tun? Wie könnte sich Oberstleutnant Berendsen hier zurechtfinden, der alles auf der Welt, außer seinem Steuerknüppel und seinem Schnapsglas, mit spitzen Fingern anfaßt?

»Sie sind aber schweigsam, junger Mann«, sagt Erika.

»Ja«, erwidert Klaus verworren.

»Das ist aber mal 'ne Antwort!«

»Sie sind eine Freundin von ... Doris?«

»Sie kennen Doris?« fragt die Jungführerin schnell zurück.

»Ja«, entgegnete er, »ich habe ... ich meine ... wir waren ...«

»Was waren Sie?«

»So etwas wie verlobt ...«

»Heiliger Strohsack! Also darum!« sagt Erika erschrocken. Dann sieht sie den Oberleutnant voll an, lächelt und fragt: »Und?«

Er zuckt die Schultern.

»Das Reden haben Sie nicht erfunden ...«

Erika wendet sich wieder ihrem linken Nachbarn zu.

Nach dem Dessert sagt sie zu Klaus:

»Sie sehen so konsequent an mir vorbei, daß ich denke, ich bin gar keine Frau.«

»Sie sind ... seid Ihr denn welche?«

»Was soll das heißen?«

»Na, wenn man sich hierher meldet.«

»Wir haben uns nicht hierher gemeldet, verstehen Sie! Und wenn wir uns hierher gemeldet hätten, dann wär's auch alles ... Wenn Sie mich fragen ... ich bin immer noch lieber hier, als daß ich Böden schrubbe, Rüben hache und Erbsen putze.«

»Und ... hinterher?«

»Hinterher?« antwortet Erika verächtlich. »Mensch, hinterher! ... Ja meinen Sie denn, ich laß mich hier mit so einem Knilch ein? ... Ja glauben Sie denn ...« Sie deutete auf Westroff-Meyer. »Eher freß' ich noch seine stacheligen Kastanien!«

»Guten Appetit«, versetzt Klaus heftig.

»Nee«, ergänzt Erika, »so nicht ... so geht's bei mir überhaupt nicht ... und wenn der Reichs-Heini persönlich käme.«

»Und ... die anderen?«

»Was gehen mich die anderen an!« entgegnet Erika gereizt.
»Ich hab' nur für mich zu sorgen ... Und wenn Sie Doris meinen ... dann sage ich Ihnen: zweimal nicht! ... Verstehen Sie?«

Klaus nickt verwirrt.

»Sie haben Krach mit ihr gehabt?«

»Ja.«

»Sie haben sie weggetrieben ... Sie sind also schuld, daß sie ...«

»Ja«, sagt Klaus leise.

»Dann sorgen Sie auch gefälligst, daß Doris aus diesem Schlamassel wieder herauskommt!«

»Wie ... seid Ihr denn ... hierher ...?« fragt der Oberleutnant.

»Ganz einfach«, antwortet Erika, »zuerst hieß es: vortreten, wer dem Führer ein Opfer bringen will. Da haben wir uns gemeldet. Und dann wurden wir ausgesucht ... Und dann haben wir überhaupt erst erfahren, um was es geht.« Erika lacht schnell und spöttisch. »Aber das dürfen Sie mir glauben ... bei so was ... da hört sich bei mir der Nationalsozialismus auf!«

Klaus zuckt zusammen. Er, der sonst die Faust ballt, wenn man etwas gegen die Bewegung sagt, wird auf einmal von der Lästerrede des jungen Mädchens gestreichelt. Er sieht sich in der Runde um. Die allgemeine Befangenheit hat sich wieder um ein Stück verringert. Zur Linken und Rechten des Sturmbannführers sitzen, wohl als besondere Auszeichnung des Heimleiters, die ersten Paare. Vor dem Essen kam es zu einer Eifersuchtsszene zwischen zwei SS-Unterführern. Sie galt der zerwühlten Hannelore, die am Frühstückstisch stolz und geschmacklos erzählte. Die einen grinzen dämlich, den anderen wurde es übel. Sie sollten in den nächsten Wochen noch oft erleben, wie die Weltanschauung zum Kaffeeklatsch und der Kaffeeklatsch zur Weltanschauung wurde ...

Und dazwischen springen die ersten Flirts von Platz zu Platz, kreiseln Sympathie und Abneigung um den großen Tisch, Enttäuschung und Hoffnung, Wunsch und Verzicht. Und die Gesellschaft der nach Tabellen ausgewählten und vom Zufall zusammengestellten 50 Menschen rollt wie ein Reiseomnibus in das Verhängnis.

Erika hat ja recht, überlegt Klaus Steinbach. Natürlich ... Aber das hier, das sind Auswüchse, ohne die es eine große Weltanschauung nicht gibt. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, denkt er.

»Eins kann ich Ihnen noch sagen«, platzt Erika in seine Gedanken, »wissen Sie, was Sie sind, Herr Oberleutnant?«

Sie trinkt ihren Apfelsaft aus, leckt sich mit der Zunge die Lippen und ergänzt ungeniert:

»Ein Esel!«

In diesem Moment betritt Doris wieder das Haus, aus dem sie flüchten wollte. Mit dem zögernden Schritt und dem verfallenen Gesicht einer unschuldig Verurteilten, die in das Gefängnis muß. Sie sieht auf den Boden, folgt dem Fahrer stumm und stumpf bis zu dem Büro des Sturmbannführers Westroff-Meyer.

Doris hört seinen polternden Schritt und seine wuchtigen Worte schon von weitem. Er reißt die Tür auf, betrachtet das im Vorzimmer zusammengekauerte Mädchen mit kleinen Augen und drohend:

»So, Sie! ... Kommen Sie mal herein!«

Er geht voraus und bietet ihr keinen Stuhl an. Sein Karpfenmaul verwandelt sich in einen Hechtschlund. Gleichzeitig poltert er los:

»Sie sind Angehörige des weiblichen RAD ... Sie sind sogar Unterführerin ... Sie haben sich unerlaubt entfernt ... Von der Truppe ... im Krieg ...«

Die Lippen von Doris werden schmal. Das also war der Trick der Freiwilligkeit. An diesem Hebel wird notfalls gedreht

...

Westroff-Meyer spürt den Widerstand des Mädchens. Seine Stimme klettert über die Tonleiter der Parteisprache:

»Was fällt Ihnen ein? ... Fahnenflucht! ... Desertion! ... Defätismus! ... Sie haben den Führer verraten! ... Sie sind ihm in den Rücken gefallen! Sie werden vom gesamten Lehrgang verachtet!«

Doris hört zu, ohne ihn zu verstehen. Dazu nickt sie kläglich mit dem Kopf, als ob sie ihm recht geben wolle. Aber es sind nur Reflexbewegungen auf die Vorwürfe, die wie ein Dampfhammer auf sie prasseln.

»Ich könnte Sie vernichten! Was heißt: ich könnte«, unterbricht sich der Sturmbannführer selbst, »ich werde es tun! Ich werde die Sache weiterleiten!«

Er bleibt wieder stehen, fuchtelt mit den Fäusten.

»Verräter gehören zertreten! ... Sie paktieren mit dem Feind ... Sie sind nicht wert, eine Deutsche zu sein! ... In diesem Schicksalskampf unseres Volkes!«

Noch bevor ihm die Luft ausgeht, verlassen den Heimleiter die Phrasen. Der Rest ist Hustenkampf. Mitten im Satz bleibt er stecken. Dann sagt er leise:

»Was haben Sie dazu zu sagen?«

Doris fühlt, wie sich alles in ihr nach unten zieht. Sie muß etwas erwidern, aber sie bringt es nicht fertig. Sie fürchtet sich vor seinen kleinen, tückischen Augen. Sie hat Angst, daß er mit dem dunkelbehaarten, seltsam rosa Handgelenk, das ihr widerlich ist, nach ihr schnappen könnte. Sie senkt den Kopf, sucht an dem übergroßen Schreibtisch einen Halt. Aber er ist zu weit weg.

»Ich ... ich kann hier nicht ...«, antwortet sie dann mit

tonloser Stimme.

»Was können Sie hier nicht?«

»Mitmachen ...«

»So mitmachen können Sie hier nicht ...« Er geht ein paar Schritte hin und her. »Gerade Sie!« fährt er dann fort, »Sie haben die Schulung doppelt nötig!« Seine Hand schnellt nach vorne. »Kennen Sie den Unterschied von F-i- und F-z-Generation?«

»Nein«, erwidert Doris.

»Was wissen Sie von Mutation? Von Erbsprüngen?«

Die Jungführerin schweigt.

»Sehen Sie«, sagt Westroff-Meyer, »wie nötig Sie den Unterricht haben?«

»Gegen den Unterricht habe ich ja nichts ...«

»Gegen was denn?« bellt sie der Sturmbannführer an.

»Ich möchte ... ich will hier nicht ... ich habe Ihnen doch schon gesagt ... persönliche Gründe ...«

»Was heißt persönliche Gründe, wenn es um das Reich geht?«

»Ich bin verlobt.«

»Und?« schnauzt sie der Heimleiter drohend an.

»Mein Verlobter ist hier.«

»Was hier? ... im Ort?«

»Nein.«

»In der Kaserne?«

»Nein.«

»Ja, wo denn dann, zum Teufel?« »Hier ... im Haus«, versetzt Doris hauchleise ...

»Was sagen Sie da? ... Hier beim Lehrgang? ... Wer?«

»Klaus Steinbach.«

»Der Oberleutnant von der Lüftwaffe?«

»Ja.«

Westroff-Meyer gibt seine drohende Haltung auf der Stelle auf. Er läßt sich langsam in den Sessel zurückfallen. Sein Gesicht verändert sich in einer Sekunde. Zuerst steigt ihm eine flüchtige Röte bis an die Schläfen. Dann grinst er breit. Ein Goldzahn blinkt. Der Sturmbannführer stemmt beide Arme in die Rippen.

Dann lacht er los. Es hört sich an, als ob ein Riese schnarcht. Er lacht, daß sein Kopf hin und her pendelt. Er lacht, bis ihm die Tränen aus den Augen kullern. Es schüttelt ihn, bis er in Atemnot gerät. Und dann gehen seine Laute in Gewieher über. Er trommelt mit beiden Fäusten auf die Tischplatte und zwischendurch brüllt er:

»Das ist ja großartig, Mädchen! Das ist ja fabelhaft! ... Und deshalb laufen Sie weg? ... Ich wird' verrückt!«

Er wischt sich die Tränen aus den Augenwinkeln und geht auf Doris zu. Er legt den Arm auf ihre Schultern. Sie zuckt zusammen. Aber der Sturmbannführer merkt es nicht.

»Ihr Verlobter? ... Hier im Haus? Einer von unserem Lehrgang?« röchelt er mehr, als er sagt. »Und da haun Sie ab?« Endlich wird er mit seinem Zwerchfell fertig.

Doris biegt den Kopf zur Seite. Sie verspürt nur Ekel, sonst nichts.

»Das ist ja prima!« schreit Westroff-Meyer, »das ist ja großartig! ... Und jetzt machen wir 'ne richtige Lebensbornhochzeit! ... So etwas war noch nie da! ... Ihr macht das vor ... Das ist ja fantastisch! ... Der Führer wird seine Freude haben!« Er betrachtet das verstörte Mädchen.

»Ach so ...«, sagt er dann mit geölter Stimme, »Ihr Fall ist eingestellt ... selbstverständlich ... Gehen Sie zurück in Ihr Zimmer ... ich arrangiere alles: Blumen, Sekt ... 'ne Hochzeit!

... Ich wird' verrückt!«

Der Sturmbannführer drückt dem Mädchen die Hand, schiebt fast zur Tür hinaus und ruft dem Uscha in seinem Vorzimmer zu:

»Holen Sie mir den Oberleutnant Steinbach ... aber dalli, dal!«

Jetzt erwacht Doris ganz aus ihrer Trance. Sie geht rasch über den Gang, um Klaus nicht zu begegnen ...

Nachmittag ist dienstfrei. Jeder nutzt es auf seine Weise. SS-Hauptsturmführer Kempe schreibt einen Brief an seine Frau, dann fährt er in das Städtchen, um seine Schnapsvorräte zu ergänzen. Klaus Steinbach legt sich in einen Liegestuhl auf der Terrasse und wartet vergeblich auf die schmächtige Herbstsonne und auf Doris. Erika hört Radio. Lotte betrachtet sich im Spiegel. Zum erstenmal richtig, seitdem sie lebt.

Seit der lange Hauptsturmführer sie verlassen hat, ist sie nicht nur von seiner »politischen Haltung« enttäuscht. Sie spürt, daß sie als Frau nicht gefällt. Obwohl sie noch jung an Jahren ist, wirkt sie doch bereits wie ein spätes Mädchen, für das die Liebe noch zu früh kommt.

Sie bastelt an ihren Haaren herum. Sie löst die Zopfkrone, läßt die blonden, langen Strähnen auf die Schultern fließen, spitzt den Mund, gefällt sich besser und entschließt sich doch wieder zur alten Frisur.

Sie geht nach unten, ist wie immer abseits, hat keinen Anschluß. Wer ihr begegnet, spricht ein paar belanglose Worte mit ihr und geht ihr dann aus dem Weg. Zuerst bemerkt sie es nicht einmal. Aber nun beginnt es weh zu tun.

Lotte setzt sich in den Leseraum, greift nach einem Buch. In einem Klubsessel in der Ecke sitzt ein Untersturmführer mit dem Gardemaß der Rassefibel. Er steht höflich auf, stellt sich vor.

»Fritz Lange ...« Dann fragt er: »Sie fühlen sich hier auch nicht richtig wohl?«

»Nein ... nicht ...«, erwidert Lotte.

Der Offizier nickt.

»Ich kann mir das ganz gut vorstellen«, sagt er, »es ist alles ganz anders gedacht ... wer an die Bewegung glaubt, muß von diesem Betrieb hier enttäuscht sein.«

Lotte nickt lebhaft. Dann betrachtet sie den Mann, das Gesicht ... was sie bisher nie tat. Für sie waren Männer nur Wesen, die Stiefel trugen und in einer Uniform steckten. Fritz Lange hat einen schmalen Kopf, eine hohe Stirn und schon etwas schüttere Haare, was die Stirn noch höher erscheinen läßt. Die schwarze Uniform sitzt eng um seine lange Gestalt.

»Wenn ich Sie störe ... «, sagt der Untersturmführer.

»Nein, keineswegs.«

»Wir zwei«, sagt der Offizier dann, »wir nehmen unsere Sache ernst, nicht?«

»Ja«, antwortet Lotte.

»Wir sind auch reif dafür«, fährt er fort, »wissen Sie, unter dem Weizen ist noch viel Spreu ...«

»Ja ... kommen Sie von der Front?«

»Ja.«

»Was sind Sie?«

»Infanterie.«

»Keine schöne Waffengattung, nicht?«

»Schön oder nicht schön«, entgegnet er, »es geht um unser Volk.«

»Sie gefallen mir«, versetzt Lotte. Dann errötet sie, betrachtet wieder dieses Gesicht und merkt auf einmalbeklommen, daß nicht nur seine Worte, sondern er selbst auf sie Eindruck machen. Ich hätte meine Haare doch offen tragen

sollen, denkt Lotte ... und erschrickt.

In diesem Moment kommt Hauptsturmführer Kempe lärmend von seiner Besorgung zurück. Er reißt die Türen auf, sucht Anschluß, findet ihn nicht, stößt auf der Terrasse auf Oberleutnant Steinbach.

»Mensch, hab' schon jehört«, sagt er, »du heiratest ja! ... Herzlichen Glückwunsch ... ick wird' dir 'ne volle Pulle stift'n!«

»Hochzeit?« fragt Klaus mit hoher Stimme.

»Na, 'ne Beerdigung wird's schon nicht werden ... und hübsch is se ooch noch.«

»Hau ab!« versetzt Klaus.

»Haste Erika jesehn?« fragt Kempe.

»Nein.«

»Die wird' ich mir mal uff's Korn nehmen ... jefällt mir noch am besten von dem janzen Haufen hier ...«

Er läßt Klaus sitzen und fahndet nach dem Mädchen. Er stößt die Tür zur Bibliothek auf, sieht Lotte, bleibt stehen, grinst, schüttelt sich wie ein nasser Hund.

»Na«, sagt er gutgelaunt, »haste einen jefunden?«

Der Untersturmführer Lange deutet im Sitzen eine Ehrenbezeigung an.

Kempe nickt und verschwindet rasch.

»Das ist auch so einer, der nicht hierher gehört«, stellt Lange verächtlich fest.

Inzwischen stößt der lange SS-Offizier im Musikzimmer auf Erika. Er geht breitbeinig auf sie zu. Sie dreht sich lachend zu ihm um und sagt:

»Heil, Hauptsturmführer!«

Er streckt ihr lachend die Hand hin.

»Quatsch!« sagt er, »ick heeße Horst ... und du bist Erika,

abgemacht?«

»Von mir aus.«

»Du jefallst mir prima.«

»Dank' für die Blumen.«

»Doch ... du bist knorke ... aber der Laden hier, der ist müd', den wird' ick heute abend mal auf Trab bringen ...«

Erika erwidert ironisch:

»Wir sind doch hier zu einem ernsten Zweck.«

»Na ja«, grinst Kempe, »kannste ooch haben.« Er beugt sich an ihr Ohr und verrät sein Geheimnis: »Du, ick hab' Nachschub besorgt ... Schnaps.«

»Klingt gut.«

»Na, wie wär's?«

»Was?«

»Wir könnten uns etwas anfreunden.«

»Das schon«, antwortet Erika, »aber ohne den ernsten Zweck.«

»Was meenste denn damit?«

»Weißt du«, erklärt das Mädchen lachend, »ich mache nicht mit ... auch wenn das hier 'ne Hühnerfarm werden soll.«

»Ach so«, erwidert er, »ist schon was dran ...« Zuerst lacht er, dann sucht er die Pointe: »Aber man braucht doch nicht gleich 'ne Kuh kaufen, wenn man ein Glas Milch will!«

»Die Kuh bin wohl ich?«

»Nein ... so war's nicht jemeint ... ick seh' schon ... wir vertragen uns prima! Biste von Berlin?«

»Ja«, entgegnet das Mädchen.

»Knorke«, versetzt Hauptsturmführer Kempe, »ick ooch ... wir machen's uns jemütlich, wat?«

»Ja«, erwidert Erika, »aber zuerst muß ich noch nach meiner

Freundin sehen.«

Sie lächelt noch am Gang. Männer vom Schlag Kempes gefallen ihr.

Doris hat den Koffer wieder ausgepackt und ihre Sachen in das Spind gelegt. Ebenso empört wie gleichgültig, ebenso verzweifelt wie hoffnungsvoll. Am Nachmittag besuchte der Heimleiter sie auf ihrem Zimmer.

»Alles in Ordnung«, sagte er.

Dann polterte er wieder hinaus.

Jetzt erwartete und fürchtete das junge Mädchen die nächste Begegnung mit Klaus.

Beim Abendessen saß er wieder weit weg von ihr. Doris senkte den Kopf. Sie spürte seinen Blick, aber sie wagte nicht, ihn zu erwidern. Sie konnte sich vorstellen, wie seine Aussprache mit Westroff-Meyer verlaufen war. Jedes Wort war peinlich und verletzend. Sie hatte Angst vor dem nächsten Schritt und wußte nicht, wohin er führen würde.

Dann kamen der Abend, die Dämmerung, die Nacht. Doris ging nach draußen, als es im Haus lustig wurde. Alle starnten sie an. Alle kannten ihre Geschichte. Alle wollten Trauzeuge einer Lebensborn-Hochzeit werden.

Dann war es wie am ersten Abend. Auf einmal blieb ein Schatten stehen. Es war Klaus. Er sagte hastig, mit blecherner Stimme:

»Ich muß mit dir sprechen.«

Doris sah ihn rasch an. Sein Gesicht war verbissen. Er tat ihr leid. Es muß ihm schwerfallen, dachte sie.

Sie liefen stumm nebeneinander her. Die Befangenheit legte sich auf die Stimme von Klaus.

»Es tut mir leid ...«, begann er mit schwerer Zunge. »Ich ...«

Dann wurde er wieder stumm. Er wußte selbst nicht, was ihm leid tat. Der Zorn war vorbei. Und er stand inmitten der

verbogenen Situation, in die ihn der Rassenwahn der Westroff-Meyer manövriert hatte. Am liebsten ginge er sofort zur Front zurück. Aber das galt hier nicht. Erst eine Pflicht, dann die andere. Erst wird gelebt, und dann wird gestorben ... Obwohl Klaus Steinbach lieber sterben möchte als so leben ...

Wieder stehen sie vor Hitlers dürrer Eiche. Am besten, dachte Klaus, ich nenne es beim Namen, ich sag' Doris, was los ist.

»Der Dingsda ... dieser Westroff-Meyer, hat mit mir gesprochen.« Es war ihm anzumerken, daß er es rasch hinter sich bringen wollte. Doris nickte.

»Mit mir auch«, erwiderte sie leise. Ihr Blick blieb an den Schwingen seines Pilotenabzeichens hängen, und sie fürchtete, daß sich der Adler gleich auf sie stürzen würde. »So ...«, sagte er dann verwirrt, »mit dir auch?« Er verschränkte die Hände auf dem Rücken. Er nagte an seiner Unterlippe.

»Dann weißt du's ...« Er hob seine Augenbrauen. »Was?« fragte Doris.

Klaus zeichnete mit dem Fuß Kreise in den Kies. »Ich soll ... soll dich ... heiraten ...«

Doris atmete tief aus und ein. Eine taumelige Wespe summte an ihrem Ohr vorbei. Der Abend war kalt und nebelig. Das Mädchen fror, obwohl ihm heiß wurde. »Ja«, erwiderte Doris dann, »ich weiß.«

Die Stiefelspitze von Klaus zeichnete weiter. Er knirschte an Worten, als ob er Sand zwischen den Zähnen hätte. Bis hierher kam er. Aber wie es jetzt weitergehen sollte, wußte er nicht. Er sah die schlaff herabhängenden Arme von Doris. »Und du?« fragte sie, »wirst du es tun?«

Der Oberleutnant zuckte zusammen. Er hatte sich den Augenblick, da er Doris bitten würde, seine Frau zu werden, ganz anders vorgestellt. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Aber der Geschmack blieb bitter.

»Nun, Klaus ...«, die Stimme von Doris klang noch sanfter.
»Du führst doch sonst jeden Befehl aus ... diesen nicht?«

Jetzt sah er sie zum erstenmal voll an. Der ruhige Ton ihrer Stimme machte ihm bewußt, wie verletzt sie war. Und hier stand ich, dachte Klaus, und sagte: »Ich will dich nie mehr wiedersehen!«

»Doris ...«, murmelte der Oberleutnant, »würdest du es denn tun?«

In ihrem schmalen Gesicht blühte ein Lächeln und ging unter. Auf ihrer Stirne zeigte sich Röte und verblaßte. Um ihren Mund zuckten Gefühle, bis sich ihre Lippen spannten. Sie mochte ›ja‹ sagen und mußte mit ›nein‹ antworten. Sie mochte lachen und würde weinen. Sie wollte Klaus haben und konnte ihn so nicht bekommen.

Doris schwankte leicht. Sie stand wieder auf dem Sechs-Meter-Turm der Badeanstalt und sollte springen. Das Brett federte, und unten, im blendend weißen Sand, in der Sonne, lag Klaus und lachte:

»Na, spring!« schrie er, »du Angsthase!«

Sie sprang. Damals ... Jetzt sagte sie mit einer Stimme, die Klaus noch nie gehört hatte:

»Nein.«

Da schlugten die Wellen wieder über Doris zusammen ...

Sein Gesicht kam ganz nahe. Es war nicht mehr kalt und abweisend. Aber es wirkte ernst und traurig. Sie fühlte seine Hand an ihrem Ellbogen.

»Und warum nicht?« fragte er gepreßt.

Sie wendete den Kopf über die Schulter. Sie wollte sich die Erregung nicht anmerken lassen.

»Ich will nicht ... auf Befehl geheiratet werden«, antwortete sie mühsam. »Am allerwenigsten ... von dir ...«

Der Druck an ihrem Ellbogen wurde fester. Sie spürte jeden

seiner Finger einzeln.

»Doris«, quetschte Klaus heraus, »ich war so ... so kindisch ...«

Sie schwieg. Dann nickte sie. Ganz schnell. Ehe es zu spät war.

»Ja«, flüsterte sie.

»Ich bin's nicht mehr«, fuhr er fort. Ungelenk streichelte er ihren Kopf.

»Nein«, erwiederte Doris. Ihre Stimme tanzte auf einem dünnen Seil. Dann lachte sie leise durch einen Schleier, hinter dem das Gesicht von Klaus verschwamm.

Sie standen voreinander und berührten sich nicht. Sie waren glücklich und gaben es nicht zu. Sie wirkten hilflos und wollten es bleiben.

Und Doris wünschte, diese Minute im Garten würde nie zu Ende gehen ...

Hauptsturmführer Horst Kempe kam aus dem Haus. Ihn begleiteten Stimmengewirr, Radiogeplärr und Erika. Und er schrie mit röhrender, rostiger Stimme über den Park:

»Alle mal herhören! Nu kommt schon endlich ins Haus! Heute geht's los! Rabatz in allen Stuben! Eintritt frei! In der ersten Abteilung sehen Sie die Galavorstellung des Lebensborns ... danach: allgemeiner Budenzauber und Ringelpiez mit Anfassen!«

Sein Lachen rollte durch den Garten wie das Grollen eines aufziehenden Gewitters.

Die Türen standen offen. Der Korridor wurde zur Tanzfläche. Die Stube des Hauptsturmführers Kempe zur Bar. Kempe lehnte am Tisch, in Nachthemd, Langschläfen, mit umgeschnalltem Koppel, die Offiziersmütze verkehrt auf dem Kopf. Seine Zigarette wanderte vor Vergnügen fast bis ans linke Ohr. Er hielt Erika im Arm.

Ein Panzerleutnant seufzte vor Begeisterung. Er wischte sich die Tränen aus den Augen, als er über den Flur ging. Er riß die Hakenkreuzfahne neben dem Führerbild in der Andachtsecke ab, kam zurück und legte sie über die Lampe in Kempes Bude.

Kempe stieg auf den Tisch.

»Volksjenossen!« schrie er, »werdende Mütter und Väter ...
nal herhören ... es jibt eckige und runde Kellerasseln, es jibt
auch stachelige und glatte ... die stacheligen sind die, wo sich
licht rasieren ... Ick muß doch alle Kameraden bitten, auf die
lasur zu achten!«

Sie schrien durcheinander, ihr Gelächter klang wie rostiges
Blech. Kempe sprang vom Tisch, fiel und stand sofort wieder
auf. Er tapste nach Erika und raunte ihr ins Ohr:

»Jetzt wolln wa uns mal um uns kümmern ...«

»Du bist blau«, antwortete das Mädchen.

»Na, wenn schon!«

In einem Türrahmen lehnten Doris und Klaus Steinbach. Das
Mädchen starre mit großen Augen auf Kempes Karussell. Sie
stützte sich auf den Fliegeroffizier, lachte leise.

»Eigentlich hat er recht«, sagte Klaus und wies mit dem
Kopf auf den Hauptsturmführer.

»Ja«, erwiderte Doris lächelnd, »er bekämpft die Peinlichkeit
auf seine Weise.«

»Und wir?«

»Wir haben keine ...«, entgegnete das Mädchen, »wir sind
hier nur zu Besuch.«

»Aus Versehen ...«, ergänzte der Oberleutnant. Dann spürte
er, daß Doris zitterte.

»Frierst du?« fragte er.

»Ein bißchen«, erwiderte sie, aber ihr Lächeln paßte nicht zu
ihren Augen. Auf einmal hatte sie Angst. Sie fühlte in diesem

Moment instinkтив, daß ihre Begegnung mit dem Lebensborn nicht mit einer lärmenden Party beendet sein würde. Sie fürchtete die Zukunft, ohne zu wissen, warum.

»Ich bin ja da ...«, sagte Klaus.

»Ja«, erwiderte Doris.

Hauptsturmführer Kempe und sein Schatten, der Panzerleutnant, betrachteten sie mit glasigen Augen und torkelten auf sie zu.

»Das Brautpaar!« lallte Kempe. Er streckte Klaus das rechte Bein zur Begrüßung hin. »Im Namen des Festkomitees«, grölte »gratuliere ich euch zur Hochzeit ... hier in diesem Theater!«

Er drehte sich nach den anderen um und dirigierte das dreimalige:

»Zicke-zacke, zicke-zacke, heil, heil, heil!«

»Komm«, sagte der Fliegeroffizier zu Doris, »ich muß an die frische Luft, sonst wird mir schlecht.«

Sie schafften den Rückzug, weil Kempe eben die Treibjagd auf die Außenseiter organisierte. Er zählte laut ab und kam nicht über zwanzig.

»Denen helfen wa uff die Beene«, schrie er. Die Männer in den Nachthemden teilte er als Stoßtrupp ein. Er führte sie an die Kisten mit dem Luftsichtsand und an die Wassereimer. Er schwang die Schaufel, vermischte beides zu einem Brei. Dann ging Kempe von Tür zu Tür, polterte mit den Füßen dagegen.

»Aufmachen!« brüllte er, »Luftschutzübung!«

Wenn nicht freiwillig geöffnet wurde, schlug er die Tür ein, kippte den nassen Sand in die Betten. Binnen fünf Minuten war das Lebensbornheim zweckentfremdet. Der Zug des Vergnügens vermehrte sich durch Mißvergnügte.

Kempe grinste dämlich.

»Hör doch auf!« sagte Erika, »gleich muß der Sturmbannführer kommen.«

»Laß man ... den Schreibtischhengst mach' ick och noch fertig ...«, lärmte der Hauptsturmführer. Trotzdem sah er einen Augenblick mißtrauisch über den Gang.

Aber der Heimleiter Westroff-Meyer ließ sich weder sehen noch hören. Er hatte heute seine neue Sekretärin nachkommen lassen, ein junges Ding mit pechs Schwarzen Haaren und dunklen Kohlenaugen, das nicht gerade in die Rassenfibel paßte. Aber der Sturmbannführer hatte das Mädchen Ruth nicht für die Ziele des Lebensborns, sondern für sich selbst ausgewählt.

»Wenn er kommt«, plärrte Kempe, »denn sperrn wa ihn ein ... denn kann er den Unterricht für morjen vorbereiten ... den Erbjang der Kellerasseln ...«

Er begann die leeren Flaschen durch die Fenster zu werfen, ohne die Scheiben zu öffnen.

»Aufstellen zur Parade!« rief er.

Die Gänge zitterten unter ihren Marschstiefeln. Zuerst die Männer, dann die Mädchen, dann paarweise. Und das alles endete immer wieder bei den unerschöpflichen Schnapsvorräten des Gastgebers.

Schließlich hatte Kempe eine letzte Idee. Er ging mit dem Panzerleutnant an sein Spind. Gemeinsam wuchteten sie eine schwere graugestrichene Offizierskiste herunter. Gemeinsam verloren sie dabei das Gleichgewicht und landeten unter der Kiste, rappelten sich wieder hoch.

»Ist doch noch genug zu trinken da«, maulte Erika.

»Wir suchen nich Schnaps«, ächzte der Hauptsturmführer, »jetzt wird' ick dir mal wat vorführn, was du noch nie jesehen hast.«

Sie hoben die Kiste auf den Tisch und öffneten sie.

»Is det jar nischt?« fragte der SS-Offizier stolz, als er ein Gerät in die Hand nahm, das Erika zunächst für einen

Blumentopf hielt.

»Staunste, wat? ... Det is n' Nebeltopf ... hab' ick immer bei mir, für alle Fälle ... hab' schon viele Beizen damit ausjeräuchert ... Mensch, in Frankreich ... damals, weeßte ... in so 'nem Kabuff, ›Zum blauen Affen‹«, er lachte laut und dröhnend, »und denn sind wa mit der Kasse jetürmt und ham se im ›Roten Papagei‹ verjubelt ... weeßte, mit dem Wehrsold alleene is det nich zu schaffen ...«

»Solche Sachen machst du?« fragte Erika mißtrauisch.

»Ja, weeßte, Mädchen ... det Leben is kostspielig ... der Soldat braucht wat für'n Durst und wat für's Herze ... na, nu hab' ick ja dich ...«

»Denkste«, versetzte das Mädchen.

»Und jetzt wern wa det Haus mal unter Dampf setzen ... für wat bin ick 'n alter Pionier ...«

Er fingerte noch drei Meter Kabelzündschnur aus seinem Koffer. Dann ging er mit dem Panzerleutnant auf den Korridor. Sie stützten sich gegenseitig mit wechselndem Erfolg.

Wirklich zischte der trübe, gelbe Nebel in alle Richtungen aus dem Topf, füllte die Gänge, die Stuben. Erschrockene Mädchen rannten durch die dicke Suppe. Das Fest verwandelte sich in einen Herbstmorgen am Wattenmeer. Kempes rote Lampe baumelte in seinem Zimmer im Nebel wie das Positionslicht eines Krabbenkutters.

»So, jetzt sucht mal eure Betten!« tobte der Hauptsturmführer.

Der Panzerleutnant platzte vor Lachen.

»Mensch«, stöhnte er, »ich melde mich auch noch zu den Pionieren.«

»Det is 'ne Waffengattung, wat?« fragte Kempe stolz.

Nach fünf Minuten hatte der Nebeltopf seinen üblen Inhalt ausgespuckt. In seinen Schwaden löste sich der Budenzauber

auf. Zurück blieb der Dunst von Alkohol und der Geruch von Chemie. Und zwischen beiden verlor sich irgendwo im Haus ein Mädchenlachen ...

An Lotte und dem überzeugten SS-Untersturmführer Lange ist das Treiben Kempes vorbeigegangen, denn beide halten sich im zweiten Stock auf. In Lottes Zimmer. Flucht, nicht Erwartung.

»Schrecklich«, sagt Lotte. Sie sitzt mit bloßen Füßen und angezogenen Knien auf ihrem Stuhl.

»Ja«, erwidert Lange, »es ist eine Schande ...«

Ihre Hand streift scheu sein kurzes, leichtgewelltes Haar.

»Ein Glück ... daß du ganz anders bist ...«

»Du auch«, meint Fritz Lange.

»Wir zwei, nicht?«

»Ja, wir zwei ...«

Lotte betrachtet den Untersturmführer mit großen, scheuen Augen. An das Opfer, das sie bringen will, denkt sie nicht mehr. Sie steht erschrocken und erschüttert vor einem Wunder: sie liebt den Mann, den sie kaum zwei Tage kennt. Sie liebt zum ersten Male in ihrem Leben. Und das macht sie weich, zart und nachdenklich. Das läßt sie Zeit und Ort vergessen, mitunter sogar das Ziel.

Die Stuben sind uniformiert wie der Zweck: ein Spind, ein Tisch, ein Schemel. Das Bett aus Stahl. Die Wäsche buntkariert. Nur kaltes Wasser in der Leitung. Aus dem Inventarverzeichnis an der Tür geht hervor, daß zur Bestückung des Raumes noch ein Eimer und ein Besen, ein Lichtschalter und eine Milchglaskugel gehören.

Das ist die schlichte Einrichtung des Nationalsozialismus. So sah schon die Gefängniszelle Hitlers in Landsberg aus. Nun besteht halb Deutschland aus solchen Räumen. Beim Kommiß wie beim RAD, bei der SS wie beim BdM. Sie sind

symptomatisch für alt und jung, für den Stubenappell wie für die Liebe ... wie der Staat sie wünscht. Brennt das Licht, ist das Zimmer zu hell. Geht es aus, ist der Raum zu finster. So legt sich die Nüchternheit dieses Heimes auf seine Insassen wie der Reif auf das Herbstgras.

»Fritz«, sagt Lotte leise.

»Ja ...«, erwidert er.

Er löscht das Licht, dann spürt sie seinen Arm auf ihren Schultern.

»Magst du ... mich?« fragt sie wie verloren.

»Ja ...«, entgegnet er, »ich liebe Frauen, die so zu der Sache stehen, an die ich glaube ...«

Er sieht ihr Gesicht nicht, nicht ihre gelösten Haare, nicht den weichen Mund.

Fritz Lange ist mit seinen Gedanken anderswo. Er ist bei seinen Leuten, stöhnt. Der Hund, denkt er, als die feurigen Kugeln vor seinem Kopf platzen, im Graben, neben dem Bunker. »Hurräh!« hallt es in seinen Ohren. Er kneift die Augen zusammen, duckt den Kopf.

Der Untersturmführer berührt nicht Lottes Gesicht.

Er stößt wieder mit dem Iwan zusammen. Sekunden. Schreie. Das Krachen der Handgranaten. Der Russe hält die Maschinenpistole. Ein goldener Springbrunnen, in den Lange kerzengerade hineinläuft. Warum falle ich nicht, denkt er ... falle ich nicht ... falle ich nicht ...

Er spürt nicht den Atem des Mädchens.

»Fritz ... Fritz ...«, flüstert es.

Aber der Mann hört es nicht. Er holt mit dem Spaten aus.

Schaufel gegen Maschinenpistole. Der Iwan hat keine gelösten Haare, auch keinen weichen Mund. Vor Entsetzen schießt er zu hoch. Der Spaten klappt. Lange schlägt zu. Einmal. Mit der Fläche. Zweimal. Mit der Schneide. Dreimal. Mit dem

Blatt. Er schlägt mit dem ganzen Körper. Wie noch nie in seinem Leben. Um sein Leben.

Lottes Hände liegen in seinem Nacken, holen ihn von weit, weit her ... vom Sterben.

»Fritz ... was hast du?« fragt sie, ganz klein, ganz ängstlich, ganz verlassen.

Sein Kopf sinkt auf ihren Arm.

»Die Maschinenpistole ...«, stöhnt er.

Dann erst kommt er ganz zu sich, kehrt in die Wirklichkeit zurück, versucht zu sprechen, zu denken, während es nebelhaft durch seinen Körper vibriert: immer bleibt es Kampf.

So oder so ...

6. KAPITEL

Der Gestank des künstlichen Nebels lag am nächsten Morgen noch zum Greifen dick im Schulungsraum. Sturmbannführer Westroff-Meyer versuchte, das unwürdige Treiben der Nacht mit Würde zu übergehen. Zuerst zuckte sein Karpfenmaul schnell und stumm. Dann fielen seine Worte wie Scherben:

»Meine Herren«, sagte er, »ich habe ja Verständnis dafür, daß Sie ... äh ... nach dem aufreibenden Kampf an der Front sich erholen wollen ... trotzdem bitte ich mir aus, daß Sie sich künftig entsprechend benehmen. Im übrigen mache ich Sie für den Schaden verantwortlich.«

Er winkte mit der Hand ab.

»Und nun untersuchen wir das Ergebnis der Kreuzung in der F-2-Generation.«

Er blieb der einzige, der richtig bei der Sache war. Die einen hörten weg, weil sie Kopfschmerzen hatten. Lotte lebte ihrem Glück nach. Doris dachte an die Zukunft. Und Klaus traf sich in Gedanken auf halbem Weg mit ihr. Hauptsturmführer Kempe rechnete den Schaden aus und fürchtete um seine Schnapskasse.

Pünktlich um zwölf Uhr schnarrte der Heimleiter:

»Heil Hitler!«

Die Rassenhygiene machte dem Mittagessen Platz.

Danach hatte sich Klaus Steinbach bei dem Sturmbannführer zum Rapport gemeldet. Er wartete im Vorzimmer bei der dunkelhaarigen neuen Sekretärin. Der Oberleutnant straffte sich wie vor dem Start in seiner Jagdmaschine. Aber der Gegner, auf den er sich stürzen wollte, war kein fairer Tommy. Der junge Offizier war zu gradlinig, um Umwege

einzuschlagen. So mußte er heute auf den Sturmbannführer Westroff-Meyer prallen.

Als Klaus eingelassen wurde, zeigte sich der Heimkehrer jovial und vertraulich. Er wühlte in den Papieren auf seinem Schreibtisch.

»Nicht viel Zeit, mein lieber Steinbach«, sagte er, »muß gleich weg ... setzen Sie sich doch.«

Der Sturmbannführer zog aus seinem Papierkram ein Formular hervor.

»Sehen Sie«, sagte er, »das ist Ihre Heiratsgenehmigung ... es ist alles in Ordnung ...«

»Mein Kommandeur muß die Heiratsgenehmigung erteilen«, entgegnete Klaus knapp.

»Nee, nee«, antwortete der Heimleiter, »das machen wir ...« Plump und stolz setzte er hinzu: »Ihr Kommandeur bin jetzt ich ... und Sie heiraten morgen.«

Wieder straffte sich Klaus.

»Nein«, sagte er dann hart, »deswegen habe ich mich bei Ihnen gemeldet.«

Westroff-Meyer schlüpfte in seine Uniformjacke.

»Was gibt's denn da noch zu reden«, versetzte er dann unwillig. Er tippte dem Oberleutnant mit dem Zeigefinger auf die Brust. »Und ich richte euch hier eine Hochzeit ein, daß die Garnisonskirche in Potsdam vor Neid wackelt.«

»Sturmbannführer«, entgegnete Klaus Steinbach ruhig, »ich ... ich kann nicht.«

»Was heißt das?« Der SS-Offizier fuhr mit scharfer Wendung herum.

»Ich werde nicht heiraten.«

Westroff-Meyer mißverstand ihn. Er setzte seine Aktentasche ab, runzelte die Stirn, war aber zu gut gelaunt, um

loszupoltern.

»Kindsköpfe«, knurrte er, »habt ihr die Sache noch nicht in Ordnung gebracht?« Er ging zwei Schritte auf Klaus zu, faßte ihn derb am Oberarm.

Der Oberleutnant blieb steif vor ihm stehen wie ein Holzklotz.

»Ich weiß«, schoß der Heimleiter los, »das Mädchen ist ein bißchen schwierig ... aber ein Kerl wie Sie wird doch nicht kapitulieren!«

Der SS-Offizier begann weitschweifig seine Erfahrungen mit schwierigen Mädchen preiszugeben.

Klaus fiel ihm ins Wort:

»Darum handelt es sich nicht, Sturmbannführer ... Fräulein Korff und ich werden heiraten ...«

Westroff-Meyer blieb stehen, schüttelte den Kopf.

»Ich bin kein Nervenarzt«, zischte er, »wenn Sie hier spinnen wollen, sind Sie an der falschen Adresse, Herr Oberleutnant!«

»Ich will heiraten ... wir wollen heiraten ... aber nicht hier«, sagte Klaus schnell und scharf.

Die Stirnader Westroff-Meyers schwollen an.

»Erklären Sie das!«

»Ich bin altmodisch«, versetzte der Oberleutnant, »ich möchte mich ein ganzes Leben lang an meine Hochzeit erinnern ...«

»Und?«

»Ja ... an meine Hochzeit, Sturmbannführer ... und nicht an einen Saustall!«

Der Heimleiter stützte sich schwer mit der Hand auf den Tisch. Seine Stimme war gefährlich:

»Wie nennen Sie das?«

Klaus sprach ruhig und deutlich:

»Ich bin hierhergekommen, um meine Pflicht zu tun ... Und was habe ich hier angetroffen?«

»Was?«

»Ich halte eine Menge von Wehrbetreuung«, fuhr Klaus fort. Der Spott lächelte in seinem Gesicht. »Aber es gibt ein paar Dinge, da hat sie aufzuhören ...«

»Wehrbetreuung?«

»Sie wollen mich nicht verstehen, Sturmbannführer ... ich will deutlicher werden ... Ich habe nichts gegen Ihre Rassenhygiene und nichts gegen den Budenzauber des Hauptsturmführers Kempe ... Aber zwischen Nebelhandgranaten und diesem Zirkus hier ... findet meine Hochzeit nicht statt ... Ich habe nichts dagegen, daß mich meine Freunde zum Standesamt begleiten ... aber die hier ... das sind nicht meine Freunde!«

Ihre Blicke kreuzten sich. Westroff-Meyer bewegte die Zunge im Mund. Dann stieß er sich mit einem Ruck vom Schreibtisch ab. Mit einer lässigen Bewegung nahm er die Heiratsgenehmigung und warf sie achtlos über den Tisch.

»Interessant«, sagte der Sturmbannführer mit tückischem Lächeln. Seine Pupillen wurden zu Eis. »Sehr interessant, Herr Oberleutnant ... Zirkus nennen Sie den Lebensborn? Diese lebensnotwendige Bewegung der edelsten Frauen und Männer unseres Volkes ... dieser Elite, der anzugehören Sie nicht verdienen ...«

»Ich will damit nichts zu tun haben«, knurrte Klaus. »Ich halte nichts von ... Freudenhäusern.«

Jetzt brüllte der Heimleiter los:

»So bezeichnen Sie eine Institution, die der Reichsführer gegründet hat? Herr ... was haben Sie für eine Gesinnung!«

»Ich bin Offizier«, erwiderte Klaus gepräßt.

»So.«

»Ich bin Parteigenosse.«

»Aha.«

»Ich bin HJ-Führer.«

»Ich will Ihnen mal was sagen«, fuhr ihn Westroff-Meyer an, »für mich sind Sie ein Schweinehund!«

»Ich bitte Sie, das auf der Stelle zurückzunehmen!« antwortete der Oberleutnant mit mühsamer Selbstbeherrschung.

»Zurücknehmen?« wiederholte der Heimleiter höhnisch und hämisch, »mit Ihnen werde ich Fraktur reden ... mit Ihnen fahre ich Schlitten! Verlassen Sie sich darauf!«

Jetzt gefror sein Gesicht. Zu Haß.

»Ich lasse diese Sache nicht auf sich beruhen«, setzte er leise hinzu. »Ich werde ein Protokoll einreichen. Mit Feinden der Bewegung machen wir kurzen Prozeß!«

Klaus klappte lässig die Hacken zusammen. Das neue Vorzimmermädchen betrachtete ihn erschrocken. Die Erleichterung, zu seiner Überzeugung gestanden zu haben, war bei Klaus in diesem Moment größer als die Furcht.

Die Billardkugeln klicken. Die blaue Kreide rotiert auf der Tafel. Der weiße Ball rollt über das grüne Feld wie die ruhige Kugel, die Sturmbannführer Westroff-Meyer am Nachmittag schieben läßt. Hauptsturmführer Kempe stützt sich auf seinen Stock.

»Da könnt ihr wat lernen, ihr Flaschen!« sagt er.

Er steht wie immer im Rudel seiner neuen Freunde, und wie immer ist seine Umgebung buntgewürfelt und laut, füllt die Zeit mit Langeweile und langweilt sich mit der Zeit. Wenn die Männer unter sich sind, erzählen sie, tauschen Erfahrungen und Witze aus. Ihr Gespräch verstummt, wenn Ruth, die schwarzhaarige Heimsekretärin, durch den Raum kommt. Dann

sehen sie ihr alle nach wie einer dunklen Oase in der blonden Monotonie.

Kempe sieht Erika, legt den Billardstock beiseite, grinst sie an.

»Na, mein Mädchen ...«

»Deine Witze waren auch schon besser«, erwidert die Jungführerin.

Eben ist sie Lotte begegnet und schüttelte den Kopf. Die ehemalige Stubenkameradin ist nicht wiederzuerkennen. Sie geht gelockert, fast beschwingt. Ihre Haare flattern wie eine blonde Mähne. Ihre Augen glänzen. Und auf ihren Lippen trägt sie sogar etwas Rouge. Sie und der Untersturmführer Lange sind beinahe ein klassisches Liebespaar geworden. Sie zeigen es offen und natürlich, so daß der Klatsch vor ihnen haltmacht.

So sind sie auch jetzt zusammen, im Lesezimmer, wo sie sich kennengelernt.

»Komm, wir bummeln«, sagt Lange.

Dann gehen sie gemeinsam durch den Altweibersommer, eingehängt, wortlos. Lotte atmet tief. Ihr Gesicht brennt. Sie ist glücklich. Sie lehnt an seiner Schulter, wie sie es erträumt hat. Sie geht über einen Blumenteppich, auch wenn nur faules Herbstlaub unter ihren Füßen raschelt. Sie greift tastend nach seiner Hand, spürt den Druck und glaubt, daß auch er glücklich ist.

Fritz Lange kennt sich auf einmal nicht mehr aus. Die Konturen von Licht und Schatten, von Neigung und Laune, von Zucht und Natur verwischen sich in seinem Bewußtsein. Man hat ihn in dieses Heim kommandiert, damit er seine Pflicht erfüllt. Man sagte ihm, daß es notwendig sei und daß es keine Bedenken gäbe. Die Bedenken nähme der Reichsführer alle auf sich. Einer für alle ...

Und nun sieht er in dieses Gesicht und kommt sich schäbig

vor. Befehl? Ohne Rücksicht darauf, ob es sich um ein MG-Nest oder um ein Mädchen handelt? Stellung wird genommen ... die Toten läßt man liegen. Der junge Offizier fühlt die Grenzen der Heeresdienstvorschrift. Er ist ein typisches Opfer der Zeit. Beim Parademarsch streckt er die Beine aus, ohne zu überlegen, was seine Stiefel zertreten. Aber hier macht er sich Gedanken. Wegen Lotte. Um Lotte.

»Ja«, sagt er, »wir haben uns hier als ... freie Menschen getroffen ...«

»Und gefunden«, ergänzt das Mädchen.

Lange sucht nach einem Anfang. Vor Verlegenheit drückt er Lottes Hand. Sie mißversteht es und gibt den Druck zurück.

»Ich meine«, fährt er rauh fort, »wir haben gewußt, wozu wir uns hier ... ich meine ...«

Lotte betrachtet versonnen ihre Schuhspitzen.

»Ich hätte es nie geahnt«, antwortet sie leise, »ich bin so ... so glücklich ...«

Sie möchte ihm alles erklären. Das Glück ist schneller als ihre Zunge. So sagt sie sich alles nur selbst. Lotte möchte dem Führer danken und Fritz küssen. Sie war auf ein Leben im Gleichschritt gefaßt und fühlt nun, wie ihr Herz aus der Reihe tanzt. Und daß es dabei keinen Widerspruch gibt, ist ein Wunder für sie. Sie fühlt sich einig mit ihm, dem Führer und dem Volk. Zärtlich legt sie ihre Arme um seinen Nacken.

»Fritz«, sagt sie, »weißt du, was das Schönste wäre?«

Der Mann strafft seinen Hals. Er spürt das Gewicht Lottes. Und es zieht, zerrt.

»Nein«, antwortet er bekommern.

»Wenn wir ... wenn du ... schon gleich hier ...«

»Was?« fragt Lange dumpf.

Lotte lächelt. Ihre Lippen formen Hoffnung und Zweifel, Koketterie und Sehnsucht. Ihre Augen glänzen.

»Wenn wir ... auch hier ... heiraten würden ...«

Untersturmführer Lange löst langsam die Arme von seinem Nacken. Sein Mund hängt zwischen zwei harten Falten. Es muß sein, sagt er sich, ich muß ihr alles sagen. Verdammt, überlegt er, das ist ja fast wie an der Front, wenn man zwischen die Reihen Wehrloser hineinknallen muß ...

»Nein«, antwortet er Lotte so schonend wie möglich. Aber er weiß in diesem Moment: ob man zärtlich am Abzug zieht oder hart, deshalb tötet der Schuß genauso gemein.

»Nein, Lotte ...«, würgt er an den Worten, »das können wir nicht ...«

Sie sieht ihn an. Ihr Lächeln gerinnt. Ihre Schultern zucken hilflos.

»Nein?« fragt sie leer.

Seine trockene Zunge fährt über die rissigen Lippen.

»Du hast mich ... du hast mich vorhin nicht richtig verstanden ... wir haben doch gewußt ... was wir hier ...«

Auf einmal überzieht sich Lottes Gesicht wie mit einer zweiten Haut, die alt, runzelig, pergamenten wirkt.

»Ach was«, sagt der Untersturmführer mit einem dummen, fahlen Lächeln, »komm, Mädchen, das verstehst du doch?«

»Nein«, entgegnet Lotte leise, »das versteh ich nicht ... hast du ... mich denn nicht...?«

»Doch, das schon ... aber ...«

»Aber?« fragt sie ruhig.

Fritz Lange platzt brutal heraus:

»Ich bin schon verheiratet.«

Lotte nickt, mechanisch, tapfer und langsam. Wie gelähmt. Nickt und schluckt. Pferde nicken so, wenn sie die Peitsche spüren, unter dem Joch. Ihr Atem verkürzt sich. Bekommt Ton und Farbe. Zerhackt die Silben:

»Ich ... ich verstehe ...«

Sie nickt wieder und geht weiter. Der Weg ist lang.

»Ich verstehe ...«, sagt sie ein zweites Mal. Ihr Atem wird noch kürzer. Fuß vor Fuß, denkt sie, nicht schwanken.

Das gibt es nicht! So etwas kann der Führer nicht wollen! So ein Geschenk, daß ich ... denkt sie. Ihre spitzen Zähne verbeißen sich in die Unterlippe.

Fritz Lange versucht den Arm um ihre Schultern zu legen und sie tapsig an sich zu ziehen.

Die Erde dreht sich unter Lottes Füßen. Die Bewegung schraubt sie förmlich in den Boden hinein.

»Laß mich«, sagt sie.

Dann läuft sie weg, zerschlagen, zertreten, gescheitert.

Doris hörte Schritte vor ihrer Türe, die plötzlich stehenblieben. Klaus, dachte sie. Da klopfe es. Er trat ein, nickte und sah seltsam unsicher an ihr vorbei, betrachtete die geöffnete Tür ihres Schrankes, registrierte die säuberlich geordnete Wäsche im obersten Fach. Kante auf Kante, wie mit einem Lineal gezogen, zum Appell beim RAD ...

»Hast du ... etwas zu lesen für mich?« fragte er gezwungen.

»Etwas zu lesen?« wiederholte Doris lachend.

Dann suchte sie mit übertriebenem Eifer, kramte hastig zwischen Büchern und Heften, warf alte Illustrierte durcheinander.

Doris trug einen weißen, flauschigen Bademantel. Klaus kannte ihn, als eine Erinnerung an die Zeit, in der noch nicht alles, und vor allem nicht die Gefühle uniformiert waren. Er verfolgte jede Bewegung. Sie spürte es. Er schluckte, als sie ihm eine Ausgabe des illustrierten Beobachten entgegenhielt. Auf dem Titelbild legte der Führer die Hand auf einen unschuldigen Kinderscheitel. Seine Augen wirkten gleichgültig. Aber die rührselige Unterschrift ließ keinen

Zweifel aufkommen. Klaus Steinbach hatte auf einmal etwas gegen diese Hand. Seine Arme hingen schlaff nach unten.

»Kennst du es schon?« fragte Doris.

»Nein«, antwortete er.

Sie sah zu ihm auf. Die Illustrierte fiel auf den Boden. Hitler lag auf der Nase.

»Was ist denn, Klaus?« fragte Doris leise.

Seine Hand legte sich auf ihre Schulter. Auf einmal war ihm heiß, obwohl Westroff-Meyer Kohlen sparte. Er betrachtete ihr Blondhaar und dachte an die Vergangenheit.

Der Holzschemel wurde zum Klubsessel, zu Hause, in seinem Zimmer. Die bunte, karierte Wäsche der nationalsozialistischen Weltanschauung verwandelte sich in die schottische Decke auf seiner Couch, und diese Nacht wurde zu einer anderen Nacht. Er sah Doris, wie sie war. Er fürchtete, daß sie den Kopf wegdrehen könnte, so wie damals ...

»Entschuldige«, murmelte er. Er wollte gehen, aber er blieb stehen.

»Klaus«, antwortete Doris, »willst du mir nichts sagen?«

Er kam sich jung, ungeschickt und dumm vor.

Da streichelte sie ihn. Und Klaus Steinbach spürte zum ersten Male in seinem Leben eine solche Zärtlichkeit. Das waren nicht mehr die schüchternen Hände eines jungen Mädchens, das ebensogut an Puppen zupfen konnte. Das waren Hände, die mehr wußten als Zärtlichkeit und Spielerei, Hände, die einen Traum erfüllten: den Wunsch nach Güte und Behutsamkeit.

Der Fliegeroberleutnant, der kühl zu lächeln pflegte, wenn er im Luftkampf war, hatte Angst, daß seine Augen naß würden.

Dann sprach er schnell und wirr.

»Ich dachte«, sagte er, »ich wollte ... weißt du ... es klingt so albern, aber ich dachte schon die ganzen letzten Tage ... ich

sollte ... aber ich habe ... und jetzt hast du ... hoffentlich glaubst du nicht ...«

Doris' Hand blieb stehen. Ihr Mund suchte seine Lippen, dann seine Stirn, dann ertastete er sein Gesicht. Zentimeter für Zentimeter. Ganz langsam. Ganz bewußt. Ihre Augen waren weit offen, als läge sie an einem Sommernachmittag auf einer Wiese und folgte den ziehenden Wolken. Sie schob ihn leicht von sich weg.

»Wir ... nicht wahr, wir ...«, begann Klaus wieder unbeholfen.

»Klaus«, erwiderte Doris fest, »wenn sie es hier nicht einmal zerschlagen konnten, dann ...«

»Nicht zerschlagen?« fragte er zögernd.

Plötzlich blähten sich seine Lungen mit Luft. Er wollte den Blutstrom, der ihm vom Herzen über den Kopf und dann wieder über den Rücken rauschte, abpressen, aber er konnte es nicht. Er hatte Angst, es könnte so kommen wie damals, an seinem letzten Urlaubstag.

»Wenn ich, wie damals ...«

Doris senkte den Kopf. Er sah, wie sie atmete. Dann hob sie die Hand.

»Klaus«, sagte sie, »wir dürfen keine Angst mehr voreinander haben ...«

Die Erde schwebte. Seine Füße lösten sich.

Er wußte nicht mehr, ob er auf sie zuging oder sie ihm entgegenkam ...

Sie fanden sich wie nie zuvor. Sie hielten sich in den Armen, und es lösten sich Zwiespalt und Zweifel. Die Zeit stand still. Die Sterne kreisten nicht mehr. Das Wunder schlug wie eine Flamme über ihnen zusammen. Die Zeit der Angst war vorbei, die Angst vor der Zeit war verweht. Sie liebten sich. Und ihre Liebe war ohne Zweifel, ohne Ende.

»Klaus ...«, sagte Doris. Ihr Atem streifte sein Gesicht.

Wie oft hatte sie seinen Namen genannt! Scheu oder verhalten, in Freude und Trauer. Noch nie hatte er ihn so aus ihrem Munde gehört.

Und so streiften Doris und Klaus des Menschen ewige Einsamkeit ab. Die Minute wurde zur Stunde, und die Stunde kannte keine Minute mehr.

Das Fenster war geöffnet. Der Herbst atmete mit. Die Nacht war nicht dunkel. Sie wurde zu einem Schattenbild. Und sie sahen sich und sonst nichts auf der Welt. Sie schwammen Seite an Seite über einen mondhellenden See. Er war unendlich, hatte kein Ufer, keinen Anfang und kein Ende. Er trug sie, und im Takt seiner Wellen trieben sie in der Fülle des Glücks ...

Sie lagen im Gras und schauten wortlos ins All. Sie gingen nebeneinander her, eifersüchtig auf jeden Schritt Abstand, der zwischen ihnen lag. Sie atmeten gemeinsam. Alles was sie trennen könnte, lag weit, unendlich weit hinter ihnen zurück.

Sie vergaßen, wo sie waren. Irgendwo im Haus klang Lachen. Das Trampeln von Füßen. Türen wurden zugeschlagen. Hauptsturmführer Kempe hetzte über den Gang, blieb stehen und grölte:

»Raustreten zum Fröhlsport! ... Mit Damen!« Das Lachen würgte seine Worte ab.

Doris und Klaus hörten es nicht. Es spielte keine Rolle für sie, daß ein Spind an der Wand stand, daß die Bettwäsche kariert war, daß es nach Kernseife roch, daß ein Führer-Bild über dem Tisch hing. Adolf Hitler konnte sie nicht sehen, dazu war es zu dunkel. Es ging den Führer auch nichts an, denn was zwischen Doris und Klaus geschah, hätte er nie befehlen können. Der Born des Lebens hat nichts mit Lebensborn zu tun.

»Glücklich?« fragte Klaus.

»Ja«, entgegnete Doris leise, »... und du?«

»Sehr glücklich.«

»Ist das viel?«

»Mehr gibt es nicht ...«

»Immer?«

»Noch länger ...«, antwortete der Fliegeroberleutnant beinahe feierlich.

Doris richtete sich halb auf. Sie lachte hell und gelöst.

»Das gibt es doch gar nicht.«

»Für uns gibt es alles ...«, erwiederte Klaus leise.

Und doch war der Geist des Nationalsozialismus allgegenwärtig, der Ungeist, der alles Edle, alle Empfindungen beschmutzte.

»Sie werden sich zwischen uns drängen«, sagte das Mädchen unvermittelt und drückte die hohe Stirn gegen seine Schultern.

Klaus hörte es nicht. Die Angst, daß in diesem Haus alles entweicht werden müßte, hatte sich nicht erfüllt. Der Schmutz wagte sich nicht an sie heran. Klaus betrachtete Doris mit Augen, die sie nie wieder loslassen wollten. Ihre Zerbrechlichkeit weckte seine Ritterlichkeit. Er wollte sie schützen, und wenn er mit Gespenstern ringen mußte. Er wollte sie verteidigen, selbst wenn es gegen Tod und Teufel ginge. Das alles empfand er nebulos und verschwommen und doch schon klar.

»Wir werden bald heiraten«, sagte er.

»Ja«, erwiederte Doris schlicht.

»Was kann also noch geschehen?« Er sprach gegen ihren weichen Mund. »Nächste Woche gehen wir von hier weg. Und dann wollen wir nie mehr daran denken ... dann sind wir niemals hier gewesen ...«

»Ja«, antwortete sie zum zweitenmal. Sie wollte es glauben,

aber sie konnte es nicht.

»Dann sind wir für immer zusammen ...«

Doris nickte. Ihre Augen glänzten.

»Wir werden eine Wohnung haben ... du brauchst nicht mehr zum Arbeitsdienst ... nie mehr ...«

Er zog ihre Hand zu sich hoch, küßte ihre Fingerspitzen.

»Und dann?« fragte das Mädchen leise weiter.

»Und dann ...«, murmelte Klaus. Aber es fiel ihm nichts mehr ein.

Doris' Stimme vibrierte:

»Ich will es dir sagen ... du gehst wieder nach draußen ... an die Front ...« Die Traurigkeit belebte ihr Gesicht. »Bitte, Klaus ... geh nicht wieder! ... Du kannst mich jetzt nicht allein lassen ... Klaus ... ich halte das nicht aus ...«

»Aber Doris ... der Krieg ist bald aus ...«, versetzte der junge Offizier ohne Überzeugung.

»Vielleicht ist er dann schon ... zu spät aus ...«

Klaus schwieg betroffen.

Ihre Augen flüchteten. Dann fuhr Doris beinahe mechanisch in die Höhe.

»Klaus«, sagte sie dann, »sie werden nur darauf warten, bis du wieder an der Front bist ... dann werden sie uns etwas antun.«

Er zog sie zu sich zurück.

»Du siehst ja Gespenster!«

Sie lag schmal und verlassen neben ihm.

»Können wir nicht morgen wegfahren?« fragte Doris.

»Das wird nicht gehen ...«, erwiderte er gedehnt.

»Diese Menschen hier ...«

»Was gehen sie uns an?« antwortete Klaus heftig. »Nur um

uns beide geht es ... und bei uns stimmt alles ...«

»Ja«, entgegnete Doris.

»Wir haben mit dieser Sache hier nichts zu tun ... nichts mit diesem Heim ... nichts mit diesem dummen Westroff-Meyer und seiner Kastaniensammlung.«

»Aber er hat uns in der Hand ...«

»Unsinn«, versetzte Klaus barsch, »und wenn ich hier wegfare, trete ich aus dem Lebensborn aus.«

»Klaus ... sie werden dir ...«

»Nichts werden sie ... was meinst du, was geschieht, wenn die Wehrmacht ... die Luftwaffe ... wenn das Volk von dieser wahnwitzigen Entartung erfahren?«

»Und wie sollen sie es erfahren?« unterbrach ihn das Mädchen ruhig.

»So etwas läßt sich nicht geheimhalten«, versicherte der Fliegeroberleutnant.

»Hoffentlich ...«, erwiderte Doris bange.

Dann schlugen die Flügel der Nacht wieder über ihnen zusammen. Der Traum wurde zur Gegenwart und die Gegenwart zum Traum. Die Sehnsucht erfüllte sich. Doris und Klaus brauchten nicht miteinander zu sprechen, um sich zu verstehen. Sie fühlten besser, was sie einander zu sagen hatten, als es Worte vermocht hätten. So erfaßten sie, daß sie ihr ganzes bisheriges Leben nur füreinander gelebt hatten; daß sie sich gefunden hatten, weil sie reif waren; daß sie ihre Gefühle erst richtig begreifen konnten, als sie sich erfüllt hatten ...

Und dieses Bewußtsein war stärker als die bescheidenen Stationen ihres Daseins: als das Lagerfeuer am Waldrand; als die Jugendheißen Lieder; als die lodernden Flammen der Fackelzüge; Ist der Glaube an den Führer; als der wütende Drang, sich für das Vaterland zu bewahren; als der versponnene Wahn vom eigenen Heldentod ...

Diese Ideale verbrannten im Hochofen des Glücks, blieben schale Schlacken. Parolen verkohlt. Verirrungen wankten, Schlagwörter stürzten ein. Auf einmal hatten sie Augen, die sahen, und Ohren, die hörten.

Irgendwann in der Nacht erwachte Doris, sah den Schatten von Claus neben sich. Er war ihr so vertraut, als wäre er immer hier gewesen. Sie richtete sich vorsichtig auf und betrachtete ihn. Ihre Liebe stand Wache.

Langsam faltete Doris die Hände wie zum Gebet...

7. KAPITEL

Der Morgen beginnt mit Kernspruch, Malzkaffee und Hauskklatsch. Dann, wie jeden Morgen punkt zehn Uhr, werden unter der polternden Regie des Heimleiters die Stühle zusammengeschoben. Der Frühstückssaal verwandelt sich in einen Unterrichtsraum. Tratsch wird zur Wissenschaft, Liebe zur Züchtung und der Mensch zur Formel.

Die donnernde Rede des SS-Sturmbannführers Westroff-Meyer umsäumt verantwortungsloses Treiben mit salbungsvoller Berechtigung. Er schreitet vom Massenwahn zum Rassenwahn. Die Kreide in seiner kurzgliedrigen Hand ächzt über die Schultafel, die 50 jungen Menschen die Aufhebung aller Naturgesetze begreiflich machen soll. Die Lehre des Heimleiters ist simpel und falsch. Ehe ist Zufall und der Zufall verwerflich. Züchtung ist Gebot und Gebot ist Befehl. Auslese ist Tat, und die Tat soll marschieren ...

»In hundert Jahren«, schleudert der Heimleiter in den Raum, »gibt es in Europa nur noch die nordische Rasse ... Was nicht zu ihr gehört, wird absorbiert oder vernichtet ...«

Du Vollidiot, denkt Hauptsturmführer Kempe feixend. Fang doch bei deiner schwarzhaarigen Sekretärin an ... Oder besser: melde dich, du Feigling, in meine Pionierkompanie, dann absorbiert dich der Iwan ... Wer soll deinen Quatsch denn ernst nehmen?

»Wir züchten den blonden Menschen«, doziert Westroff-Meyer weiter, »wir schaffen das Kind mit den blauen Augen ... Wir führen unser Volk wieder zur ursprünglichen Rassereinheit zurück ... Wir schalten das minderwertige Blut aus ... Wir werden ein Volk von Herrenmenschen!«

Vor allem du, überlegt Klaus Steinbach. Die Verachtung zieht seine Lippen auseinander. Warum steht keiner auf,

warum schlägt ihm keiner ins Gesicht? ... Beinahe erschrocken fragt sich der Luftwaffenoffizier im nächsten Moment: warum tue ich es nicht? Warum? Und zum erstenmal spürt er Scham, weil er es nicht wagt, offen seine Meinung zu vertreten.

Klaus lehnt sich zurück. Thesenerhärtung durch Gehirnerweichung, denkt er. Dann sieht er zu der neben ihm sitzenden Doris, in deren Gesicht die Verwunderung steht, wie immer von nun an, wenn NS-Parolen und gesunder Menschenverstand aufeinanderprallen.

»Eure Kinder«, ruft der Heimleiter in den Saal, »sind unsere Geheimwaffe in diesem geschichtlichen Prozeß!«

Untersturmführer Lange nickt. Was sein muß, darf sein, meditiert er.

»Wenn euer Glaube ins Wanken gerät, wenn ihr einmal in eurer Kleinheit die Größe der Zeit nicht begreifen könnt, dann denkt an Adolf Hitler! Er wacht, wenn ihr schlaft, und er kämpft, wenn ihr zaudert ...«

Und er bleibt nüchtern, wenn ihr besoffen seid, denkt Erika mit spitzem Mund ... er zieht sich den Scheitel, weil er keine Glatze hat, und er löffelt Gemüsesuppe, damit das Fleisch länger für Großdeutschland reicht. Die Sache des Sturmbannführers ist so dumm, daß sie das Mädchen schon wieder belustigt ...

»Und so beten wir zur Vorsehung ...«, schnaubt der Heimleiter abschließend.

Lotte, die RAD-Jungführerin, die sonst mit großen, gläubigen Augen, leicht vorgebeugt, seine Worte in sich hineinfraß, folgt heute dem Unterricht taub und blicklos. Die Welt, die in diesem Heim erst für sie aufging, ist zusammengebrochen. In dem Augenblick, da sie lieben lernte, mußte sie Verzicht begreifen. Zu hoch waren ihre ausbrechenden Gefühle in den Himmel gestürmt, als daß Lotte jetzt den Sturz ertragen könnte.

Immer wieder, fast hypnotisiert, streifen ihre Augen den Untersturmführer Lange, der heute weiter von ihr wegsitzt, weil er taktlos ist. Seit gestern, seit dem Gespräch im Garten, weiß Lotte, daß ihr mädchenhafter Traum einer gemeinsamen Zukunft vernichtet ist. Daß der Mann sie nicht liebte, sondern nur einen Befehl ausführte. Daß er nicht frei ist, sondern eine Frau hat. Vielleicht auch Kinder, die allerdings nicht auf Befehl gezeugt wurden ...

Die Scham brennt. Die Demütigung wühlt. Seit Stunden begreift das mißbrauchte Mädchen, welche Ungeheuerlichkeit diese Bewegung, an die es stor und begeistert geglaubt hatte, verlangt. Und dazu kommt die Sehnsucht nach dem Mann, der ihr niemals gehört hat und ihr nie gehören wird. Nie!

Einmal will ich ihn noch sprechen, denkt Lotte. Ich will nur wissen, ob es so sein kann. Ob ich gar nichts für ihn bin. Wenn lieh ihm nur einen Bruchteil so viel bedeuten würde, wie er mir, dann ...

Lotte steigert sich in die Hoffnung hinein, ohne es zu wissen. Sie erlebt das Mittagessen wie in Trance. Sie geht mechanisch auf ihr Zimmer, versucht auszuruhen, vergräbt den Kopf in den Kissen, steht wieder auf, verläßt mit steifen Beinen das Haus, geht ruhelos im Garten auf und ab, auf und ab.

Auf einmal kommt der Untersturmführer auf sie zu. »Fritz ...«, sagt Lotte leise.

Er nickt, sieht an ihr vorbei, will etwas sagen. Aber seine Zunge ist wie gelähmt.

»Bist du ... schon lange ... verheiratet?« »Drei Jahre.«

»Und du ... magst deine Frau?« »Sicher«, entgegnet Fritz Lange trocken. »Kinder?« »Zwei.«

»Und wenn wir ...« »Was?«

»Ein Kind ...«, antwortet sie zögernd. »Aber das weißt du doch ... das war doch ...« »Abgemacht, nicht?« »Ja.«

Er versteht ihre Verzweiflung nicht. Er sieht sie an. In ihrem Gesicht ist wieder die zweite Haut aufgezogen: gelb, runzelig und pergamenten. In diesem Moment begreift der Mann nicht, was ihn zu dem Mädchen hingezogen hatte, findet kein Wort, keine Geste, keine Brücke.

»Und wir?« nimmt Lotte einen letzten Umweg zu dem Verhängnis.

»Wir bleiben ja noch ... eine ganze Woche zusammen ...«

»So eine Blonde?« erwidert der Chauffeur dumm.

»Mensch, hier sind doch fast alle blond.«

»Ja, vor ein paar Minuten ... Richtung Stoppelfelder, auf den Wald zu ...«

Die beiden Männer laufen los. Erika reibt langsam die Handflächen gegen den Rock. Sie beißt die Zähne aufeinander. So ein Saustall, denkt sie. Sie sieht Lange nach. Hoffentlich bricht er sich die Beine! Lotte ... sie hat sie nie gemocht. Nicht besonders. Nie hätte sie geglaubt, daß sie um Lotte Angst haben könnte. Ihre Hände kleben am Stoff. Sie starrt auf den Wald.

Die beiden Männer keuchen nebeneinander her.

»Sie tut sich was an!« stöhnt Lange mit pfeifender Stimme.

»Du merkst alles ... was hast du ihr gesagt?«

»Die Wahrheit.«

»Idiot!«

»Es geht nicht um uns ... Hauptsache ist der Wunsch unseres Führers ...«

»Quatsch!«

Sie wechseln die Richtung. Der Herbstwald lichtet sich.

»Sie muß zur Südbrücke sein«, knurrt Kempe.

»Sie steht doch zur Bewegung ...«, salbadert Lange, »sie muß das doch verstehen!«

»Du hast 'nen seelischen Rohrbruch«, fährt ihn der Hauptsturmführer an, »jetzt dreh bloß den Haupthahn zu!«

Der Wald endet. Vor ihnen breitet sich wieder brettebenes Land. Nur die Brücke wölbt sich über den Kanal.

»Da ist sie ja!« schreit Fritz Lange.

200 Meter vor ihnen taumelt das Mädchen auf dem Feldweg vorwärts.

Als sie das Mädchen sehen, rufen sie gleichzeitig.

Lotte stockt, dreht sich um, sieht Lange und Kempe, hetzt weiter.

Die beiden Männer setzen ihr nach. Der Abstand verringert sich. Kurz vor dem Kanal beträgt er noch 20 Meter. Lotte taumelt die Brücke hinauf, greift nach der Verstrebung. Dann wendet sie sich um. Die Pistole in ihrer Hand zittert. Sie richtet den Lauf gegen sich.

»Keinen Schritt näher!« ruft sie schrill, »ich ...«

Kempe steht sofort, reißt Lange zurück.

20 Meter. Und der Pistolenlauf zittert.

»Lotte«, brüllt Lange hochaufgerichtet, »leg sofort das Ding weg!«

Das irre Lächeln in Lottes Gesicht verzerrt sich noch stärker. Sie ist kalkweiß, röhrt sich nicht.

»So was tut keine deutsche Frau!« heult der Untersturmführer.

»Halts Maul!« zischt Kempe. Er stößt ihn in die Rippen, hält die hohle Hand vor den Mund.

»Laß die Faxen, Mädchen«, ruft er Lotte zu. Er versucht, gutmütig zu lächeln. Es mißlingt. Er geht einen Schritt vorwärts. »Komm«, redet er Lotte zu, »der alte Kempe will dir ja nichts Böses.«

Er streckt ihr beide Hände entgegen wie ein Parlamentär.

Der Pistolenlauf zittert.

Kempe geht noch einen tastenden Schritt weiter. Nur noch 18 Meter.

»Was glaubst du, was du alles versäumst«, ruft er, »das tut dir ja so leid, wenn's zu spät ist!«

Wieder einen Schritt.

»Das ist Fahnenflucht!« brüllt Lange.

Kempe schlägt mit dem Fuß nach ihm aus.

»Den Lange lassen wir strafversetzen, nicht wahr, Mädchen ... der darf dir nischt mehr tun«, schreit der Hauptsturmführer.

Noch 15 Meter.

Der Pistolenlauf zittert stärker. Lotte krallt beide Hände um den Griff.

»Das ist eine dumme Sau, der Lange!« brüllt Kempe.

Ihre Schultern zittern. Die Tränen laufen über das Gesicht.

»So ist's richtig, Mädchen!« ruft Kempe rauh und weich zugleich, »flenn dir nur ordentlich aus. Schwemmt det Zeug alles wech!«

Der Hauptsturmführer kämpft nicht um Meter. Er ringt um ein Leben. Wie noch nie. Er streckt wieder eine Hand aus.

»Na, jib mal die Kanone her ... wir trinken einen! Verlaß dir uff mir, ick sage keenen Menschen wat ... es bleibt unter uns ... und der Lange wird sich hüten!« Er sieht giftig zu seinem Kameraden hinüber.

Noch zwölf Meter ...

»Kann ja jeder mal was Dummes tun«, ruft Lange, »du wirst dich sicher wieder bewähren ...«

»Soll ick diesen Dussel in den Kanal schmeißen?« fragt Kempe.

Lotte weint. Und gleichzeitig lacht sie. Ein Fels ist abgebrockelt. Auf einmal möchte sie sich dem

Hauptsturmführer an den Hals werfen. So hat noch nie jemand zu ihr gesprochen. Sie begreift nicht, was mit ihr vorgeht.

»Na, jib sie her«, lockt Kempe freundlich.

Er ist bis auf fünf Meter heran.

Lange hält sich einen Schritt hinter ihm. Gleich geschafft, denkt; er, noch nachhelfen. Einen psychologischen Dreh noch. Er bleibt stehen. Von seinem Einfall festgenagelt.

»Gib ihm die Pistole, Lotte«, sagt er, »es hat ja gar keinen Sinn ... sie ist nicht geladen ...«

Ihr Mund wird steif. Das Lächeln stirbt. Ihr Gesicht verkrampft sich zur Verachtung. So betrachtet Lotte den Untersturmführer, der sie um alles betrog: um ihren Glauben an den ersten Mann im Leben. Um ihr Vertrauen auf Gefühle. Um alles. Und jetzt will er ihr die Möglichkeit nehmen, alles hinter sich zu lassen, will er sie um eine lumpige Kugel betrügen!

Vier Meter noch.

Lotte überlegt nicht mehr. Wie ein Kind, das noch einmal zornig mit dem Fuß aufstampft, zuckt ihr Finger am Abzug. In wilder Gegenwehr. Mit Eigensinn. Aus Protest.

Der Schuß peitscht.

Kempe wirft sich nach vorne. Aber seine Hand greift ins Leere.

Lottes Oberkörper sinkt nach hinten schwer über das Geländer, bekommt Übergewicht, klatscht in das stehende Wasser des Kanals. Ein welkes Blatt wirbelt langsam hinterher. Der weiße Schaum färbt sich rot.

Kempe steht am Geländer. Zu spät. In diesem Moment haßt er Lange. Er muß etwas tun, um nicht auf ihn einzuschlagen.

»Ja«, sagt er schwerzüngig, »du Schweinehund, vererb dich ordentlich ... von deiner Sorte brauchen wir mehr ...«

Und so wird, bevor noch das Heim im Warthegau dem Leben gedient hat, der erste Sarg hinausgetragen. Eine Tote

begleitet die Aktion römisch II, arabisch 1, Heim Z, wie ein düsteres Vorzeichen.

8. KAPITEL

Doris meldet sich befehlsgemäß im Vorzimmer des Heimleiters. Sturmbannführer Westroff-Meyer sah sie, ging in sein Büro und ließ das Mädchen warten. Er haßte Doris und Klaus, weil sie sich ihm widersetzen, weil er ihre Verachtung spürte. Wenn er eine Meldung über den Zwischenfall mit dem Luftwaffenoffizier an die SS-Zentrale weiterreichte, dann kam Kempes Walpurgisnacht auf und warf ein ungünstiges Licht auf die Zustände im Lebensborn-Heim. Das wiederum könnte zu der Ablösung Westroff-Meyers führen. Und dieser Druckposten war so ruhig ...

So nahm er sich vor, Klaus und Doris nicht frontal anzugehen, sondern sie auf Sicht fertigzumachen. Er hoffte immer noch, daß ihm die beiden zu einer Reklame-Hochzeit im Lebensborn-Heim verhelfen würden. Deshalb hatte er Doris bestellt, um ihren Trotz zu brechen.

Nach einer halben Stunde ließ er sie eintreten. Er betrachtete sie wortlos, nickte, bot ihr einen Stuhl an, als er sich bereits gesetzt hatte. Sie blieb stehen.

»Haben Sie es sich überlegt?«

»Was?« erwiderte Doris.

»Die Hochzeit.«

»Sicher«, antwortete das Mädchen offen, »Klaus und ich heiraten.«

»Wann?«

»In ein paar Wochen.«

»Nein«, entgegnete er hart, »sofort!«

»Das geht nicht.«

»Meinen Sie?« fragte der Heimleiter drohend.

Doris ließ sich nicht einschüchtern. Seit sie sich mit Klaus eins fühlte, hatte sie jede Unsicherheit verloren. Und sie kämpfte für ihn, um ihn, gegen eine trübe Gegenwart, für eine saubere Zukunft.

»Sie sind also schon von ihm angekränkelt«, fauchte Westroff-Meyer sie an. »Kein Wunder ... diese Schlappschwänze von der Luftwaffe ... diese Feiglinge!«

»Feiglinge?« fragte Doris scharf.

Er ging ihren Augen aus dem Weg. Er wußte, daß er zu weit gegangen war, nickte und zwang sich zur Ruhe.

»Damit wir uns nicht mißverstehen«, sagte er dann, »ich kann Ihren sauberen Freund vernichten! Er hat hier Äußerungen getan, die ihm das Genick brechen werden ... wenn ich sie weitergebe. Wenn ...«, setzte er hinzu und hob den Kopf.

Jetzt erschrak Doris. Davon hatte ihr Klaus nichts gesagt. Sie spürte instinktiv, wie gefährlich der Sturmbannführer war.

»Sehen Sie«, fuhr er fort. Er änderte sofort den Ton, wurde beinahe liebenswürdig. »Ich will mit Ihnen sprechen, weil ich Sie für ... für vernünftig halte ... Sie heiraten doch ohnedies.« Er lächelte wissend. »Eine Hand wäscht die andere ...« Er sah sie lauernd an: »Tun Sie mir einen Gefallen, und ich lasse die Sache auf sich beruhen ... Haben wir uns verstanden?«

»Ja«, versetzte Doris kleinlaut. Es wurde ihr schwindlig. Die unbestimmte Angst war wieder da. Und sie steigerte sich noch, als Westroff-Meyer freundlich wurde. Das Wohlwollen eines Teufels, dachte das Mädchen.

»Sie sprechen also mit ihm?«

Doris senkte den Kopf.

»Ja«, antwortete sie leise.

»Ich erwarte morgen Ihre Antwort«, schloß er das Gespräch.

Der Sturmbannführer trug die Panne militärisch stramm und

politisch laut. Er stand auf seinem Podium wie auf einem Denkmalsockel. Sein Kinn gab sich kantig, handgeschnitzt für tausend Jahre. Die gesamte Belegschaft des Lebensborn-Heims war im, großen Saal zum Appell angetreten. Stehend hörten sich die Männer und Mädchen an, was der Heimleiter Westroff-Meyer zum Tod der Arbeitsdienstführerin Lotte zu sagen hatte.

»Kameraden, Kameradinnen!« schnarrte er, die linke Hand am Koppel, »ich habe euch antreten lassen, damit wir uns klar werden, was die Stunde von uns fordert.«

Die Männer standen mit kalten, leeren Gesichtern. Die Mädchen waren blaß. In der hintersten Reihe drückte eine Teilnehmerin des Lehrgangs ihr Taschentuch gegen den Mund. Draußen, irgendwo im Haus, lag Lotte. Starr, wächsern, tot. Von eigener Hand getroffen. Eine von fünfzig, die sich in diesem Heim einleben oder ausleben sollten ...

Und seitdem war etwas anders geworden. Frost legte sich auf die Gesichter, zwischen denen die Stimme Westroff-Meyers wie ein Sturmwind heulte. Aber sie konnte nicht einmal die Oberfläche kräuseln. Er folgte seinem Rezept. Wahrheit mit Lügen und Fragen mit Phrasen niederzudonnern. Übung macht den Meister, und der Heimleiter war ein Meister der Lüge und Phrase.

»Mitleid«, brüllte er, »ist falsch am Platz. Ein Mensch, der sein Leben für etwas anderes opfert als für den Führer und Großdeutschland, ist dieses Leben sowieso nicht wert!«

Er kniff die Hechtaugen zusammen. Sein Blick traf das Gesicht des Hauptsturmführers Kempe, und er las Auflehnung, ohne sie beweisen zu können. Der SS-Offizier zerbiß etwas zwischen den Zähnen. Er sah aus, als ob er fahl lächelte.

»Das klingt hart«, tobte Westroff-Meyer weiter, »verdammt hart sogar. Aber wir haben kein Verständnis, wenn einer das Ziel aus den Augen verliert ...« Seine Stimme schwoll wie eine

Flutwelle: »Jawohl«, donnerte er, »dieses Mädchen hat uns verraten ... als es sich an eine Liebelei verlor ... es sollte dem Führer etwas schenken, und wollte sich selbst etwas nehmen ... vor allem euch jungen deutschen Frauen sollte das ein warnendes Beispiel sein!«

In Eriks Gesicht klebte die Wut.

»Ist denn hier kein Mann?« zischte sie.

Oberleutnant Steinbach hörte es, straffte den Oberkörper wie im plötzlichen Entschluß. Ein Frontsoldat war er schon immer. Aber jetzt wurde er ein Mann.

»Untersturmführer Lange«, sagte der Heimleiter.

»Hier!« meldete sich der blonde SS-Offizier.

Westroff-Meyer winkte ab, sprach jetzt um eine Nuance jovialer: »Ich kann auch Sie nicht ganz freisprechen ... Sie hätten mir schon längst Meldung machen müssen ... Sie müßten ja wissen, daß ... Vorfälle dieser Art ...«, seine Stimme schwoll wieder an, »unserer Idee schaden ... verstanden?«

Der Unterkiefer Langes klappte herunter.

Kempe stand neben ihm. Los, gib's ihm, mach ihn fertig, dachte er.

»Jawohl!« schrie Lange zackig und schnappte nach Luft. Es sah aus, als stände er unter dem Hochreck und könnte nicht an die Stange kommen.

»Waschlappen!« brummte Hauptsturmführer Kempe.

»Wir beschließen den Appell mit einem dreifachen Sieg Heil auf unseren Führer.« Gleichzeitig warf der Heimleiter den Arm hoch.

»Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!« riefen die Angetretenen. Aber ihre Rufe prasselten so dünn wie Feuer in einem Abfallhaufen.

Sie traten weg.

Beim Hinausgehen standen Doris und Klaus nebeneinander. Er legte seine Hand auf ihren Arm, zog sie auf den Gang. Sie lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter.

»Mir ist schlecht, Klaus«, sagte Doris leise.

»Mir auch«, erwiderte der Oberleutnant knapp. »Komm«, setzte er hinzu, »bloß hier raus ... ich weiß nicht, was geschieht, wenn ich den Kerl ...«

»Sei vernünftig ...«, bat das Mädchen leise.

»Nein«, entgegnete er hart, »die Vernunft ist feige ... und die Feigheit hat keine Vernunft.«

Sie hatten das Zimmer von Doris erreicht. Sie legte ihre Hand auf seine Schulter.

»Klaus ...«, fragte sie ängstlich, »was hast du vor?«

Der Fliegeroffizier sprach fast mit geschlossenen Lippen.

»Hör zu, Liebes«, antwortete er hastig, »wir dürfen hier keinen Tag länger bleiben. Wir müssen weg. Sofort!«

Licht und Schatten trafen sich auf dem Gesicht von Doris.

»Unmöglich.«

»Es muß sein«, versetzte er ernst, »wir machen uns mitschuldig, wenn wir länger bleiben ...« Seine Stimme wurde heftig: »Ich komme mir wie ein Hehler vor ...«, schnaubte er, »ich kann mich nicht mehr sehen ...«

Klaus faßte nach der Hand des Mädchens, so fest, daß es schmerzte.

»Ich gehe in die Stadt, zur Post, und gebe zwei Telegramme auf: eines an deine RAD-Führerin, das andere an meinen Kommodore ... Dieser ... dieser Einsatz«, spuckte er das Wort aus, »ist freiwillig ... wir machen jetzt Gebrauch davon.«

Doris schloß die Augen. Sie hatte noch nie gefühlt, wie es ist, wenn ein Mann etwas in die Hand nimmt. Ihr Mann ... Es war so schön ... Und dabei hatte sie Angst. Sie fürchtete, daß

Klaus mehr wagte, als er riskieren durfte.

»Klaus«, fragte sie bittend, »wollen wir nicht ... erst heiraten?«

»Hier?« Er ließ ihre Hand sinken. »Nie!«

Das große blonde Mädchen, dessen Augen sich verdunkeln konnten wie der Himmel, senkte den Kopf.

»Ich hab' es ihm ... zugesagt«, erwiderte Doris zögernd. Sie wagte nicht, Klaus anzusehen.

»Wem?«

»Dem Sturmbannführer.«

»Warum?«

»Deinetwegen ...«

»Meinetwegen?« fragte der Fliegeroffizier betroffen.

»Klaus«, entgegnete Doris, und jetzt glänzten ihre Augen naß, »du hast dich hinreißen lassen ... du hast etwas gesagt ... gegen die Bewegung«, setzte sie schnell hinzu, »wenn wir heiraten, wird er dich nicht melden, dann ist es erledigt ... o Klaus ... ich hab' so Angst um dich ...«

Der junge Oberleutnant sah über ihre Schultern hinweg in eine Ferne, die er noch nicht kannte, die er niemals gespürt hatte, nicht einmal, wenn er die Geschoßbahnen seiner Bordkanone verfolgte. Und der Horizont ist rot vor Haß und Empörung ...

»So«, antwortete er gläsern, »Erpressung also?«

»Klaus ...«

»So ist es doch!« fuhr er unheimlich ruhig fort. Er fühlte ihre Hand durch den Stoff seines Waffenrocks. Er spürte ihre Hilflosigkeit und die Bereitschaft, ihm trotzdem zu helfen. Einen Moment wühlte die Versuchung in ihm, nachzugeben, sich auf die Insel des Glücks zu retten. Aber gleich wurde sein Gesicht wieder steif, und er sah nur eine Oase im braunen

Sumpf: sein Geschwader.

Er strich ihr zärtlich über den Scheitel.

»Doris«, sagte er, »du brauchst keine Angst zu haben ... ich erledige das ... ich bin schon mit ganz anderen Burschen fertiggeworden ...«

Sie sah ihm nach, als er von ihr wegging. Sie wollte sich freuen, aber sie konnte es nicht. Sie wollte hoffen, aber sie glaubte nicht an die Hoffnung. Sie spürte eine Furcht, die keine Gestalt hatte. Sie dachte auf einmal an das Mädchen Lotte, die tote Stubenkameradin, und hatte plötzlich rasende Angst, daß auch sie in einen letzten Ausweg fliehen könnte, der keiner ist.

Der Abend ist schwer wie Senkblei. Überall lauert der Schatten einer Toten. Kein Mensch hat Lust, mit Untersturmführer Lange zu sprechen. Ein Vorkämpfer wird zum Außenseiter. Das verstimmte Klavier bleibt stumm. Die Spruchbänder in den Aufenthaltsräumen welken. Die Stille wird zum allgegenwärtigen Gespenst, dem keiner auskommt.

Selbst Hauptsturmführer Kempe hat sich in sein Zimmer zurückgezogen. Klaus Steinbach ist in die Stadt gegangen, um die Telegramme aufzugeben. Doris liegt in ihrem Bett und versucht zu lesen.

Im Keller des Hauses schläft die tote Lotte in die Ewigkeit. Gestorben am Glauben. Gemordet vom Frevel ...

Erika flüchtet in den Garten. Vor dem Kartoffelschälen beim RAD war sie in den vermeintlichen Ulk des Lebensborns davongelaufen. Seit sie weiß, daß dieser Spaß tödlich ist, sehnt sie sich nach Wassereimer und Schrubber zurück. Sie spürt die Zweige nicht, die ihr Gesicht streifen. Sie achtet nicht auf die Steine, die ihr Fuß wegschiebt. Sie denkt an Lotte, die sie nicht mochte, und um die sie jetzt trauert wie um eine Freundin.

Erika ist nicht allein im Park. Viele halten die Luft des zweckentfremdeten Nervensanatoriums nicht mehr aus. Viele starren auf den Kalender, um das Ende des Spuks zu

ergründen. Manche sehen auf die Uhr, um die Stunde voranzutreiben.

Aber die Sekunden dehnen sich so, als ob das Dritte Reich tatsächlich tausend Jahre währen wollte. Die Zeit zerfällt in Tropfen, die gegen die Einsamkeit prasseln, in Schläge, die gegen das Gewissen hämmern. Mochte die Bewegung Gott, die Familie und die Moral abschaffen, mochte sie Millionen morden, das Gewissen konnte sie nicht töten.

Erika merkt, daß ihr ein Schatten folgt. Sie will allein bleiben und beschleunigt den Schritt. Aber der Mann hinter ihr holt kräftig aus. Es ist der Panzerleutnant, der beim Budenzauber zu Kempes Adjutanten wurde.

»Erika«, sagt er, »was machst du hier?«

»Das gleiche wie du«, antwortet das Mädchen müde.

»Ich bin bloß da, weil's mir drinnen zu langweilig ist.«

Erika will ihn abschütteln, aber er merkt es, läuft neben ihr her.

»So allein heute?« fragt er, »ohne deinen Freund Kempe?«

»Er ist nicht mein Freund.«

»Fein«, erwidert der junge Mann. Er grinst dumm. »Gut, daß ich es weiß ... blöde Sache, das mit Lotte, nicht?«

»Ja«, entgegnet Erika zerstreut.

»Aber das Leben geht weiter«, fährt er scharfsinnig fort. Er versucht, ihre Hand zu nehmen. Sie entzieht sie ihm mit jähem Ruck.

»Sei doch nicht so«, brummt er. Er sucht das Ende und findet keinen Anfang.

»Du ...«, sagt er heiser.

»Was?«

»Komm mit ...«

»Wohin?«

»Ins Haus ... wir könnten ... auf meine Bude ...«

»Warum?«

»Na, frag doch nicht so ...«

»Warum?« wiederholt Erika scharf.

»Aber das weißt du doch ...«

»Nein.«

»Warum bist du dann hier?«

»Weil ich nicht wußte, was das für ein Schweinestall ist!«

»Aber hör mal«, antwortet der Panzerleutnant. Er streckt seine Hand nach ihr aus.

»Laß mich los!« zischelt sie.

»Nein«, flüstert er heiser, »niemals ... du ... Erika ...«

Der Zorn reißt sie los. Sie fährt herum. Der Ekel gibt ihr Kraft. Sie holt aus. Mit der Faust. Schlägt zu. Mitten in sein Gesicht. Trifft ihn an der Nase. Er taumelt zurück. Ihr Arm wuchtet zum zweiten Male nach vorne. Im Wirbel der Wut drischt sie auf den verdutzten Panzerleutnant ein. Für Lotte. Für sich. Für Doris. Für den Anstand. Für die Vernunft. Für die Sauberkeit ...

Der Mann duckt sich wie ein getretener Hund.

Erika geht langsam, mit hochgezogenen Schultern, auf das Haus zu. Ihr Gesicht ist heiß. Ihre Fingerknöchel schmerzen. Das wollte ich ja gar nicht, denkt sie. Er ist ja nichts, nur ein junger, dummer Soldat.

Aber auf einmal ist dem Mädchen leicht und licht, so als ob es Westroff-Meyer in das breite Gesicht geschlagen hätte.

Der Kommodore des Oberleutnants Steinbach handelte sofort. Er setzte sich mit der Luftflotte in Verbindung, die über die Reichsleitung der SS die sofortige Ablösung des jungen Staffelkapitäns erwirkte. Jetzt, zwei Tage nach seinem telegrafischen Hilferuf, stand Klaus ein letztes Mal im

Vorzimmer des Heimleiters.

Die glutäugige Sekretärin betrachtete ihn erschrocken, beugte sich über ihre Schreibmaschine und horchte. Sie fürchtete den Mann, der sie für sich, nicht für den Lebensborn gewählt hatte.

Unvermittelt drehte sie sich um.

»Er ist sehr schlecht gelaunt heute«, sagte sie fast bittend.

»Von mir aus«, versetzte der Fliegeroffizier kalt.

Dann endlich, nach einer Viertelstunde, wurde er vorgelassen.

»Na, Sie«, sagte Westroff-Meyer. Er wühlte in seinen Papieren. »Ihr Kommodore hat Sie angefordert ...« Höhnisch setzt er hinzu: »Sie müssen ja ein tüchtiger Flieger sein.«

Klaus blieb ruhig. Er straffte den Oberkörper, als ob er mit dem EK I dem Sturmbannführer das Gesicht zerkratzen wollte.

»Sie sind ohnedies hier untauglich«, fuhr der Heimleiter mit einer unwilligen Handbewegung fort, »ich kann nur hoffen, daß Sie sich als Soldat besser bewähren denn als Nationalsozialist.«

Der junge Offizier schwieg noch immer. Seine Fäuste sehnten sich nach dem Gesicht des Sturmbannführers. Aber sie wurden von den sanften Händen des Mädchens Doris festgehalten.

»Hau'n Sie bloß ab«, sagte Westroff-Meyer, »und lassen Sie sich hier nie wieder sehen!«

»Bestimmt nicht.«

»Wie kommt das eigentlich«, fragte der Mann lauernd, »daß Sie auf einmal so dringend benötigt werden?«

»Ich habe mich weggemeldet.«

Der Heimleiter pfiff durch die Zähne.

»So ist das ...«

»Ja«, entgegnete der Oberleutnant ruhig, »auch meine Braut, Fräulein Korff ... und hiermit erklären wir unseren Austritt aus dem Lebensborn.«

»Soweit kommt es gar nicht«, erwiderte der Sturmbannführer mit angespannter Selbstbeherrschung, »ich werfe Sie hinaus!«

»Danke.« Klaus steckte die Rechte in die Tasche.

»Was fällt Ihnen ein? ... Nehmen Sie Haltung an!« Das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse vibrierte auf dem schwarzen Uniformrock.

Klaus postierte sich noch lässiger.

»Ich werde mich«, sagte er dann, »an die Partei wenden. Ich werde überprüfen lassen, ob die NSDAP hinter einem solchen Saustall steht.«

»Sie mach ich noch fertig!« brüllte Westroff-Meyer, »wie noch keinen!«

Er knallte Klaus Steinbach die Marschpapiere über den Schreibtisch.

Der junge Oberleutnant steckte sie ein.

»Und die Papiere von Doris ... von Fräulein Korff?« fragte er.

Der Sturmbannführer grinste breit und behaglich. Die Schadenfreude zog über sein Gesicht. Er rieb sich die Hände. Er wußte auf einmal, daß er eine Geisel in der Hand hatte. Und er wußte weiter, wie man mit Geiseln verfuhr ...

»Fräulein Korff?« wiederholte er gedehnt, »hat sie denn Ihr Kommodore auch angefordert?«

»Sie meldete sich von hier weg.«

»Prächtig«, versetzte der Heimleiter.

»Und sie reist morgen mit mir ab.«

Der Sturmbannführer schüttelte sich vor Lachen.

»Sie Schlaukopf«, antwortete er, » ... reist mit Ihnen ab, prächtig, prächtig!«

Er trat an das Fenster.

»Jeder irrt mal«, sagte er dann scharf. »Doris wird vom RAD nicht so dringend benötigt wie Sie von der Luftwaffe.«

Er gurgelte mit seiner Freude.

»Sie bleibt hier! Sie erfüllt ihre Pflicht!« Der Heimleiter stieß mit dem Stiefel gegen die Wand. »Und Sie verschwinden, Herr Oberleutnant ... aber schleunigst!«

Klaus ging mechanisch. In seinem Kopf saß Schwindel. Er war in der Falle. Sie schnürte seine Brust zusammen. Mein Gott, dachte er, Doris, allein hier im Heim, hilflos der Tücke des Westroff-Meyer ausgesetzt.

Die Tür knallte mit dem gleichen Ruck zu, mit dem die Falle eingerastet war ...

Noch immer dröhnt der Knall in seinem Ohr. Am liebsten würde sich Klaus übergeben. Er spürt den Druck seiner Pistolentasche an den Hüften und die Ohnmacht in den Händen. Er hat sich selbst in den Hohlweg manövriert. Es lässt sich nicht mehr rückgängig machen. Nur nicht die Nerven verlieren, denkt der junge Offizier ...

Ich müßte zu Doris, überlegt er. Dann steht er mit kraftlosen Knieen in der Halle. Er kann nicht zu dem Mädchen. Was soll er ihr sagen? Soll er sich streicheln lassen wie ein kleiner Junge? Soll er sich trösten lassen? Soll er wiederholen, was der Schweinehund sagte? Soll er ihre stummen Fragen anhören: Was hast du für Mittel, für Wege, für Hilfe? Was tust du jetzt, Klaus Steinbach?

Die Fragen haben ihn in der Zange, zwischen den Mahlsteinen, in der Presse, unter dem Hammer. Sie treiben ihm das Blut aus dem Gesicht und den Schweiß in die Poren.

Der Oberleutnant wirft sich den Mantel über die Schulter

und geht aus dem Haus. Er faßt verwegene Pläne und verwirft sie wieder. Er merkt nicht, daß er den gleichen Weg geht, auf dem Doris aus dem Heim floh. Die Straße der Kleinstadt entgegen. Aber Klaus will nicht fliehen. Er will kämpfen. Er will nicht desertieren. Aber er muß Verstärkung herholen.

Er erreicht die Kleinstadt. Auf einmal hat er Durst. Er betritt eine Gaststätte. Hier kann ihm kein Angehöriger des Lebensborn-Heims begegnen. Kneipen sind verboten. Bläulicher Tabaksqualm schlägt ihm ins Gesicht. Es riecht nach Eigenbau und Dünnbier.

An der Theke lehnt Hauptsturmführer Kempe und feixt. Klaus will sich wieder hinausdrücken, aber er kann es nicht mehr. Der Mann macht eine Bewegung mit dem Zeigefinger, die keinen Widerspruch duldet.

»So, so ...«, grinst Kempe mit einer Anspielung auf die schwarze Krawatte der Luftwaffe, »Schlippsoldat auf Abwegen.«

Klaus lächelt matt.

Der SS-Offizier winkt das schwarzhaarige Mädchen hinter der Theke heran.

»Zwei Doppelte«, befiehlt er, »... du kannst dich als eingeladen betrachten.«

»Keinen Appetit.«

»Die Lust kommt mit dem Saufen.«

Kempe holt zu einer großartigen Geste aus.

»Det is mein Stammlokal«, sagt er, »stimmt's oder stimmt's nicht, Marjellchen?«

Das Mädchen hinter der Theke nickt lebhaft.

»Siehste«, kommentiert Kempe, »det is alles unverbraucht. Noch natürlich, und ohne künstliche Erbsen ... vastehste ... und Tote jibt's hier noch nich.« Er hebt sein Glas in die Höhe. »Noch 'n Doppelten!«

Klaus betrachtet den SS-Offizier zum erstenmal richtig. Kempe sieht mit glasigem Grinsen an dem Oberleutnant vorbei, stützt sich schwer auf seinen Ellbogen. Klaus möchte den Mann widerwärtig finden, aber seine Augen verweigern ihm den Gefallen.

Der Hauptsturmführer bestellt, und Klaus trinkt. Schweigend. Einen nach dem anderen. Einmal versucht Kempe, dem Mädchen die Schleife der weißen Schürze aufzuziehen. Aber er wirft nur ein Glas um.

»So is det nu«, murmelt er, »voll der juten Absichten, und nischt wie Scherben ...«

Klaus verschluckt sich. Der billige Schnaps brennt im Mund und die Gedanken an Doris im Kopf. Und dann gärt der Alkohol, macht Träume lebendig und das Leben zum Traum.

Der Oberleutnant starrt in das gerötete Gesicht des SS-Offiziers. Dann betrachtet er dessen kräftige, harte Hände. Pranken, die ebensogut eine Pistole umschließen können wie sie nach den Schürzenzipfeln des Mädchens griffen. Auf einmal sieht er diese Hände auf den schmalen Schultern von Doris. Morgen, hämmert es in ihm, morgen bin ich weg. Morgen ist die Bahn frei! Diese Hände kennen keine Rücksicht!

»Noch 'nen Doppelten?« fragt Kempe.

»Nein«, erwidert Klaus gepreßt.

»Wat? Keen Schnaps?«

»Danke«, antwortet der Oberleutnant, »es reicht.«

Der Hauptsturmführer beugt sich vor.

»Wat is denn mit dir schon wieder los?«

»Ich reise morgen ab«, versetzt Klaus knapp.

»Prima«, nickt Kempe anerkennend, »dann bist du ja raus aus dem Scheißladen.«

Klaus zuckt die Schultern. Sein Kinn zittert.

»Ich schon«, antwortet er dann, »aber Doris ... muß hierbleiben.«

Kempe nickt bedächtig. Er hat verstanden, greift nach seinem Glas. Es ist leer. Er wischt es vom Tisch. Es zerspringt klirrend am Boden.

»Habt ihr Selters oder so wat?« fragt der SS-Offizier heiser.

Das Mädchen gibt ihm eine ganze Flasche. Er gießt sich die hohle Hand voll, klatscht sich das Wasser ins Gesicht. Das Wasser tropft ihm über das Kinn.

»Ich will sie herausbekommen ... von draußen irgendwie ...«, sagt Klaus ohne Hoffnung.

»Det mußte«, entgegnet Kempe, »aber schleunigst!«

Auf einmal wirkt er gar nicht mehr betrunken. Er leert die Wasserflasche, ohne abzusetzen.

»Na ja«, brummt er.

»Und euer Verein ist an allem schuld.«

»Sag det nich noch mal ... ick ... wir ... die Waffen-SS haben damit nischt zu tun!«

»Wer sonst?« fragt Klaus hart.

»Hör zu, Flieger«, erwidert Kempe drohend. Er greift nach dem Schnapsglas wie nach der Kehle des Feindes. »Da kann ick pampig werden, Kumpel ...«

»Und welche Uniform trägt Westroff-Meyer? Das ist doch die gleiche ...«

»Ach, hör doch auf mit dem ... mit dem Quasselkopp ... Menschen mit 'nem Bindestrich kann ick sowieso nicht riechen. Da weeßte nich, wo du dir dran halten sollst, ob vorne, oder hinten.«

»Er wird Doris ...«

»Nischt wird er, jar nischt! Nicht, solange der olle Kempe im Hause ist, vastehste?«

»Nein«, entgegnet Klaus ruhig.

»Wir sind Kumpels, nicht?«

Kempe streckt Klaus die Hand hin, die Klaus vor fünf Minuten noch fürchtete.

»Und ick werde mir um det Mädchen kümmern ... aber nich so, wie du vielleicht denkst. Die steht unter meinem persönlichen Schutz ... der tut keen Bindestrich wat ... und sonst och keener ...«

Klaus atmet tief aus.

»Du bist blau«, sagt er leise.

»Det och«, grinst Kempe, »aber det Komische is: ick halte immer nüchtern, wat ich blau jesacht habe ... noch 'nen Schnaps?«

»Ja«, versetzt der Oberleutnant. Er ist so froh wie benommen, so erleichtert wie bewegt.

»Na also«, knurrt Kempe, »alles in Ordnung!«

Er stützt sich jetzt auf beide Ellbogen.

»Ick bin Mensch, det kannste mir glooben. Weeßte, Klaus, Durst hab' ick immer ... aber hier besauf ick mir mit System ... denn sonst kann den Quatsch doch keen Mensch aushalten ... und uff Doris kannste dir verlassen, und uff mir och ...«

Damit ist für den Hauptsturmführer das Problem vorläufig abgeschlossen. Er winkt das dunkelhaarige Mädchen heran, legt gutmütig den Arm um dessen Schultern und sagt zufrieden:

»Det is wat Reelles ...«

So gehen sie schließlich, eine Stunde später, als Freunde auseinander, Kameraden der Zeit und des Alkohols.

Der verstaubte Feldflughafen in Nordfrankreich empfing den Oberleutnant Steinbach wie ein Stück Heimat. Die Tragflächen der Me's auf den Zementpisten waren für ihn keine

Geierschwingen der Vernichtung, sondern Vogelarme des Höhenflugs. Die Mechaniker winkten ihm zu, er lachte zurück.

Dann hielt der Kübelwagen vor der Baracke. Er betrat sein Zimmer, öffnete den Schrank, betrachtete den Knochensack wie einen Festtagsanzug. Dann streifte sein Blick die Fotografie von Doris. Das Glas war angestaubt. Er wischte es mechanisch ab. Er war für Minuten wieder bei der Lebensborn-Aktion römisch zwei, arabisch eins, Heim Z, und er nahm in diesem Moment zum zweitenmal Abschied von Doris.

Fünf Minuten noch, in denen er alles umwerfen möchte. Doris lächelt traurig und fern, als wäre er schon abgereist. Die Liebe spannt sich zwischen ihnen wie eine Brücke über einen Abgrund. Und sie starren hinab. Sie halten die Handflächen gegeneinander. Klaus spürt das Zittern ihrer Haut.

»Doris ...«, fragt er mit schmalen Lippen, »soll ich hierbleiben?«

»Nein«, erwidert sie tapfer.

»Du hast nicht das Gefühl ...« Sein Mund wird hart.

»Nein«, entgegnet sie schlicht, »ich weiß, daß du mich nicht im Stich läßt.«

»Und wenn ich dich mit dem ganzen Geschwader herausholen muß«, sagt er heftig.

Doris lächelt verloren.

»Du sollst nicht denken, daß ich kindisch bin«, drängt Klaus.

»Das denke ich doch nicht.«

»Angst?«

»Nicht ... viel ...«

»Ich bleib' hier«, versetzt er, ohne es zu glauben.

Das Mädchen lächelt müde.

»Und ich soll nicht denken, daß du kindisch bist?«

Sie stehen voreinander. Doris fährt mit den Fingerspitzen

über seine Nase, um seine Schläfen, über seinen Mund. Mit einem harten Ruck löst er sich von ihr, sieht nach der Tür.

»Willst du so gehen?« fragt sie leise.

»Nein«, antwortet der Oberleutnant, »ich will überhaupt nicht gehen.« Dabei macht er die ersten Schritte, die von dem Mädchen wegführen.

Doris betrachtet ihn mit dunklen, umflorten Augen, will ihn begleiten.

»Bitte, nicht«, sagt er.

»Ich darf nicht mit herunter?« fragt Doris zaghaft.

»Bitte, nicht«, wiederholt der Oberleutnant, »es ist ... schon schwer genug ...«

»Nicht winken?« fragt sie.

»Kein Abschied«, antwortet er.

Doris sieht ihm nach, will die Treppe hinuntergehen. Sie bleibt stehen, wo sie stand. Dann hört sie, wie der Wagen anfährt, der ihn in die Stadt bringt.

Vor zwei Tagen ... Und jetzt?

Der Adjutant unterbrach die Erinnerung Steinbachs.

»Fein, daß Sie da sind«, sagte er, während er ihm die Hand entgegenstreckte. »Der Kommodore erwartet Sie.«

»Ich muß mich noch umziehen.«

Hauptmann Albrecht lachte.

»Seit wann so förmlich? ... Kommen Sie wie Sie sind.«

Oberstleutnant Berendsen stand auf, als Klaus seinen Dienstraum betrat, ging ihm entgegen, schüttelte ihm kräftig die Hand.

»Sie kommen wie gerufen«, sagte er. Dann kramte er den obligaten Kognak aus dem Schrank. Die Haut in seinem massiven Gesicht war straffer geworden. Aber die Hand des Oberstleutnants blieb ganz ruhig, als er die Gläser randvoll

schenkte.

»Prost!« sagte er, »wie war's?«

»Danke für die Rückkommandierung.«

»Sie hatten's aber eilig«, brummte der Kommodore, »war's denn nichts bei Ihrem Kindergarten?«

»Nein, Herr Oberstleutnant«, versetzte Klaus knapp.

Berendsen nickte.

»Hier wird's allmählich mulmig«, sagte er dann, »die Tommys werden immer mehr und wir immer weniger ... Bevor ich's vergesse: Von Ihrer Staffel ist nicht mehr viel da ...«

»Ge ... gefallen?« fragte Klaus Steinbach trocken.

»Nicht alle«, versicherte der Geschwaderchef. »Maier ist versetzt ... Hübner liegt im Lazarett ... na ja ... und ein paar ... hat's erwischt ... Kommen Sie, nehmen Sie noch 'nen Schluck.«

Wen, dachte Klaus, aber er wagte es nicht zu fragen.

»Na, nu erzählen Sie, wie war's denn?« fragte Berendsen zum zweitenmal.

»Ich will nicht darüber sprechen, Herr Oberstleutnant.«

»So schön?« feixte der Kommodore.

»So beschissen!« antwortete der Oberleutnant.

»Was haben Sie eigentlich dort gemacht?«

Klaus hob die Schultern. Plötzlich würgte ihn der Ekel wieder; er quoll auf wie steigendes Moor. Wie oft hatte er im Lebensborn-Heim gewünscht, daß er eine Minute nur mit seinem Kommodore sprechen könnte!

Und jetzt brach auf einmal alles aus ihm heraus, konfus fast, durcheinander. Ein Bericht, der zur Anklage wurde. Zuerst wollte ihn der Kommodore ungeduldig unterbrechen, aber dann streckte er den Kopf nach vorne. Sein Gesicht wurde hart und kalt. Er vergaß den Kognak.

Klaus konnte sich jetzt konzentrieren. Er berichtete, wie man ahnungslose Mädchen, darunter seine Braut, bei ihrem jugendlichen Idealismus gefaßt hatte, um sie wie eine Ware zu mißbrauchen. Wie man versuchte, die ›Weltanschauung‹ in ein Wochenbett zu verwandeln und Kinder auf Befehl zu züchten, Kinder, die ihre Eltern niemals kennen sollten. Er ließ nichts aus: nicht die Peinlichkeit, nicht den Alkohol, nicht die Erpressung Westroff-Meyers ...

Oberstleutnant Berendsen stand so hastig auf, daß sein Stuhl umfiel.

»Warum haben Sie den Kerl nicht einfach in die Fresse geschlagen?« fragte er scharf.

Klaus schwieg.

»Weiß schon«, setzte Berendsen hinzu, »entschuldigen Sie, Steinbach ... verstehen Sie, ich bin Soldat ... mich geht diese Dreckspolitik nichts an ... Ich hab' ja viel gesehen und gehört, was mir nicht paßte, und immer Augen und Ohren zugehalten ... aber wenn das stimmt ...«

»Es stimmt, Herr Oberstleutnant.«

»Wissen Sie, was das heißt?« fauchte ihn der Kommodore an, »für Sie, für mich, für uns alle? ... Wir kämpfen nicht mehr für unser Vaterland, wir verteidigen Bordelle!«

»Es stimmt, Herr Oberstleutnant.«

»Wir verrecken hier ... langsam aber sicher, damit die so einen Saustall ...« Er brach plötzlich ab. Er stützte sich schwer auf den Schreibtisch. Sein Gesicht brannte. Seine Hände preßten sich so fest auf die Schreibtischplatte, daß die Fingerknöchel weiß anliefen.

»Gut, Steinbach«, sagte er ruhig, »ich ziehe die Konsequenz aus der Sache ...«

Klaus betrachtete ihn verwundert. Er kannte seinen Kommodore, den er vergötterte, schlecht. Er ahnte noch nicht,

wie tapfer, konsequent und erbarmungslos Oberstleutnant Berendsen war.

9. KAPITEL

Der Lebensborn tanzt zum markigen Marschfox, blond in der Bewegung, eckig im Schritt. Das Vergnügen ist befohlen. Der Lehrgang findet im Tanzsaal statt. Sturmbannführer Westroff-Meyer wird zum Gastgeber.

Doris steht im Trubel. Hände greifen nach ihr. Worte umschmeicheln sie. Arme versuchen, sie an sich zu ziehen. Fremde Schritte zwingen ihr den Takt auf. Für das Mädchen mit der hohen, schmalen Stirn wird jede Drehung zur Qual, jeder Wechselschritt zur Angst. Seit Klaus sich an die Front zurückholen ließ, treibt sie durch das aufgezwungene Leben im Heim wie auf einem schiffbrüchigen Floß im Meer, allein und fröstelnd, mit dem Grauen vor der Tiefe, dem Schrecken vor dem aufziehenden Sturm. Sie sondert sich ab, so gut es geht. Sie erscheint nur auf Befehl.

Doris tanzt wie auf heißen Kohlen, wie über spitzen Nadeln. Ihr Gesicht ist blaß, ihre Hände bleiben kalt. Sie sieht Westroff-Meyer, in dessen Gesicht die Lauer hängt.

»Warum immer so zurückgezogen?« fragt ein Hauptscharführer.

Doris weicht aus, als sein Kopf sich ihr nähert.

»Gehen wir auf die Terrasse?« fragt der nächste.

»Kommen Sie mit mir nach oben ... ich hab' noch etwas Gutes zu trinken da!«

»Damenwahl!« schreit Westroff-Meyer und klatscht in die kurzfringrigen Hände.

Doris bleibt sitzen. Ihr Stuhl wird zum Block auf dem Mädchenmarkt.

Da kommt Hauptsturmführer Kempe auf sie zu. Er lächelt verlegen.

»Damenwahl!« ruft der Heimleiter zum zweiten Male. Er schleudert das Wort Doris ins Gesicht.

»Quatsch!« sagt Kempe. Er nickt. »Würden Sie mal mit mir tanzen?« fragt er.

Doris erhebt sich mit schweren Füßen, verwirrt und doch befreit.

»Ja, sicher.«

»Ick seh' schon die janze Zeit, wie Sie hier rumdrucksen ...«

Sie stehen auf dem Parkett. Doris lässt sich willenlos führen.

»Was macht Klaus?« fragt er.

»Ich hab' noch keine Post von ihm, Herr Kempe.«

»Nennen Sie mir ruhig Horst«, erwidert der Hauptsturmführer. »Und vor mir brauchen Se keene Angst zu haben.«

»Wenn Se wollen«, fährt Kempe grinsend fort, »tanze ick den janzen Abend mit Ihnen.«

»Warum?« fragt Doris zerstreut.

»Doris ... vastehn Sie mir nich falsch.«

Das Mädchen lächelt.

»Da jibt's keine Mißverständnisse«, brummelt er weiter, »der Klaus jefällt mir ... Sie sind knorke ... Ihr beide zusammen seid prima ... und det is alles.«

»Sie sind ein feiner Kerl, Horst«, erwidert das Mädchen herzlich.

»Hörn Se bloß uff«, überspielt er seine Verlegenheit, »sonst gloob ick's selbst noch ...«

Sie lachen beide. Die Stunde verliert jede Peinlichkeit, selbst jetzt, da Klaus weg ist. Doris erlebt, daß Kempe das Versprechen, von dem sie nichts weiß, ernst nimmt. Und so werden sie Freunde. Ohne Gewicht, ohne Verpflichtung, ohne Wunsch, ohne Belastung. Die abschätzenden Blicke der

anderen können Doris nicht mehr bedrohen. Kempe und das Mädchen tanzen den ganzen Abend.

Und Sturmbannführer Westroff-Meyer freut sich. Vergeblich. Als Doris gegen elf Uhr auf ihre Stube geht, grinst er vor sich hin, steht auf, geht auf den Hauptsturmführer zu.

»Na, Kempe, altes Schlachtroß!« sagt er feixend, »gratuliere!«

Der SS-Offizier sieht auf den Erbsenzüchter hinunter. Er grinst ihn an.

»Zu wat, Sturmbannführer?«

»Zur neuen Braut«, antwortet der Heimleiter, und klopft Kempe jovial auf die Schulter.

»Keine Ursache.«

Westroff-Meyer kneift ein Auge zu.

»'nen Schnaps?« fragt er wohlwollend.

»Von Ihnen?«

»Warum nicht?« versetzt der Heimleiter gespreizt, »oder hältst du mich für einen Duckmäuser?«

»'nen Schnaps nehm' ich von jedem«, antwortet Kempe.

Der Sturmbannführer geht voraus, in sein Büro. Das Parfüm der Sekretärin schlägt seinem Begleiter entgegen, süßlich und schwül. Das Radio läuft auf halben Touren. Die Polster des Sessels sind so eingedrückt, als ob eben jemand gegangen wäre. Der Führer blickt gläsern und heldisch von der Wand. Die Tolle auf seiner Stirn paßt für ein Parteibüro so gut wie für ein Boudoir.

»Auf die Zukunft!« schmettert Westroff-Meyer und kippt den Schnaps mit einem Zug. »... Du kannst ruhig du zu mir sagen, Kamerad.«

»Denn jib mir noch eenen«, erwidert Kempe trocken.

Der Heimleiter nickt zufrieden. Alkohol ist im Heim

verboten. Aber was Jupiter nicht erlaubt ist, darf der Ochse zu sich nehmen. Er betrachtet Kempe unsicher, schenkt ihm willig nach. Er spürt den Frontgeruch und denkt: Wir von der SS sind doch tolle Hunde ...

»Ich wollte dir schon lange mal sagen, daß ich sehr zufrieden mit dir bin, Kamerad Kempe ...«, sabbert er los.

»Na ja ...«

»Nein, wirklich ... du bist der Typ, den wir brauchen: gesund, ehrlich, gradheraus ... das ist unser Deutschland!« Der Heimleiter geht um Kempe herum. »Ich hab' mit Vergnügen gesehen«, fährt er fort, während er dem Hauptsturmführer gegen die Brust tippt, »daß die kleine Korff jetzt in die richtigen Hände kommt ... ja, ja ...«

Kempe wischt sich den Schnaps vom Mund.

»Wieso?« fragt er träge.

»Meinen Segen habt ihr«, strahlt Westroff-Meyer. Er tritt einen Schritt zurück, betrachtet Kempe von oben bis unten. »Und ihr paßt bestens zusammen ...«

Der Pionieroffizier hebt einen Mundwinkel.

»Red' keinen Bockmist, Sturmbannführer«, antwortet er dann gelassen, »das Mädchen ist verlobt.«

»Verlobt ...«, grinst der Heimleiter. Seine Hand wuchtet auf seine Schenkel. Dann gießt er Schnaps nach. »Das laß mal meine Sorge sein«, sagt er väterlich, »darüber brauchst du dir keine Gedanken zu machen.«

»Warum?«

»Verlobt ...«, wiederholt der Sturmbannführer hämisch, »und mit wem? ... Das kann ich dir sagen: mit einem Lumpen! Mit einem Verräter! ... den ich fertigmache!«

»Wieso?« fragt Kempe scharf.

»Du verteidigst ihn wohl noch? Du stellst dich wohl noch vor ihn, was?«

Der Ton des Heimleiters wird schroff, fast drohend. Kempe behält lässig die Hände in den Taschen.

»Verräter?« fragt er durch die Nase, »det würde ick jerne jenauer wissen ... wieso? ... wat hat er verraten?«

Westroff-Meyer dreht nervös am Radiogerät. Aber die Sendestationen liefern nur Nachrichten. Die breite Stimme des Sprechers füllt gedämpft den Raum, verliest den Wehrmachtsbericht. Dazu zischt der Heimleiter:

»Was er verraten hat? Den Glauben an den Führer! Ein Miesmacher! Ein Querulant ist das! Ein halber Bolschewik!« Die Stimme des Heimleiters japst: »Hier hat er gestanden ... und was er gesagt hat, reicht für ... der Bursche ... ist reif! Kapiert?«

Horst Kempe lächelt mit geschlossenen Lippen.

»Seltsam«, sagt er dann, »die Defätiisten gehen an die Front ...« Er gießt sich gemächlich das Schnapsglas voll, prostet Westroff-Meyer grinsend zu: » ... und die Helden bleiben zu Hause, nich?«

»Was soll das heißen?« fragt der Heimleiter, bleich wie sein Führer, »ich verbitte mir diesen Ton von Ihnen, Kempe!«

»Ach ... so herum, Herr Sturmbannführer? ... nee, mein Lieba, nu bleiben wir schon beim du ... ick möchte dir mal wat sagen unter Brüdern: Wenn du mitreden willst, denn meld dir in meine Kompanie ... denn kannst du Erbsen und Kastanien pflanzen, und der Iwan kooft se dir ab ... Die hier, in diesem Narrenhaus, die sind faul, die stinken, mein Lieba ... und det hat der Steinbach jerochen ... vastehste? Und nu willste ihm an den Kragen fahren, weil er 'ne saubere Nase hat!«

»Was fällt Ihnen ein?« brüllt Westroff-Meyer.

»Halt die Klappe!« erwidert Kempe ungeniert. »Ick hab' schon lange keene mehr einem jescheuert, vastehste? ... und mit mir machste det nich ...«

Der Heimleiter sackt zusammen. Er überlegt von unten herauf, wie er jetzt Kempe fertigmachen könnte. Aber hier ist er ratlos, hier prallt er gegen einen Felsblock von ein Meter achtundachtzig. Ein Frontoffizier, der beim Angriff der erste und beim Rückzug der letzte ist, fürchtet sich nicht vor einem dienstgradhöheren Heimatkrieger.

»Und eins sag' ick dir noch, oller Drückeberger ... laß dir nicht erwischen von mir ... wühl in deinem Dreck hier alleene ... aber jieß ihn nicht anderen Leuten über den Kopp ... sonst geht der Laden hier hoch!«

Er steht auf, feuert mit einer Handbewegung das Glas vom Tisch.

»Ick bin kurz davor!«

Das Gesicht des Sturmbannführers zuckt wortlos. Er kauert, als ob er einen Schlag abdecken wollte.

Der Nachrichtensprecher garniert den verlorenen Krieg mit erfolgreichen Meldungen:

» ... in der vergangenen Nacht überflog der Feind nur mit schwachen Verbänden das Reichsgebiet ...«

Westroff-Meyer antwortet immer noch nicht. Sein Gesicht sieht aus wie ein geplatztes Ei.

»... Die Flak schoß sieben anglo-amerikanische Bomber ab ...«

Kempe nickt.

»Prima Burschen«, murmelt er.

»... Im Westen«, fährt der Sprecher mit monotoner Stimme fort, »gelang es Oberleutnant Klaus Steinbach, Staffelkapitän in einem Jagdgeschwader, an einem Tag seinen 14., 15. und 16. Gegner im Luftkampf zu besiegen ...«

Kempe steht auf, nimmt das Glas Westroff-Meyers, baut sich drohend vor ihm auf.

»Das sollte man dir in die Fresse schütten«, sagt er zum

Abschluß.

Je höher die Me nach oben geturnt war, desto stärker durchpulste Klaus das Gefühl schwereloser Befreiung. Die Erde lag als dunstige Niederung tief unter ihm. Er flog über den Wolken, entlang des endlos blauen Horizonts. Irgendwo unter ihm, unter den trübschwarzen Wolkenschwaden lagen seine Probleme und seine Ängste: das Lebensborn-Heim, der Sturmbannführer Westroff-Meyer. Hier aber war der Himmel frei und klar. Für Minuten vergaß der junge Oberleutnant den Krieg, der von Tag zu Tag erbarmungsloser und erbärmlicher wurde. Seit die Operation. »Seelöwe«, die Invasion auf die britische Insel, in das Kanalwasser gefallen war, tobte die Luftschlacht über England. Aber die deutsche Luftwaffe investierte vergeblich Mut und Blut. Bald mußten die Verluste ihren Abbruch erzwingen. Und dann war der Weg frei für Hunderte, für Tausende von viermotorigen Feindbombern, die in Rudeln, in Pulks, in Schwärmen über dem gequälten Deutschland schwebten, mit Tonnen von Tod und Tränen in den Rümpfen.

Der Staffelkapitän flog nicht in der Rotte, sondern allein. Bereits jetzt, im Spätherbst des Jahres 1941, hatten die deutschen Jäger gegen eine mehrfache Übermacht anzutreten. Ein abziehender Bomberverband hatte den Alarmstart ausgelöst, Klaus suchte die blaue Wüste ab. Sein scharfer Blick sah sofort die vermutlich mit Motorschaden hinter dem Pulk zurückgebliebene »Lancaster«. Er stieß seitlich von oben auf sie herab. Seine Bordkanone spuckte die Kanzel auseinander. Die Maschine trudelte schwarzqualmend gemächlich nach unten.

Jetzt erst, fast zu spät, bemerkte Klaus die begleitende »Spitfire«. Er wich ihr im Sturzflug aus, zog die Maschine steil nach oben und leitete damit ein Luftduell ein, wie es zu dieser Zeit noch möglich war. Auch der Gegner suchte Höhe. Klaus holte das Letzte heraus, setzte zu einem Looping an, stellte die

Maschine auf den Kopf, schoß und traf in diesem Moment.

Er drehte, um seinen Feldflughafen anzufliegen. Sein Benzinvorrat war fast zu Ende. Da stieß er auf den dritten Gegner. Er wollte ihm ausweichen. Aber in plötzlicher Gleichgültigkeit flog er ihn frontal an. Der Abstand verringerte sich rasend. Sie waren auf gleicher Höhe. Es sah aus, als ob sie sich rammen wollten. Der Tommy schoß zuerst. Die Garbe zischte über den Oberleutnant hinweg. Er biß auf die Zähne und riß den Abzug seines MGs durch. Während er die Maschine hochriß, sah er den Gegner mit weggesägter Tragfläche nach unten stürzen.

Klaus Steinbach landete beinahe mit dem letzten Tropfen Sprit. Er vergaß, seine Erfolgsmeldung über Sprechfunk weiterzugeben. Die Bordmechaniker wollten ihn auf die Schulter heben. Er wehrte benommen ab.

Da stand auf einmal sein Kommodore neben ihm.

»Gut gemacht«, sagte Oberstleutnant Berendsen, und kaute auf seinem Zigarrenstummel herum. Er bemerkte es nebensächlich, ohne Freude, ohne Teilnahme. Er lief seit Tagen mit grüblerischem Gesicht herum. Seit sich Klaus vom Lebensborn-Heim zurückgemeldet hatte, versuchte der Kommodore über die Luftflotte gegen den rassischen Irrsinn zu protestieren.

Der General benahm sich ganz undienstlich. Er rief ihn an und sagte:

»Hören Sie, Berendsen, wir sind Flieger und sonst nichts ... diese SS-Geschichten gehen uns nichts an ... Stellen Sie einfach keine Leute mehr zum Lebensborn ab, verstanden?«

»Verstanden«, antwortete der Kommodore.

Aber damit war für ihn der Fall nicht erledigt. Alles, was er bisher übersehen und überhört hatte, stand in ihm auf und rebellierte. Der Mann, der immer den Gegner frontal angriff, wußte, auf einmal nicht mehr, ob dieser Gegner vorne oder in

seinem Rücken war ...

Der dreimalige Erfolg des Oberleutnants Klaus Steinbach, der im Wehrmachtsbericht erwähnt wurde, sollte an diesem Abend im improvisierten Kasino des Feldflughafens gefeiert werden. Bei diesen Gelegenheiten wußten die Offiziere nicht mehr, ob sie auf das eigene Leben oder auf das Sterben des Feindes tranken. Vielleicht war der Schnaps längst Selbstzweck geworden, der das Gestern bedeckte und das Morgen vernebelte, der das Bewußtsein ertränkte und den verlorenen Glauben an den Sieg durch einen Siegesrausch ersetzte.

Sie standen auf, als der Kommodore erschien, ihnen zunickte und am Kopfende der Tafel Platz nahm. Zu seiner Rechten saß Klaus. Links von ihm Hauptmann Albrecht, der Adjutant. Die Stühle waren bis zum letzten Platz besetzt – Wie die Betten in den Frontlazaretten. Die Gesichter waren teilweise neu, anonym fast, wie der Heldentod ...

»Weitermachen!« sagte der Kommodore schleppend. Er griff nach dem Glas. Seine Hand zitterte. Je mehr er trank, desto nüchterner wurde er. Ruckartig stand er auf.

»Meine Herren«, sagte er fest, »ich trinke auf die Erfolge des Oberleutnants Steinbach.«

Die Hand fuhr zum dritten Knopf, das Glas zum Mund. Die Ordonnanzen gossen sofort nach. Oberstleutnant Berendsen wartete.

»Es ist ein Brauch«, fuhr er dann fort, »das Glas auf den obersten Führer und Feldherrn zu leeren ...« Gleichzeitig nahm er sein Glas und schleuderte es gegen die Wand.

Klaus erschrak. Mein Gott, dachte er, jetzt also wird er protestieren, trunken vor Zorn, und zornig im Trunk, wird sich um Kopf und Kragen bringen, und ich trage die Schuld.

»Meine Herren«, begann Berendsen wieder. Er stand auf und schob das Ritterkreuz etwas auf die Seite, »was wir hier

machen, wie wir hier kämpfen, das brauche ich Ihnen nicht zu erzählen ... was ich Ihnen aber einmal sagen muß, ist: für was wir kämpfen.«

Der etwas farblose Hauptmann Albrecht sah verlegen auf die Tischdecke. Er stieß den Kommodore mit dem Fuß an. Aber Berendsen merkte es nicht, oder wollte es nicht spüren.

Oberleutnant Kirn, geradlinig wie sein Scheitel, hob den Kopf und sah seinen Geschwaderchef aus blassem Gesicht voll an. Er besuchte, so oft es ging, den Feldgottesdienst, weil er mit dem Krieg nicht mehr fertig wurde. Und ganz allmählich hatte sich der Spott seiner Kameraden in Achtung verwandelt.

Neben ihm saß Dietrichs, der mit einem Bein flog. Ihm gegenüber Hauptmann Gerber, dessen beide Brüder gefallen waren. Daneben Oberfähnrich Kronenberg, hoher HJ-Führer, der über den Umweg der Luftkriegsschule zu dem Frontgeschwader gestoßen war. Dann Leutnant Pflüger, nach 21 Luftsiegen aus dem Mannschaftsstand aufgestiegen, zweimal abgeschossen.

»Ich habe bisher keinen von Ihnen gefragt, ob er Nationalsozialist ist oder nicht ... auch der Gegner fragt nicht danach ... wir sind schließlich alle etwas, was ich für wichtiger halte: Deutsche ... Wir sind keine Politiker, sondern Soldaten! ... Aber«, setzte er hinzu, griff nach einem neuen Glas, leerte es, ließ sich einschenken, »wenn wir für unser Vaterland kämpfen, dann verteidigen wir automatisch sein politisches Regime.«

Die leicht vornüberhängenden Schultern des Kommodore strafften sich, reckten sich in die Höhe. Sein Gesicht war hart, seine Miene kalt, seine Hand ruhig. Aber seine Augen brannten.

»Wir brauchen uns nichts vorzumachen«, fuhr er fort, als ob er die Worte gegen den Wind spuckte, »wir alle haben ... Sachen, gesehen und gehört, die nicht gut klingen. Und wir alle

haben uns darüber hinweggesetzt, in der Meinung, daß der Kampf des Volkes keine Zweifel zuläßt ...«

Hauptmann Albrecht gab seine Versuche auf, den Geschwaderchef zu stoppen. Oberleutnant Kirn nickte schwer und selbstverständlich. Klaus sah den Oberstleutnant bittend an. Dietrichs, spürte einen plötzlichen Stich am amputierten Bein. Oberfähnrich Kronenberg preßte die Lippen aufeinander. Leutnant Pflüget schüttelte wie betäubt den Kopf.

»Was mich betrifft«, fuhr der Kommodore jetzt ruhig und langsam fort, »haben diese Zweifel jedes erträgliche Maß überschritten ... Ich mußte einen unserer Offiziere zu einer Aktion des Lebensborns abstellen ... dieser Verein will sozusagen den nordischen Bestand unseres Blutes aufforsten. In der Theorie ist das lächerlich, in der Praxis verbrecherisch ... Meine Herren«, sagte Berendsen, und blickte an der Reihe seiner Offiziere entlang, »man hat hier mit Tricks und Drohungen gläubige BdM-Mädchen und RAD-Maiden in ein Heim gelockt, hat wildfremde Männer auf sie gehetzt, hat alle Gesetze des Anstandes auf den Kopf gestellt, um diese Wahnsieden zu verwirklichen ... man hat ein Bordell zur Weltanschauung erhoben ...«

»Herr Oberstleutnant...«, wollte ihn Steinbach unterbrechen.

»Nein, Steinbach«, antwortete der Kommodore hart, »jetzt spreche ich.«

Die Offiziere sahen sich betroffen, entsetzt,verständnislos, mißtrauisch an. Alle Augen schienen zu fragen: wer ist der Judas, der Denunziant, der Verräter: Wer wird den Geschwaderchef der Gestapo übergeben?

Und wie automatisch wurden ihre Augen von dem jungen, fahlen Oberfähnrich Kronenberg angezogen. Er senkte den Kopf. Ich muß ihn melden, dachte er. Und dabei ahnte er schon, daß es ihm gehen werde wie dem cimbrischen Sklaven, der das Schwert wegwarf, weil er den alten Marius nicht töten

konnte.

»Man hat den Schmutz zur Pflicht erhoben, und die Pflicht zum Schmutz degradiert«, sagte der Kommodore mit schneidender Stimme. »Man versuchte, Menschen zu züchten wie Kaninchen, um eine angebliche Elite zu schaffen ... man hat den nackten Trieb zum Rassebesen erkoren und kehrt damit den Dreck zu Haufen ...«

Sein Gesicht war voll Verachtung. Sein Atem ging schwer. Oberstleutnant Berendsen stützte sich jetzt mit einer Hand auf den Tisch.

»Was mich betrifft, meine Herren ... ich weigere mich, das zu decken! Das hat mit Deutschland nichts zu tun! Ich werde persönlich die Folgen aus diesen Tatsachen ziehen ... Das war's«, sagte er, nickte seinen Offizieren zu und ging mit schnellen Schritten aus dem Raum.

Die Runde brauchte Sekunden, um mit dem Zwischenfall fertig zu werden. Die einen hatten Angst um den Kommodore, die anderen um sich. Manche hielten ihn für einen Weichling, die Mehrzahl aber war beschämt von seiner konsequenteren Tapferkeit, die er nicht erst im Kasino zu beweisen brauchte.

Hauptmann Albrecht faßte sich als erster, räusperte sich und sagte hastig:

»Die Sache bleibt natürlich unter uns ... der Kommodore ist überarbeitet und braucht Urlaub ... Meine Herren, Stillschweigen ist Ehrensache in diesem Fall!«

Was hat Berendsen vor, dachte Klaus, damit ist doch für ihn die Sache nicht erledigt...

Es kam keine Stimmung auf. Die Witze hinkten auf Stelzen. Das Gespräch umging den heißen Brei. Die Siegesfeier endete nicht bei der restlichen Vertilgung des Kognaks und des Bewußtseins. Der Alkohol schmeckte heute nicht nach Leben, sondern nach Schnaps. Und das war der säuerlich-scharfe Atem der Vernichtung.

Auf dem Kiesplatz hinter dem Lebensborn-Heim stehen die Teilnehmer der Aktion römisch zwei, arabisch eins, Heim Z, angetreten im offenen Viereck. Untersturmführer Lange hat die Hand griffbereit am Knebel für die Schnur und wartet auf das Zeichen, die Fahne einzuholen. Der Kurs ist beendet, der Zweck erfüllt. Das übrige ist nun Sache der Natur.

Des Dritten Reiches Flagge, die jede Schande deckt, knattert glorreich im Wind. Die Mädchen und Männer, jetzt wieder säuberlich getrennt, starren mit frostigen Gesichtern hinauf, wie das Symbol, für das sie leben und sterben und notfalls auch lieben, sich senkt.

Sturmbannführer Westroff-Meyer hält den Schlußappell. Er schreit zackige Fetzen von sich, die der Wind verdaut:

»Ich darf sagen«, brüllt er, »daß ihr Vorkämpfer geworden seid ... ihr habt eine neue, sittliche Ordnung geschaffen ...«

Eines der Mädchen im dritten Glied ist blaß, spürt Übelkeit, wie es sie nie kannte. Drüben, halbrechts, steht der Mann, den sie nun liebt. Ein Oberscharführer, in dessen Brusttasche der Marschbefehl zum Fronteinsatz steckt. Er sieht trübe auf das träge flatternde Hakenkreuz. Das Gesicht des Mädchens reizt nicht mehr. Die Liebe ist fahnenflüchtig.

»Ich darf sagen«, schallt der Sturmbannführer hohl, »der Versuch ist geglückt!«

Da wird dem Mädchen schwarz vor den Augen. Es sinkt zu den Füßen der Kameradinnen, wird in das Haus getragen, während der Heimleiter weiterspricht.

Hier ist es zugig und kahl. Die Offizierskisten stehen in der Halle. Die Taschen der Arbeitsmaiden lehnen sich schutzbedürftig an. Aber die Hochzeitsreise findet nicht statt. Das Gepäck marschiert getrennt, und seine Besitzer sind vereint geschlagen.

Auf den Korridoren stapelt sich die Bettwäsche. Das Stammpersonal bohnert die Zimmer. Morgen läuft der nächste

Kurs an. Zwischendurch wird noch gelüftet. Das braune System hat es eilig, »Hitler-Kinder« en gros zu zeugen.

Westroff-Meyer plärrt weiter. Auf einmal lachen sie in der ersten Reihe. Die Schnur, an der der Untersturmführer verzweifelt zerrt, hat sich verfangen. Die Fahne steht still, weht kümmerlich auf Halbmast.

Auch Doris muß lachen, wie erlöst. Für sie besteht kein Grund zur Trauer. In einer Stunde geht der Zug. Und sie wird nie wieder etwas mit dem Lebensborn zu tun haben. Nie wieder, denkt sie ...

»Ein Lied!« befiehlt der Heimleiter.

»Wir werden weitermarschieren ...«, dröhnt es gemischt über den Platz.

»Wegtreten!« schnauzt der Sturmbannführer.

Damit ist die Aktion römisch zwei, arabisch eins, Heim Z, vorläufig abgeschlossen.

Einen Tag später erreichen Doris und Erika die Führerinnenschule des weiblichen RAD. Sie stehen vor ihren Spinden und packen aus. Auch hier ist ein neuer Lehrgang eingezogen. Junge Mädchen mit blassen Stadtgesichtern.

»Wo wart ihr denn?« fragt eines von ihnen, dem man das Bett der toten Lotte zuwies.

»Maiglöckchen pflücken«, knurrt Erika gereizt.

»Ihr habt einen schönen Urlaub gehabt, was?«

Erika lächelt mitleidig ihre Spindtür an. Da klebt noch die Galerie ihrer Verehrer, die sie bei der Ankunft in diesem Lager demonstrativ an das Holz nagelte. Die beiden Reihen gutaussehender Männer sind inzwischen vergilbt. Mit einem Ruck reißt die Jungführerin die Fotos ab und knüllt sie zusammen.

»Und vom Führer seid ihr auch empfangen worden ...«, fährt die neue Stubengenossin fort, »auf dem Obersalzberg ... stimmt

das?«

Doris dreht sich um.

»Unsinn«, sagt sie leise, »laß uns endlich in Ruhe!«

»Welches Geschenk habt ihr dem Führer gemacht?« drängt die Neue weiter. »Morgen kommt schon wieder eine Kommission ...«

Erika kneift die Augen zusammen.

»Hör zu«, sagt sie dann hart, »wenn du einen Funken Vernunft hast ... laß das ... denk an Lotte!«

»Was ist mit Lotte?«

In diesem Moment betritt die Lagerführerin die Stube. Sie geht mit süßlichem Lächeln auf Doris und Erika zu, reicht ihnen die knöcherne, trockene Hand.

»Na, wie war's?«

»Wunderschön«, erwidert Erika ironisch.

»Was ist mit Lotte? ... Da gehen Gerüchte um ... dummes Geschwätz ... könnt ihr die Sache nicht klarstellen, heute abend beim Appell?«

Sie betrachtet Doris. Das Mädchen atmet tief ein und aus. Dann sagt es knapp:

»Wenn Sie wollen.«

»Nun?« lächelt die Führerin aufmunternd.

Doris spricht so laut und deutlich, als wolle sie die Wahrheit in Stein meißeln:

»Lotte hat Selbstmord verübt, weil sie es nicht ertragen konnte, mißbraucht zu werden ... mißbraucht auf Befehl des Führers!«

»Bist du verrückt?« schreit die Lagerführerin.

Es ist still, totenstill. Das Gesicht der Führerin verwelkt in Sekunden. Die Behauptung von Doris ist für sie so ungeheuerlich, daß sie keinen Maßstab findet, nach dem sie

strafen, verurteilen, tobten oder drohen kann.

»Das ist ja unerhört!« schrillt sie endlich. Ihr kraftloser Schrei hält nach, während sie mit wehender Bluse über den Gang flüchtet.

Doris steht mitten in der Stube und zittert. Da legt Erika den Arm um ihre Schultern.

»Alle Achtung«, sagt sie leise.

Nach Beendigung des ersten Lehrgangs reiste Sturmbannführer Westroff-Meyer nach Polen. Im Rahmen einer Aufgabe, bei der seine bisherige Tätigkeit vergleichsweise noch harmlos war. Auf Rechnung der Volksdeutschen Mittelstelle. Für die Ziele des Lebensborns. Um eine Treibjagd ohne Beispiel zu veranstalten. Auf Kinder ...

Er saß im Wagen. Sein Körper wackelte im Rhythmus der Straße. Der Sekt von gestern abend stieß auf. In Krakau hatte man im höchsten Kreis die Rede des Reichsführers der SS gefeiert. Sie war ein einziger grausiger Blutgesang.

»... Wir müssen das fremde Kind guten Blutes mit allen Mitteln eindeutschen, und wenn wir es rauben müßten Wir müssen die gute Erbmasse des Feindes absorbieren oder vernichten ...«

Himmler hatte den Weg gewiesen. Und sein Sturmbannführer war bereit, darüber hinaus ihm jeden Wunsch von der randlosen Brille abzulesen. So reiste er in Sachen Leben und besorgte für den Tod die Geschäfte. Freie Bahn! Er würde Polen auskämmen!

Der Sturmbannführer träumte. Er sah eine Armee von Kinderfängern unter seinem Kommando durch Polen ziehen. Er sah den Nationalsozialismus als Bassin, in dem das nordische Blut der Welt zusammenfloß, und er, gütiger Stiefvater aller blondschnöpfigen Kinder, die Kanalisation leitete.

Zunächst meldete sich Westroff-Meyer bei dem Kommandeur, einer SS-Einsatzgruppe in der Nähe von Lodz. Der blasse Standartenführer hörte ihm unbeteilt zu.

»Hm«, sagte er dann, »Pollacken wollt ihr aufziehen?«

»Nur reinrassige«, beteuerte Westroff-Meyer.

»Für den Lebensborn? Was ist denn das?«

»Nichts gehört? ... Sie sollten längst Mitglied sein, Standartenführer.«

»Von mir aus«, grinste der Einsatzgruppenleiter.

Und so wurde der Mörder Mitglied des Lebensborns und der Funktionär des Lebensborns zum Mörder.

»Mit dem was wir umlegen, kannst du nicht viel anfangen, Kamerad«, erläuterte der Standartenführer, »Juden, Zigeuner und ähnliches ... da müssen wir schon andere Wege finden.«

»Brauchen wir nicht Vollmachten?«

»Mensch, Vollmachten!« schnaubte der Mann, der täglich tausend Menschen morden ließ, verächtlich.

Am Abend ereignete sich die erste Panne. Westroff-Meyer drang mit seinen Schergen in eine Wohnung ein, die ihm ein polnischer Spitzel verraten hatte. Eine blonde, junge Frau stand in der Türe. Sie war allein.

»Der Mann?« fragte der Sturmbannführer lauernd.

»Gefallen«, versetzte die Frau ruhig.

Er war Offizier gewesen. Die Augen der Frau glänzten traurig. Gutes Material, dachte Westroff-Meyer. Rasse, Intelligenz, Stolz ...

»Wollen Sie nicht Ihr Kind in ein deutsches Heim bringen, wo es mustergültig erzogen wird?«

Die Frau betrachtete ihn entsetzt.

»Mein Kind ist das einzige, was mir übrigblieb«, entgegnete sie im harten, gebrochenen Deutsch, »ich gebe es niemals her.«

»Ich kann das verfügen«, erwiderte der Sturmbannführer barsch.

»Nein!« versetzte die Frau zum zweitenmal. Sie sah ihn fest an.

»Machen Sie keine Schwierigkeiten.«

»Bitte gehen Sie ...«

»Geben Sie das Kind heraus«, schrie Westroff-Meyer.

Die Frau zitterte. Der Sturmbannführer rief das Begleitkommando. Die beiden Polizeisoldaten drangen in das Kinderzimmer. Die Mutter warf sich verzweifelt über das Kinderbett. Hände wollten sie wegreißen. Aber sie hatte Kraft, unheimlich viel Kraft. Sie schlug um sich. Ihre Faust klatschte dem Sturmbannführer in das Gesicht.

Der eine Posten hob ruhig den Lauf der Pistole. Es gab einen trockenen Knall.

Die Männer rissen das schreiende Kind aus dem Bett, dessen Blauaugen die Angst dunkel färbte. Es wimmerte, wehrte sich mit dünnen, schmächtigen Händen gegen die Brutalität.

»Halt's Maul, du Fratz!« zischte Westroff-Meyer im Treppenhaus.

Das Kind starnte erschrocken aus ungläubigen Augen.

10. KAPITEL

Über Frankreichs Erde liegt die graue Wolkendecke wie ein Bleimantel. Seit drei Tagen kein Flugwetter. Das Tief von den Azoren bis Island war vernünftiger als die Luftmarschälle beider Seiten. Freund wie Feind nützten die Schnaufpause zu Feldpostbriefen, Langeweile und Schlaf.

Die Männer des Geschwaders Berendsen gehen sich in dieser Zeit aus dem Weg. Sie schweigen und warten, daß man den Kommodore verhaftet. Ob sie seinen Auftritt im Kasino billigen oder nicht: sie alle hängen an ihm; sie alle haben Angst, ihn zu verlieren. Ihnen allen gab er Zuversicht in einem längst aussichtslosen Kampf.

Um den Kopf des Oberleutnants Klaus Steinbach legt sich der Druck wie ein eiserner Ring. In seinem Schädel dröhnt der Motor der Me. Er versuchte in den letzten Tagen immer wieder, Oberstleutnant Berendsen zu sprechen, um die Sache auf sich zu nehmen. Aber der Kommodore lebte wie ein Einsiedler, ging nicht aus seiner Stube, ließ keinen seiner Offiziere vor, gab keine Befehle.

Es ist neun Uhr morgens. Klaus steht am Fenster und betrachtet den trüben Tag. Es ist seltsam still und leblos in den Baracken des fliegenden Personals. Kein Gepolter. Keine Flüche. Keine Witze. Keine Sitzbereitschaft. Keine Alarmklingel. Die Stille reißt an den Nerven. Sie ist ungesund wie die fahle Ruhe über See vor einem Orkan.

Immer wieder erlebt der Staffelkapitän die Szene im Kasino: die flackernden Kerzen, die drohenden Schatten an den Wänden, das fast unwirkliche Gesicht des Geschwaderchefs. Dann seine Worte. Klaus Steinbach weiß nicht mehr, ob er sie wirklich hörte oder ob er träumte. Das Unbehagen im Kopf wandert in den Magen. Er nimmt das Zahnpflegglas vom

Waschtisch und die Pernod-Flasche aus dem Spind. Zwei Drittel Wasser. Er zählt drei Kopfschmerztabletten ab und zerreibt sie in der milchigen Flüssigkeit.

Dann geht er in den Duschraum. Das Wasser spritzt auf seine Haut wie auf heiße Platten. Als er aus dem Handtuch wieder auftaucht, sieht er den Kommodore in der Baracke.

Berendsen geht mit kurzem Schritt. Seine Art, sich zu bewegen, hat etwas Unwiderstehliches. Der Geschwaderchef trägt die Fliegerkombination. Klaus erschrickt. Was will er im Knochensack? Was hat er vor?

Der junge Oberleutnant hetzt auf bloßen Füßen zurück in seine Stube, zwängt sich die Kombination über die Unterwäsche, um keine Zeit zu verlieren, hastet hinaus.

Oberstleutnant Berendsen lehnt sich gegen die Sandsackwand der Box. Seine Mechaniker reißen die Tarnnetze von der Me. Der Kommodore röhrt sich nicht, als Klaus herankeucht, ihn grüßt und dann nicht weiß, was er sagen soll. Berendsen betrachtet ihn schweigend, wendet sich ab, brummt:

»Morgen, Steinbach ... wo brennt's?«

»Ist was gemeldet, Herr Oberstleutnant?« fragt Klaus verworren.

»Noch nichts«, antwortet der Geschwaderchef gleichgültig, während er mit dem Schuh einen Sandsack festtritt.

»Herr Oberstleutnant starten?« fragt Klaus weiter und wartet auf den erlösenden Anpfiff.

»Das sehen Sie ja«, entgegnet der Kommodore. Aber heute fehlt ihm der ätzende Spott, mit dem er sonst seinen Offizieren zu verstehen gibt, daß sie dumme Fragen stellen.

Der Feldwebel vom Bodenpersonal, der die Maschine des Geschwaderchefs betreut, hält ihm das Zigarrenetui hin. Berendsen winkt ab.

»Dauert's noch lange?« fragt er ungeduldig.

Der Feldwebel betrachtet Klaus über die Schulter des Kommodore, Ratlosigkeit im Blick. Der Oberleutnant befeuchtet die trockenen Lippen. Aber der Chef gibt ihm keine Gelegenheit, noch etwas zu sagen. Er stülpt sich die FT-Haube über, lässt den Staffelkapitän einfach stehen, erreicht mit einem Satz die Tragfläche, schwingt sich in die Kabine, winkt dem Feldwebel zu. Klaus tritt ganz dicht heran.

»Darf ich mitstarten, Herr Oberstleutnant?« fragt er hastig.

Die Augen des Kommodore kehren so fern zur Erde zurück, als wären sie bereits über der Wolkendecke gewesen.

»Was wollen Sie, Steinbach?« erwidert er.

»Mitfliegen«, wiederholt der junge Offizier heiser.

Das gegerbte Gesicht mit der Kinnlade wie aus Nußbaumholz belebt sich für eine Sekunde. Die Augen stechen scharf und hell in das offene Gesicht des Oberleutnants.

»Sie warten gefälligst auf den Befehl«, versetzt er ruhig.

Dann macht sich Berendsen mit der freien Hand den linken Handschuh zu. Der Feldwebel zieht ihm den zweiten über. In einer Sekunde zwischen Schwanken und Endgültigkeit streckt der Kommodore dann die freie Hand aus der Maschine zu Klaus herunter.

»Nichts für ungut, mein Junge«, sagt er mit schmalen Lippen.

Die Klötze werden weggerissen. Der Propeller dreht durch. Die Me watschelt heulend und spuckend aus der Box. Der Arm von Klaus fällt schlaff herab. Die Maschine verschwindet dröhnend über dem weiten Feld. Der Feldwebel wischt sich die Hand an der schwarzen Drillichhose ab.

»Komisch«, sagt er, während er das Zigarrenetui nutzlos in der Hand dreht.

»Was?« fragt Klaus gereizt.

»So ist er nie. Und allein startet er auch nicht. Noch nie.«

Klaus Steinbach starrt über den Platz, sieht, wie sich die Me von der Zementpiste abhebt, über dem Wald verschwindet, in die Wolkendecke stößt. In diesem Moment beginnt er zu begreifen, ohne zu verstehen.

»Los!« faucht er den Feldwebel an, »machen Sie meine Maschine klar!«

»Kann ich nicht ohne Einsatzbefehl«, erklärt der Mann vom Bodenpersonal.

»Quatsch!« entgegnet Klaus heftig. »Sollen wir den Kommodore allein lassen?«

Knapp fünf Minuten später röhrt Oberleutnant Steinbachs Me 100 mit 220 Stundenkilometern über die Bahn. Klaus ließ sie kaum warmlaufen. In seinen Händen zuckt die Unruhe. Vier Minuten Vorsprung, denkt er, hoffentlich passiert nichts. Warum, zum Teufel, soll überhaupt etwas passieren? Was liegt daran, wenn der Kommodore allein startet? Eine Laune, ein Spazierflug. Ist ja noch keine Feindannäherung gemeldet. In einer halben Stunde landet Berendsen wieder. Und dann reicht er Tatbericht ein gegen mich, und ich komme vors Kriegsgericht wegen Befehlsverweigerung.

In diesem Moment heulen die Alarmsirenen.

»Starker feindlicher Verband nähert sich über dem Kanal dem Festland ...«

Der Wind reißt die Wolken auseinander. Auf einmal betrachtet eine kalte Sonne der Menschen Wahn. Mit dem Finger am Knüppel stößt Klaus aus der Wolkendecke. Er fliegt mitten in einen Glutofen hinein. Gleißende Strahlen bohren sich in seine Augen. Er schließt sie wie geblendet. Doris, denkt er, versteh' bitte, Berendsen steht auf unserer Seite, ich darf ihn jetzt nicht im Stich lassen.

Tausend Meter, 1200 ... 1400 ... 1500. Die Me klettert. Ihre

wirbelnde Schnauze stößt in den Himmel. Klaus starrt nach links, nach rechts, richtet die Maschine gerade, stiert voraus. Blauer Himmel. Weiße Wolken. Gewölbter Horizont. Ebensogut könnte er eine Fliege in einem Glaspalast suchen.

Er schaltet das Funkgerät ein, tastet wahllos die Bodenstationen ab, hört die Alarmnachricht, nickt, beißt die Zähne aufeinander. Die Peilstelle bei Dieppe meldet sich, piepsig, mit raschelndem Nebengeräusch.

Jawohl ... eine einsame Me fliegt dem gemeldeten Feindverband entgegen ... Kurs Nord ... Richtung Kanal ... Tiefflug ...

Der Staffelkapitän rechnet schnell wie nie. Kurs. Abdrift. Vorhaltewinkel. Er tritt mit verkrampftem Fuß in die Pedale, will abschneiden, geht nach unten wie im Sturz. Die Maschine bekommt unheimliche Fahrt. Mit 700 Stundenkilometern flitzt der Oberleutnant durch die Luft.

Dann rauscht das Bordfunkgerät.

»Hier Steinbach«, ruft er erregt, »Steinbach ... Steinbach!«

Es knackt. Es rauscht. Höher. 300 Meter. Häuser, Hecken. Dünen, Strand. Das Wasser glitzert. Das Sprechgerät rauscht wie das Meer.

»Sie Scheißkerl!« sagt eine Stimme ganz ruhig.

Klaus erschrickt, lächelt mit klammen Lippen. Dann sagt er, hastig wie erleichtert:

»Jawohl, Herr Oberstleutnant.«

»Scheren Sie sich nach Hause!«

»Nein, Herr Oberstleutnant.«

»Das ist ein Befehl, Steinbach!«

Klaus hält die Luft an. Eine Fallbö schleudert die Maschine nach unten. Hecken, Bäume. Dünen. Hecken ...

In diesem Moment sieht Klaus die Me seines Kommodore.

Sie zieht über dem Wasser steil nach oben.

Und dann jagen sich die Meldungen. Der Feindverband kommt näher, 100, 200 Maschinen, begleitet vom Jagdschutz, gesichert bis ins letzte.

Und dagegen ziehen ein Kommodore, der konsequent ist, und ein Oberleutnant, der ihm helfen will.

Klaus Steinbach lässt sich nicht abschütteln, weder von Befehlen noch von Spiralen. Er klemmt sich hinter die Maschine seines Chefs, die steil nach oben steigt, folgt ihr. In fünftausend Meter Höhe hängen die beiden Me's wieder waagrecht in der Luft.

Jetzt erst kommt Klaus zum Überlegen. Er ist wahnsinnig geworden, denkt er, während er vorwärtsschießt. Auf einmal steht wieder Doris vor ihm. Entschuldige, bittet er, ... aber er hat sich so verdammt anständig benommen, ich kann ihn bei seinem verfluchten Quatsch jetzt nicht allein ...

»Bomberverband halb links«, ruft der Kommodore in das Sprechgerät.

Klaus zuckt zusammen. Er sieht die Kondensstreifen wie mit einem Lineal gezogen. 30 oder 40. Zuviel für zwei! Wahnsinn! Da, oben drüber, sieben, acht Begleit Jäger. Abdrehen, denkt Klaus, höchste Eisenbahn!

»Ich greife an«, sagt der Kommodore beinahe gleichgültig. Der Speichel schmeckt im Mund des jungen Staffelkapitäns wie geronnene Milch. Ich mit dir, denkt er. Selbstmord, freilich. Aber was soll's.

Die Maschine des Oberstleutnants Berendsen stellt sich auf die Fläche, orgelt den Engländern entgegen. Noch einmal hört Klaus die Stimme:

»Flieg nach Hause, mein Junge.«

»Herr Oberstleutnant! ...«, schreit Klaus zurück.

Die Membrane kreischt. Das optische Visier flimmert. Der

Schweiß beitzt die Augen.

Dann sieht Klaus die Spitfires. Der Bomberverband wirbelt an ihm vorbei. Maschine oben, Maschine unten. Meer oben, Meer, unten. Glühende Fäden umspannen die Me. Das Karussell hat ihn im Griff. Klaus kommt nicht mehr heraus. Seine Augen suchen einen Halt an den unsichtbaren Wänden des Hexenkessels, fassen die Maschine des Chefs, verlieren sie, fassen sie wieder. Die Zehen krampfen sich in den Stiefeln. Der Kommodore rast stur dem Verband entgegen.

»Achtung, Spitfire von hinten!« schreit der Oberleutnant.

Berendsen antwortet nicht, fliegt die Bomber von vorne an. Geradeaus. Wie ein Brett.

Die Jäger hacken von hinten auf ihn ein. Die viermotorigen Maschinen brüllen ihm glühende Kaskaden aus ihren Bordkanonen entgegen.

Klaus schlägt Haken auf Haken. Er wehrt sich gegen drei tollwütige Hunde, kann den Kommodore nicht mehr sichern, kurvt ums nackte Leben.

»Achtung!« brüllt er keuchend.

Warum reagiert er denn nicht? Wieder eine Runde im Wahnsinnskarussell. Die Bomber. Der Schwanz einer Spitfire ... Die Me des Kommodore ... alles tanzt vor seinen Augen. Und Klaus sieht in Bruchteilen von Sekunden das Unfaßbare, möchte heulen, kann nichts ändern, begreift die Zusammenhänge nicht, krallt die Zähne in die Unterlippe.

Da ist er, Oberstleutnant Berendsen, der Mann, der fliegen will, und sonst nichts auf der Welt. Der sich im Ersten Weltkrieg den »Pour le merite« holte. Und dann unter Brücken flog, knapp über Hochspannungsleitungen slippte, der mit dem Segelflugzeug Sturzflug bis auf ein paar Meter demonstrierte, der sich um den Tod sownig schert wie um die Schwerkraft. Sein Geschwader hatte die größten Erfolge. Dabei führte der Kommodore einen Zwei-Fronten-Krieg: gegen die Zweifel im

eigenen Kopf und gegen den Feind in der Luft...

Und jetzt geht es nicht mehr weiter. Vorbei. Aus. Absichtlich. Endgültig.

Ohne Kurs, ohne eine Ruderbewegung zu machen, mit hetzen, den Jägern im Genick, rast Oberstleutnant Berendsen mitten in den Bomber-Pulk, knallt mit der vordersten Maschine zusammen. Der Blitz wird zur Explosion. Tonnen von Bomben krepieren, zerschmettern sechs Engländer, die nicht wissen, was ihnen geschieht ... und einen Deutschen, der wollte, was er tut, zu einem gemeinsamen Ende in Feuer und Rauch.

Zwei weitere ›Lancaster‹ demonstrieren unter der Wucht der Explosion. Maschinenteile wirbeln. Fallschirme öffnen sich. Ein Jäger bäumt sich auf, wirft das Kabinendach ab.

Klaus wird aus dem Karussell geschleudert. Seine Me taumelt wie ein Blatt, zieht eine Rauchfahne hinter sich her. Die Spitfires lassen ihn laufen, halten ihn für erledigt. Mit starrem Gesicht weicht der Oberleutnant einem der pendelnden Fallschirme aus.

Klaus verliert rapid Höhe, erreicht die Küste, schafft die Bruchlandung, klettert benommen aus dem Wrack, möchte heulen wie ein Wolf, winseln wie ein Hund, weinen wie ein Kind ...

Der Kommodore, denkt er, und begreift allmählich und endgültig, daß der Oberstleutnant nicht mehr leben wollte, weil er nicht mehr kämpfen konnte für das, was im Namen Deutschlands geschah ...

Die Treibjagd in Polen ging weiter. Die Perversion blies Halali. Das blonde Kind wurde zum Wild, das ›Reichskommissariat zur Festigung deutschen Volkstums‹ zum Jäger, die Polizei zum Hetzer, das Leid zur Strecke, der Lebensborn zum Nutznießer ...

Sturmbannführer Westroff-Meyer arbeitete mit allen Mitteln. Am liebsten waren ihm Kinder aus den Waisenhäusern. Da gab

es noch am wenigsten Scherereien. Dann gelang es ihm mitunter, Eltern unter trügerischem Vorwand zur ›freiwilligen‹ Auslieferung ihrer Kinder zu überreden. Wenn aber die läufigen Versprechungen nicht ausreichten, griff er wahllos zu anderen Methoden: vom Stiefelabsatz zum Kolbenstoß, von der Verhaftung zur Maschinenpistole. Und seinen Weg säumten endlose Kolonnen schreiender Kinder und weinender Mütter. Die Beute, kleine, hilflose, verlassene Kinder, deren Verhängnis es war, daß sie blaue Augen, helle Haare und eine bestimmte Kopfform hatten, wurde in Barackenlagern wie in Krals zusammengetrieben.

Das Weiße im Auge des Sturmbannführers wurde gelb und durchsetzte sich mit roten Fäden. Sein Blick flatterte tief aus schwarzen Höhlen. Seine Hände begannen zu zittern. Zuerst bekämpfte Westroff-Meyer das Blut mit Schnaps. Dann sah er im Schnaps nur noch Blut. Für die braune Mordtheorie war er von vornherein nicht unbegabt, in der Praxis aber noch ungeübt.

So ging er beim Leiter der Einsatzgruppe in die Schule des Grauens. Er gewöhnte sich daran, Menschen zu jagen wie Fliegen. Er stand neben den ratternden MG's. Er stellte sich hinter die blutjungen, fahlen SS-Soldaten, die Greise und Kinder zuerst die eigenen Gräber schaufeln ließen. Er lernte abzuschätzen, wie viele Tote auf einem Haufen lagen und wieviel Benzin man braucht, um sie zu verbrennen. Sein Auge, sein Herz, seine Hand, sein Magen wurden mit der Zeit eins mit dem Massenmord. Nur seine Nase wehrte sich noch gegen den Geruch der Verwesung ...

Heute stand Westroff-Meyer an einer riesigen Wandkarte neben dem Standartenführer. Der Tod hatte sie in Planquadrate zerlegt, der Mord in Bezirke eingeteilt. Der Leiter der Einsatzgruppe zeigte mit dem Bleistift auf einen Ort.

»Da arbeiten wir heute«, sagte er gleichgültig, »Teilliquidation ... 500 nur.« Er wippte auf den Stiefelspitzen.

»Kommen Sie mit?« Er grinste. »Vielleicht ist etwas für Sie dabei ...«

So zogen sie los. Voraus die Treiber. In Autos. Dann das Erschießungskommando. In Marschkolonne. Bewaffnet bis an die Zähne. Die Männer rauchten und sangen. Auf Befehl. Aus Gewöhnung. Dienst war Dienst. Und Norm blieb Norm. Die Waschlappen und Feiglinge hatte man aussortiert. Zu ihnen gehörten alle, die es nicht fertigbrachten, Kinder, Frauen, Greise und wehrlose Männer wahllos zusammenzuschießen.

Hinter der Marschkolonne fuhr der Standartenführer. In einem Schützenpanzerwagen. Neben ihm kauerte der Sturmbannführer. Als Funktionär des Lebensborns konnte er jetzt voll aus der Quelle des Todes schöpfen.

»Links, zwei, drei, vier ... ein Lied!«

Sie sangen durcheinander. Verschiedene Lieder. Zu gleichem Tritt. In ihren Feldflaschen gluckerte die Flüssigkeit: halb Kognak, halb Kaffee.

Die Panik tobte im Dorf. Aus zwei Scheunen prasselten die Flammen. Schüsse peitschten durch die Straßen. Bewährte »Soldaten« lachten. Frauen, Männer und Kinder hasteten durcheinander, warfen sich zu Boden, hoben die Hände, baten um Gnade. Die Maschinenpistolen stoppten die Geste. Man griff sie wahllos. Wer jetzt neben der Kirche stand, konnte in Minuten ebensogut wohlbehalten zu Hause sein wie erschossen im Reihengrab liegen.

Westroff-Meyer stieg aus und zündete sich eine Zigarette an. Er folgte den Rollkommandos wie einem Pflug, immer auf etwas Abstand bedacht.

»Das klappt wie am Schnürchen«, sagte der Standartenführer. »Wir werden fertig mit der Bande ...«

»War hier ... etwas Besonderes los?« fragte der Sturmbannführer mit heiserer Stimme.

»Was soll los sein?« antwortete der Einsatzleiter. »Wir haben unser Programm ...« Er ratterte herunter: »Ausrottung mißliebiger Elemente ... Vernichtung subversiver Personen ... Zerschlagung der Intelligenz ... Endlösung der Judenfrage!«

»Hier?« fragte Westroff-Meyer tonlos.

»Hier und anderswo!« fuhr ihn der Standartenführer an.

Im Nachbarabschnitt war im Vormonat ein besseres Ergebnis erzielt worden. Die Einsatzgruppe mußte aufholen.

Ein blondes Mädchen im himmelblauen Kleid lief quer über die Straße. Ein MG ging in Stellung, nahm es ins Visier.

»Nicht das Kind!« schrie der Sturmbannführer.

Der Schütze nickte. Ein anderer hastete dem kleinen Mädchen nach und brachte es Westroff-Meyer wie ein apportierender Hund.

»Gut, der Mann«, lobte der Funktionär des Lebensborns.

Auf dem Dorfplatz rasselten die MG's.

»Mama ... Mama ...«, wimmerte das Mädchen.

»Wo?« fragte der Sturmbannführer. Er nahm das zitternde, weinende Kind auf den Arm.

Es zog den Kopf zurück. Dann streckte es das Händchen aus, wies auf den Dorfplatz.

Westroff-Meyer nickte. Er gab dem Schützen ein Zeichen. Ein junger SS-Soldat lag mitten auf dem Platz und wechselte den Lauf des Maschinengewehrs. Die Frauen konnten warten

...

»Wo, Mama?« wiederholte der Sturmbannführer seine Frage, betrachtete das Kind voll, lächelte überrascht. Die Ähnlichkeit, schoß es ihm durch den Kopf! Die gleiche hohe Stirn, der knappe Mund, der nämliche Trotz. Doris Korff, durchzuckte es ihn. Er grinste breit ... Du wirst eine bessere Doris, sagte er sich. Mit dir werde ich keinen Ärger haben. Du bleibst von Anfang an unter meiner Obhut. Du entwickelst dich

nach unserem Programm. Er fuhr dem Kind mit der Hand über den Blondschoß. Es schrie, als ob es mißhandelt würde.

Das Feuer wurde automatisch eingestellt, als der Einsatzleiter auf den Dorfplatz zog. Einen halben Schritt hinter ihm Westroff-Meyer. Er hob die Füße so hoch an, als ob er über Leichen ginge. So kamen sie an die Gruppe der Frauen heran, die sich in ihrer Todesangst aneinanderklammerten.

In der vorderen Reihe fiel eine von ihnen auf die Knie, streckte bettelnd beide Arme nach dem Kind aus.

»Das Mama?« fragte Westroff-Meyer und deutete auf die Flehende, die noch 15 Meter von ihm entfernt war.

Das Mädchen wollte sich losmachen, weinte haltlos. Sein Arm reckte sich der Mutter entgegen. Die kleine Hand krampfte sich zusammen. Der Sturmbannführer betrachtete die Frau. Sie war groß und schlank, rotblond und schön. Dann schob sich sein Unterkiefer nach vorne. Sie war gezeichnet.

Mit dem Judenstern.

»Mist, verdammt!« fluchte er.

Der ganze Rasse-Günther stand auf einmal Kopf. Der Standartenführer neben ihm bog sich vor Lachen.

Da ließ Westroff-Meyer das kleine Kind zu Boden fallen wie eine heiße Kartoffel. »Los, lauf!« schnauzte er.

Erlöst, erleichtert, entronnen lief das Mädchen im himmelblauen Kleid los, der Mutter entgegen.

Der Standartenführer spuckte aus. Der junge Schütze hinter dem MG setzte die Feldflasche ab, schob sich den Stahlhelm ins Genick und zielte.

Das Kind rannte in die Garbe wie in einen Stacheldrahtzaun. Die Mutter sah es mit brechendem Auge. Sie streckte die Hand aus wie, das Kind. Die Hände wiesen aufeinander. Zwischen ihnen lagen vier Meter, die der Tod nicht mehr überbrücken konnte.

»Schade«, sagte Westroff-Meyer bitter zu dem Standartenführer.

»Wenn Sie noch Kinder aussuchen wollen, machen Sie fix«, drängte der Einsatzleiter.

»Ich ... heute kann ich nicht mehr«, entgegnete der Sturmbannführer.

Er drehte sich um. Er wollte das tote Kind nicht mehr sehen. Nicht die Mutter. Nicht die anderen. Er wollte nichts mehr hören. Seine Gedanken trommelten. Immer das gleiche: Der Führer liebt Kinder ... tobte es in seinem Körper. Der Führer liebt Kinder ...

In diesem sinnlosen Rhythmus schüttelte ihn der Weinkampf. Es wurde selbst ihm übel. Er lehnte sich schwer mit beiden Händen gegen eine Hausmauer, richtete sich mit rotem, aufgedunsen 'nem Gesicht wieder auf.

»Geht den meisten so am Anfang«, kommentierte der Standartenführer, »aber man gewöhnt sich mit der Zeit daran ... Der Führer weiß, was er will. Während unsere Männer verbluten, können wir hier nicht zusehen, wie die negative Gegenauslese aufwächst.«

»Ja«, antwortete Westroff-Meyer.

»Wir fahren in das nächste Dorf ...«

Bevor der Einsatzleiter in den Schützenpanzerwagen einstieg, drehte er sich noch einmal um. Er holte weit mit der Hand aus. Seine glanzlosen Fischaugen blieben an den Gräbern hängen, die die noch lebenden Dorfbewohner für die ermordeten aushoben.

»Ja«, sagte er überzeugt, »so groß ist der Nationalsozialismus ...«

Westroff-Meyer hörte es nicht. Bei der Aktion in der nächsten Ortschaft war sein Magen leer wie sein Kopf. Aber er war wieder dabei ...

11. KAPITEL

Zwei Monate später, kurz vor der Weihnacht 1941, treffen Klaus und Doris wieder zusammen. Um zu heiraten. Die Heimatstadt überschüttet sie mit Aufmerksamkeit. Unter dem Poststapel liegen auch einige Briefe mit schwarzem Rand. Während die einen dem jungen Paar Glück wünschen, zeigen die anderen das Leid an. Doris und Klaus stehen vor dem Gabentisch, betrachten die bescheidenen Geschenke und die vielen Blumen, von denen manche als typische Kriegsgewächse verzweifelt dem Schnittlauch ähneln.

Doris wurde noch einmal zum Stillschweigen über ihre Erlebnisse beim Lebensborn vergattert und in ein anderes Lager versetzt, in dem sie mit anderen, ebenso schweigsamen Mädchen zusammenkam. Vor ihrer Berührung mit dem Lebensborn hatte sie sich freiwillig für die Führerinnenlaufbahn des RAD gemeldet. Jetzt kämpfte sie um ihre Entlassung. Als verheiratete Frau hatte sie mehr Chancen, dem kompostfarbenen Tuch zu entrinnen.

Das Geschwader von Klaus wurde zur gleichen Zeit nach dem Osten verlegt, was ihm vier Tage Heiratsurlaub einbrachte. Sein eigenmächtiger Start war ohne Folgen geblieben und fiel gar nicht weiter auf, da schon Minuten später die anderen Kameraden ihre Me's aus den Boxen holten. Sie schossen vier Feindflugzeuge ab und ließen drei eigene zurück. Wenn Oberstleutnant Berendsen nicht gefallen wäre, hätte er einen letzten Triumph erlebt: Keiner seiner Leute denunzierte ihn fahrlässig oder absichtlich. Sein Werk, seine Schule, seine Männer ...

Ein paar Tage später kam der neue Kommodore, Oberst Prillmann, ein sehniger, hochaufgeschossener Offizier, der stiller war und weniger trank als sein Vorgänger und ihm im

übrigen doch sehr ähnelte. Er stellte sich beinahe wortlos vor, nickte und zog sich wieder zurück.

Eines Tages ließ er Klaus kommen.

»Hören Sie, Steinbach«, sagte er und wies auf den Personalakt des jungen Staffelkapitäns, »Sie sind ein vorzüglicher Soldat ... ich weiß ... da hat mir eine SS-Dienststelle einen Wisch geschickt ... politische Beurteilung ... Ich will Ihnen nichts vormachen ... sie ist vernichtend.«

»Jawohl, Herr Oberst«, erwiderte Klaus.

»Mich geht diese Sache nichts an«, fuhr der neue Kommodore fort. Sein Gesicht wurde melancholisch. »Aber ich will nur einwandfreie Leute in meinem Geschwader haben ... Haben wir uns verstanden?«

»Jawohl, Herr Oberst.«

Der Kommodore nahm den Brief des Westroff-Meyer, riß ihr durch und warf ihn in den Papierkorb.

»Wo die Durchschläge herumflattern, kann ich Ihnen allerdings nicht sagen«, brummte er zum Abschluß.

So war der erste Schlag des Heimleiters Westroff-Meyer in den Papierkorb gefallen.

Klaus lernte, ihn zu vergessen. Entweder er flog oder er dachte an Doris ...

Und jetzt ist es soweit.

Sie stehen nebeneinander in der Kirche, die Klaus bisher nur aufgesucht hatte, wenn es unumgänglich war. Doris trägt, entgegen dem Protest ihrer Mutter, ein dunkles, schickes Schneiderkostüm.

»Zieh doch deine Uniform an«, hat Frau Korff gejammert, »die Leute sollen nur sehen, daß du im Einsatz bist und dich bewährst.«

Die schlichte Klarheit der gotischen Kirche nimmt sie beide gefangen. Auf einmal empfinden sie Ruhe, Stille,

Geborgenheit. Draußen vor dem großen Kirchenportal ist schon wieder Krieg. Hierher aber hat sich Gott zurückgezogen.

Klaus Steinbach muß ständig an Oberleutnant Kirn denken, der oft 50 Kilometer weit zu einer Feldmesse gefahren war. Vor einer Woche hat ihn das Geschwader beigesetzt.

Dann spürt er den leichten Druck von Doris. Ihr Gesicht ist blaß, aber weich. Das lange Blondhaar liegt links und rechts der hohen, klaren Stirne. Ihre Augen saugen sich an der Zeremonie fest, als wollten sie sie für alle Zeit auswendig lernen ...

Sie betrachtet den Mann von der Seite. Und sie weiß, daß sich heute etwas erfüllt, wovon sie als Kind spielerisch träumte, wonach sie sich als junges Mädchen sehnte und was sie nunmehr, in, der reifen Zärtlichkeit der Frau, erleben darf. Mein Gott, wie reich sind wir, denkt Doris. Dann zuckt sie bei den Worten des Priesters zusammen:

» ... bis der Tod euch scheide ...«

Ihre Lippen werden schmal. Für einen Augenblick besetzt der Krieg selbst noch die Kirche.

Auch Klaus hörte es. Ohne Doris wäre vielleicht alles viel leichter, überlegt er. Wie soll ich jetzt noch starten, fliegen, kämpfen? Das große Kreuz am Altar verwandelt sich in das Balkenkreuz am Rumpf seiner Messerschmitt. Auf einmal stehen rundherum Kreuze, vorne, rechts, links, hinten. Aus Holz. Provisorisch gebastelt. Namen in Tintenschrift. Gebrochene Erkennungsмарke ... Führer befiehl, wir folgen dir

...

Und dann braust die Orgel, mächtig in ihrer Feierlichkeit, und feierlich in ihrer Macht, denn sie übertönt das Krepieren der Granaten, das Krachen der Bomben, die Schreie der Kinder in Polen, das Leid, die Nacht, den Nebel, die Verwirrung, den Tod ...

Dann sind Doris und Klaus zusammen. Allein.

»Drei Tage«, sagt die junge Frau.
»Eine Ewigkeit«, erwidert Klaus.
»Vorher ...«, antwortet Doris leise.
»Wo bleibt ihr denn?« ruft die Mutter.

Sie hat ihr Kränzchen von der Frauenschaft um sich versammelt und will das junge Paar herumzeigen. Wenn ich nicht aufpasse, überlegt Klaus, dann deutet sie mit dem Zeigefinger noch auf meine goldene Frontflugspange.

»Ich bin froh«, sagt Doris, »daß es mit uns soweit ist ...«
»Froh?«
»Nein, glücklich natürlich.«
»Hast du es denn anders erwartet?«
»Niemals ... und du?«
»Wie kannst du nur fragen?«

Doris tritt an das Fenster. Sie ist etwas voller geworden, es steht ihr gut, ihre Augen glänzen. Die Haut in ihrem Gesicht glüht.

Klaus geht auf sie zu, legt den Arm um ihre Schultern, zieht sie ganz fest an sich.

»Klaus ...«, setzt sie zögernd an, »wir werden bald nicht mehr allein ... du, ich ... wir ...«

»Wir?« fragt er, immer noch lachend.
»Ja«, wiederholt sie sanft, »wir werden bald nicht mehr allein sein ...«

Im ersten Moment begreift er es nicht. Dann um so schneller, um so drängender.

»Mein Gott, Doris ...«, sagt er.

Das Glück ist ohne Grenzen ...

Der Krieg hatte die Flitterwochen für Doris und Klaus auf zweiundsiebzig Stunden reduziert. Die Frist war allzu kurz. Sie

reichte nur zu einer Vorahnung des Glücks. Die beiden jungen Menschen spürten, daß jede Sekunde ein Stück von der Gegenwart abbröckelte. Sie begannen, immer wieder nach der Uhr zu sehen. Sie versuchten, den Schlaf zu betrügen. Ihre Gedanken wollten sich am Abschied vorbeidrücken.

Aber Klaus und Doris dachten daran, stetig und hoffnungslos, ob sie die Zärtlichkeit einhüllte, ob sie sich in die Augen sahen oder nebeneinander hergingen, ob sie allein waren oder in Gesellschaft törichte Fragen beantworten und sich für gewohnheitsmüde Glückwünsche bedanken mußten.

Noch Sechsundsechzig Stunden. Noch fünfzig. Noch vierzig. Die Zeit wurde zwischen Traum und Erfüllung, Sehnsucht und Angst zerrieben.

Einen Tag vor seiner Abfahrt traf Klaus seinen Vater allein im Arbeitszimmer. Der Direktor Hans Steinbach war alt und schmal geworden, lachte selten und sprach wenig.

»Glücklich?« fragte er.

»Ja«, erwiderte der junge Fliegeroffizier.

Hans Steinbach stand auf.

»Glück ist das Teuerste, was es im Krieg gibt, nicht wahr, mein Junge?«

Klaus nickte stumm.

»Vater ...«, begann er umständlich, »ich habe noch eine Bitte ...«

»Ja, mein Junge.«

»Du sollst dich ... wenn ich weg bin ... um Doris kümmern ...«

»Aber das ist doch selbstverständlich«, antwortete er lachend.

»Ja ... aber in den nächsten Monaten besonders ...«

Der Vater betrachtete ihn fragend. In seinem blassen,

beinahe leblosen Gesicht wirkten die Augen unnatürlich groß und jung.

»Ja, Vater ... bitte ... ich kann es dir nicht sagen, nicht jetzt, ich schreib' es dir ...«

»Gut«, nickte Direktor Steinbach. »Ich habe den Gästen für heute abend abgesagt. Du willst sicher mit Doris allein sein ...«

»Ja. Und noch was, Vater ... ich war heute auf der Universität, habe mich immatrikulieren lassen. Für Jura.«

Direktor Steinbach sah wortlos zum Fenster hinaus. Es wirkte, als ob er gar nicht zugehört hätte. Dann drehte er sich langsam um.

»Ich denke, du bist aktiver Offizier?« fragte er ruhig.

»Ich will es nicht bleiben.«

»Warum?«

»Das ist kein Beruf. Ich will nicht lebenslänglich ein Funktionär der Vernichtung sein ... töten und töten lassen ... ich sehe das heute ganz anders. Wenn der Krieg aus ist, dann will ich mit dieser Uniform nichts mehr zu tun haben.«

»Das ist endgültig?« unterbrach ihn Hans Steinbach.

»Ja. Ich will einen Beruf haben, der mich ausfüllt, befriedigt, in dem ich etwas bin, ich – und nicht meine Schulterstücke ... Vater ...«, fuhr er dann zaghaft fort, »hast du niemals ... ich meine, an der Bewegung ... gezweifelt?«

»Gezweifelt?« schnaubte der Vater verächtlich. Er ging auf seinen Sohn zu, legte die Hand auf seine Schulter. »Für mich ist Hitler schon lange tot, schon von Anfang an. Und jetzt wunderst du dich, mein Junge«, setzte er hinzu, »weil ich nie mit dir darüber gesprochen habe. Damit muß man selbst fertig werden! Zuerst warst du noch zu jung. Und später ... da wollte ich es dir nicht noch schwerer machen, an der Front ...«

Er kämpfte gegen seine Erregung und siegte mühselig. Sein Gesicht zuckte. Seine Augen waren feucht geworden. Klaus

wußte, daß er seinem Vater noch nie so nahegestanden hatte wie in diesem Moment.

Vater und Sohn gingen fast verlegen auseinander, als Doris in das Zimmer wirbelte. Sie bemerkte es und fragte:

»Komm' ich ungelegen?«

»Nie«, erwiderte Klaus.

»Wie kannst du so etwas fragen?« setzte Hans Steinbach hinzu. Dann sagte er: »Du wirst sicher bald vom RAD entlassen. Hättest du Lust, in meiner Firma zu arbeiten?«

»Ja ... aber ...«

»Kein Aber! Mein Vorschlag ist sehr egoistisch«, fuhr der Direktor fort, »ich will dich soviel um mich haben wie überhaupt möglich.«

Er legte die rechte Hand um ihre Schulter, mit der linken umfaßte er Klaus. So schob er sie sanft aus seinem Arbeitszimmer. Er mußte allein sein, um die plötzliche, heiße Dankbarkeit darüber zu ertragen, daß sein Sohn zu sich gefunden hatte ...

Noch zweiundzwanzig Stunden. Die Uhr lief weiter. Mechanisch und brutal. Der Zeiger drehte sich. In Deutschland. Im Westen. Im Osten, wo der Vormarsch nach Moskau in der Schneewüste liegenblieb. Wo die Panzer gesprengt wurden und die geschlagenen und wieder gesammelten Russen im breiten Gegenstrom heranfluteten. Wo Armeen erfroren und verbluteten. In einem gespenstischen Furioso.

Mit Mann und Roß und Wagen.

Und Klaus mußte nach dem Osten, wo Hunderttausende deutscher Soldaten für ihre erfrorenen Hände und Beine die Ostmedaille am laufenden Band erhielten, die die Landser den »Gefrierfleischchorden« nannten.

Klaus und Doris standen am Bahnhof. Er trug sein graues Alltagsgesicht. Aus den kalten Höhlen seiner schmucklosen

Fenster sah das Gebäude auf Tränen des Glücks und Szenen des Leids. Keiner, der fuhr, wußte, ob er wiederkam.

»In der Heimat ... in der Heimat ... da gibt's ein Wiedersehen ...«

Nie wurde eine erbärmlichere Lüge von Millionen gesungen. Klaus schluckte.

»Doris ...«, sagte er rauh, »du hättest nicht mitkommen sollen.«

»Dann hätten wir uns um eine halbe Stunde gebracht ...«

»Aber diese halbe Stunde ist schrecklich.«

»Es ist niemals schrecklich, wenn wir zusammen sind«, erwiderte die junge Frau tapfer.

Nur nicht weinen, redete sie sich ein. Hinterher, wenn der Zug abgefahren ist, dann ja ... aber nicht jetzt! Es ihm nicht schwerer machen, als es schon sein muß.

»Es ist ganz gut, daß ich nach dem Osten komme ...«, versuchte der Fliegeroberleutnant zu trösten. »In der Luft sind wir dort ja noch überlegen.«

»Sicher ...«

»Ganz bestimmt ... das sage ich jetzt nicht bloß so ... wir haben doch viel bessere Maschinen ...«

»Ja, Klaus ...«

»In einem halben Jahr bin ich schon wieder mit Urlaub an der Reihe ... und dann haben wir vier Wochen, Mädchen, stell dir vor, vier ganze Wochen!«

Der Lautsprecher zerhackte den Traum. Der Fronturlauberzug lief ein. Die Frauen am Bahnsteig stellten sich auf die Zehenspitzen, andere wagten den aussteigenden Soldaten nicht entgegenzusehen, aus Angst, die erwarteten Söhne und Männer könnten nicht unter ihnen sein. Das Schicksal ließ sich vier Minuten Zeit zum Umsteigen.

»Komm wieder«, sagte Doris.

»Bestimmt ...«

Er schob sich nach innen.

»Geh jetzt ...«

»Nein, ich warte noch«, entgegnete Doris fest.

Er fand das Abteil, ergatterte ein Fenster, teilte es mit drei anderen Soldaten. Und in diesen letzten Sekunden sprachen Augen, Hände und Lippen vierstimmig. Das gleiche. Mit derselben Inbrunst. Mit der einstimmigen Verzweiflung. Mit der uniformierten Angst.

Dann ratterten die Achsen:

»Komm wieder ... komm wieder ... komm wieder ...«

Aber sie holperten ihre Forderung nicht für alle, die im Zuge waren ...

Wenn SS-Sturmbannführer Westroff-Meyer während seines Raubzugs durch Polen nachts aus dem Schlaf hochschreckt, tastet seine Hand automatisch nach der Flasche. Dann stehen die Maschinengewehre still, verstummen die Schreie der Mütter und das Weinen der Kinder. Dann zwingt sich der unmenschliche Menschenfänger, an die dunkelhaarige Ruth zu denken, seine rassige, wenn auch nicht rassistische Sekretärin in Berlin.

Westroff-Meyer hat sein Soll erfüllt und ist schon auf der Rückreise. Er hat mehr als 200 Kinder geraubt, die zur ›Verschubung‹ bereitstehen. Nach Deutschland, wo ihn Lob und Beförderung erwarten. Er war nicht der einzige, der das besetzte Polen nach Kindern ›wertvoller Erbmasse‹ durchkämmte, aber der erfolgreichste. Er gewöhnte sich an Grauen und Fusel.

Auf der Rückreise besucht er zum Abschluß, als letzte Station, ein Vernichtungslager. Auch hier gibt es Kinder, wenn auch die meisten von ihnen für den Lebensborn nicht in Frage

kommen. Der Lagerkommandant dieser riesigen Vernichtungsanstalt für Menschen empfängt ihn gleichmütig.

»Spülen Sie sich erst den Reisestaub hinunter«, sagt er und deutet auf den Alkohol.

»Komischer Geruch hier in der Gegend ...«, entgegnet der Sturmbannführer.

»Alles halb so schlimm«, knurrt der Kommandant verdrossen.

Westroff-Meyer hat hektische Flecken im Gesicht. Die Begegnung mit der brutalsten Form der Idee, die er am Schreibtisch vertritt, ist ungeheuerlich. Wieder fürchtet er das Grauen, dabei graut es ihm ohne Furcht ...

»Was ich für Sie tun kann, soll geschehen«, erklärt der leitende Mörder, »viel wird nicht für Sie dasein ...«

»Muß ich ... mit hineingehen?«

»Nur keine Bange ... ist nichts dabei, die Leute wissen nicht, daß sie vergast werden ...«

Es ist nichts dabei ... Der Sturmbannführer frühstückt am anderen Morgen reichlich. Unterlage für alle Fälle. Der Bummel durch das Lager endet beim Krematorium. Zum erstenmal sieht Westroff-Meyer ein KZ von innen. Angewidert betrachtet er die ausgemergelten Gestalten in den gestreiften Anzügen. Die kahlrasierten Köpfe. Die tiefliegenden Augen. Er denkt nicht daran, wie sein Kopf ohne Haare, sein Körper ohne Essen, und seine Augen ohne Leben aussehen würden.

Langsam weicht der Druck. Der Sturmbannführer blickt sich um, sieht die Gaskammern von außen.

Gleise führen dicht an die Kammern heran. Eine Rangierlokomotive zischt. Güterwagen poltern gegeneinander. Posten mit Gewehren reißen die kreischenden Türen auf. Menschen quellen heraus. Graue Gesichter. Frauen und Männer. Kaum noch zu unterscheiden. Der Zug kommt aus

Litzmannstadt. Der Lautsprecher empfängt ihn:

»Sie haben alle Kleider zur Entlausung abzulegen.«

Entlausung ... das ist es. Westroff-Meyer lacht in sich hinein. So erleichtern die sich die Arbeit!

»Na, sehen Sie sich um«, sagt der Lagerkommandant neben ihm.

Westroff-Meyer sieht die Frauen, die sich vor ihren Mördern auch noch ausziehen müssen. Sein Blick gleitet weiter. Dann sucht er die Kinder, sortiert mit den Augen. Mädchen mit schwarzen Locken. Jungen mit breiten Nasen. Kinder mit großen Augen wie schwarze Kirschen. Sie klammern sich an die Mütter. Oder halten still und fest die Hände der Väter.

Das alles kann der Sturmbannführer nicht gebrauchen. Er rümpft die Nase. Am vorletzten Wagen entdeckt er einen blonden Schopf. Die Mutter ist dunkel. Westroff-Meyer steigt über Kleiderbündel. Der kleine Junge ist höchstens vier Jahre alt. Erbanlage ... rezessiv ... dominant, überlegt der Sturmbannführer. Seine Gedanken schaukeln um ein Leben. Der Junge hat blaue Augen, die die Angst jetzt dunkel färbt. Er legt den Kopf an die Hüfte der Mutter. Westroff-Meyer grinst breit, will Vertrauen erwecken.

»Popolski?« fragt er.

Die Frau nickt.

Die Hand des SS-Offiziers umspannt den Schädel des Kindes. Es ist eine väterliche Geste. Aber sie erfüllt nur den Index. Großartig, diese Kopfform, denkt Westroff-Meyer ...

Er nimmt das Kind bei der Hand. Mit der anderen klammert es sich bei der Mutter fest. Die Mutter sieht ihn nur an, sagt kein Wort. Ihre Lippen zittern. Westroff-Meyer tritt einen Schritt zurück.

»Nu, nu?« brummt er.

Ein Wachmann sieht es. Das Bajonett schimmert auf seinem

Karabiner ... Der Mann hat Geistesgegenwart. Er lacht dabei.

»Die Kinder werden extra entlaust«, schreit er auf polnisch die Mutter an.

Der Sturmbannführer nickt dankbar. Die Frau schluckt.

»Los, los, Matka ... oder ich geb' dir eins auf die Finger!« brüllt sie der Posten an.

»Dem Jungen passiert nichts«, salbadert Westroff-Meyer, »bestimmt nicht.«

Über das Gesicht der Mutter laufen Tränen. Mit einer wilden Bewegung reißt sie ihr Kind noch einmal an sich. Noch einmal. Dabei flüstert sie heiß in sein Ohr. Es ist der Abschied für immer.

»Nur entlaust«, beteuert der Sturmbannführer wieder. Dann hat er den Jungen an der Hand. Das Kind sieht ihn nicht an und dreht sich nicht um. Es steigt mit kleinen festen Schritten über die Gleise und über die armseligen Kleiderbündel der anderen. In seinem blonden Haar spielt der Wind.

Aus dem Lautsprecher plärrt Musik. Westroff-Meyer pfeift mit. Der erste Schub betritt die Gaskammer. Es dauert nicht lange. Aber dem Posten geht es nicht schnell genug.

Der zweite Schub. Diesmal ist die Mutter des kleinen Kindes dabei. Der Junge bleibt stehen, als ob er plötzlich erfassen würde, was man ihr antut.

»Mama«, wimmert er.

»Mama gleich kommen«, antwortet der Sturmbannführer lächelnd.

In diesem Moment zischt das Gas aus den Ventilen. Die Mutter stirbt. Zwei oder fünf Minuten lang. Mit einem Gebet für ihr Kind auf den Lippen. Zu einem Fluch für ihre Mörder bleibt ihr keine Zeit.

»Groß ist die Ausbeute nicht«, sagt Westroff-Meyer zu dem Lagerkommandanten.

»Denken Sie, wir sind hier ein Kindergarten? Ich bin kein Freund davon, hier den Vorgang zu komplizieren ...«

»War ja nur ein Versuch«, entgegnet der Sturmbannführer versöhnlich. Dabei reibt er sich die Hände mit den zu kurz geratenen Fingern. Ich bin doch ein Mensch, lobt er sich zynisch selbst, ich hab' dem sicheren Tod noch ein Kind abgekauft.

Und ein blondes dazu noch.

12. KAPITEL

Dann ist Doris wieder beim RAD. Ihr Entlassungsgesuch vermodert in einer Schublade. Die junge Frau kommt in ein Lager, das abseits liegt und in dem die Insassen weniger mit Schrubber und Spitzhacke als mit leichten Büroarbeiten beschäftigt werden. Die Verpflegung ist gut, die medizinische Betreuung läßt nichts zu wünschen übrig. Das Lager wird von einer ältlichen Führerin geleitet, die Doris zum Rapport befohlen hat.

»Ich habe Sie rufen lassen«, beginnt sie, »weil ... weil ...« Sie nestelt fahrig an ihrer germanischen Haartracht. Seltsam, denkt Doris, daß sich viele dieser ›Walküren‹ irgendwie ähneln: spitznasiges Gesicht, eckige Figur, uncharmanter Stimme, fahle Gesichtshaut, die mehr und mehr die Farbe des Uniformrocks annimmt.

Doris weiß, warum man sie rief. Ihr Blick bleibt offen. Auf dem Schreibtisch der Vorgesetzten liegt ein ärztlicher Bericht. Die Untersuchung fand vor zwei Tagen statt. Doris kennt das Ergebnis längst und ist so glücklich darüber, daß ihr nicht einmal mehr das schiefmäulige Lächeln der Führerin etwas anhaben kann.

»Na, schön«, sagt die Führerin, »da läßt sich nun nichts daran ändern.«

»Wie bitte?« fragt Doris ruhig.

»Ich habe Ihnen zu eröffnen«, antwortet die Lagerleiterin, »daß Sie ein Kind bekommen.«

»Ich weiß.«

»Sie wissen?«

»Ja«, erwidert sie behutsam, »ich bin doch nicht aus Stein.«

Die Lagerführerin läuft rot an.

»Ich habe Sie nicht danach gefragt«, entgegnet sie spitz. Ihr Gesicht wirkt verkniffen. »Vorläufig bleiben Sie bei uns«, fährt sie fort.

Doris hört schweigend zu. Mit geschlossenen Lippen. Mit glänzenden Augen.

»In der heutigen Zeit kann man nicht feiern, bloß weil man ein Kind erwartet«, schnarrt die Lagerleiterin. »Sie sind Führernachwuchs. Sie bleiben. Wenn es so weit ist, kommen Sie in ein Heim.«

»In welches Heim?« fragt Doris.

Die Führerin glättet nervös das Papier des Untersuchungsberichts. Ihre Hand bleibt auf dem Vermerk liegen, der besagt, daß ein Durchschlag an die Zentrale des Lebensborns geschickt wurde.

Doris lächelt in sich hinein. Es ist ihr gleichgültig. Ihr Leben hat einen neuen Sinn. Seit ihr Leben diesen Sinn bekam, sind tausend Wichtigkeiten des Alltags zu einer einzigen Nebensächlichkeit geworden. Sie lächelt fester.

»Worüber lachen Sie?« fragt die RAD-Führerin scharf.

»Ich bedanke mich für die Sorge, die Sie sich um mich machen.« Sie spricht ohne Ironie.

Die Lagerleiterin betrachtet sie wütend. In ihren Augen funkelt etwas, Neid vielleicht oder Verachtung.

»Gut ...«, sagt sie heftig, »erledigt.«

Doris geht mit schmalen, tastenden Schritten. Von jetzt ab mißt sie die Zeit nach Herzschlägen und Feldpostbriefen. Und ihre ganze Erscheinung spiegelt das Wunder des Lebens wieder: ihr Gesicht wird fraulicher, aber nicht älter; ihre Augen leuchten in innerem Glanz, aber sie bleiben wach. In den folgenden Monaten verwandelt sich eine junge Frau in eine zärtliche Mutter.

Dann wird Doris in Marsch gesetzt ...

Das Heim liegt in Pommern. In der Nähe der Ostseeküste. Am Rande einer Kleinstadt. Der Park steht voll alter Bäume. Den weißgetünchten, niedrigen Bau sieht man nur undeutlich hinter den Stämmen. Die Auffahrt ist mit einem eisernen Gitter verschlossen. An der Mauer klebt ein bronzenes Schild: »Entbindungsheim«. Das ist alles.

Doris kommt am Abend an. Der Glutball der Sonne taucht in den Park und entflammt das eiserne Gitter zu einem goldenen Tor. Die junge Frau atmet tief. Schön ist es hier, denkt sie. Sie ist allein, muß ihr Gepäck selbst tragen, trotz ihres Zustandes. Oder vielleicht gerade deswegen. Die Bewegung beruht sich auf Nietzsche, als ob er SA-Obersturmführer gewesen sei. »Gelobt sei, was hart macht«, faselt man dem Philosophen nach, der im übrigen an Gehirnerweichung gestorben ist.

Doris drückt auf die Klingel, wartet ein paar Sekunden. Dann wallt ihr eine Gestalt wie ein Schloßgespenst entgegen: eine braune Schwester. Die junge Frau nennt ihren Namen. Die Schwester sucht ihn mit Vogelaugen auf einer Liste.

»In Ordnung«, antwortet sie kalt.

Sie öffnet das Tor nur halb. Sie nimmt der jungen Frau den Koffer nicht ab.

»Der Heimleiter wird morgen mit Ihnen sprechen«, sagt sie am Gang, »heute ist es zu spät. Dr. Jessrich ist nicht mehr im Hause.«

Bei dem Wort Heimleiter zuckt Doris zusammen. Sie denkt an Westroff-Meyer.

Im ersten Stock macht die Schwester vor einer Tür halt.

»Hier liegen Sie nur vorläufig«, kommentiert sie. Dann setzt sie hinzu: »Es ist übrigens erwünscht, daß Sie alle Privatgespräche vermeiden ... die Hausordnung werden Sie morgen von Dr. Jessrich erfahren ...«

Dann steht Doris im Zimmer. Nach dem ersten Blick glaubt

sie, schon einmal hiergewesen zu sein. Beinahe die gleiche Einrichtung wie im ersten Lebensborn-Heim. Reinliche, kalte Zweckmäßigkeit. Zwei Betten. Auf dem linken sitzt eine Frau im Morgenmantel. Sie legt das Buch beiseite, in dem sie gerade las.

Die Frau im Zimmer steht auf. Schwerfällig. Sie ist aschblond und groß. Um ihre blauen Augen liegen dunkle Ringe. Ihr Lächeln ist schwer zu deuten: ein bißchen Mitgefühl, etwas Spott.

»Ich bin Frau Grete«, sagt sie. Ihr Händedruck ist fest.

Doris lächelt verlegen.

»Ich heiße Steinbach«, erwidert sie dann.

Die große Frau legt den Finger an den Mund. Gleichzeitig setzt sich die Ironie in ihrem Gesicht fest.

»Lieber nicht«, sagt sie dann rasch, »wie ist Ihr Vorname?«

»Doris.«

»Also Frau Doris«, lächelt die andere, »Nachnamen gibt es in diesem Hause nicht.«

»Warum?«

Frau Grete schüttelt den Kopf.

»Sie ahnungsloser Engel«, meint sie, »na ja, morgen wird man Ihnen Bescheid sagen ... wissen Sie ... es ist etwas seltsam hier, aber der Mensch gewöhnt sich an alles.«

Doris packt ihren Koffer aus. Obenauf liegt ein Bild von Klaus. Die junge Frau hält es in der Hand. Ihr Blick wird hell und strahlend.

»Das legen Sie mal lieber wieder schön weg«, sagt Frau Grete, »sonst nimmt man es Ihnen ab.«

»Wieso?« fragt Doris.

In diesem Moment sieht sie den Spruch über der Tür. Ihre Augen werden starr. Sie buchstabiert mit halbgeöffneten

Lippen:

»Vom Kindesvater zu sprechen ist taktlos.«

Die andere lächelt.

»Tolles Haus, nicht?«

»Ich verstehe überhaupt nichts mehr«, erwidert Doris mit schmalen Lippen. »Was soll das bedeuten?«

Frau Grete betrachtet Doris aufmerksam.

»Sind Sie verheiratet?« fragt sie plötzlich. Hastig setzt sie hinzu: »Sie brauchen es mir nicht zu sagen ... Sie dürfen es eigentlich gar nicht, aber ...«

Doris unterbricht sie:

»Natürlich ... ja, ich bin verheiratet.«

»So natürlich ist das gar nicht«, versetzt Frau Grete, »jedenfalls nicht hier ... sehen Sie, und deshalb steht der Spruch an der Wand.«

Jetzt endlich begreift Doris. Endstation Lebensborn, denkt sie. Aber dann kehren ihre Gedanken um. Es ist so gleichgültig, was sonst noch geschieht. So gleichgültig! Der Spruch hat nichts zu bedeuten. Nicht für sie. Nicht für das Kleine. Sie braucht Klaus Steinbach nicht vor der Welt zu verbergen, und vor ihrem Kind nicht den Vater zu verleugnen. Die Parole an der Wand geht sie nichts an. Sie übersieht sie wie eine obszöne Kritzelei in einer, schmuddeligen Vorstadtkneipe.

Daß Frau Grete bei der Beschreibung der Eigentümlichkeiten dieses Heimes nicht übertrieben hat, stellt Doris am anderen Morgen fest. Das Frühstück wird gemeinsam eingenommen. Bei dieser Gelegenheit stellt man Doris vor. Die Oberschwester mit dem goldenen Parteiaabzeichen auf der Tracht und einem Gesicht, das wirkt wie zerknittertes Fahnentuch, besorgt das nach der, Vorschrift.

»Frau Doris«, sagt sie laut, »Frau Edith ..., Frau Frieda ...,

Frau Hildegunde ..., Frau Bertha ...«

Doris gibt lauter Vornamen die Hand. Die anderen Frauen und Mädchen sehen sie forschend oder herausfordernd, gleichgültig oder spöttisch an. Manche machen ein Gesicht, als trügen sie eine Last, die sie nicht schnell genug loswerden können.

»Frau Doris«, sagt die Oberschwester nach dem Frühstück, »Sie melden sich bitte beim Heimleiter.«

Sie muß im Vorzimmer warten. Eine Assistentin schiebt ihr einen Stuhl hin. Die Tür zum Ordinationsraum ist nur angelehnt. So hört Doris jedes Wort des Gesprächs mit, obwohl sie es gar nicht will. Dann beugt sie entsetzt den Kopf nach vorne.

»Alles in Ordnung, Frau Ursula«, sagt der Arzt, »wir können Sie entlassen.«

»Na, Gott sei Dank! Sagen Sie, bringe ich das Übergewicht wieder weg?«

»Anzunehmen.«

»Die Geschichte hat meiner Figur genug geschadet ...«

»Also dann ...«, erwidert der Arzt, schroffer im Ton, »alles Gute!«

Zuerst klappern hohe Absätze auf dem Holzboden. Dann kommt eine vielleicht 20jährige Blondine in das Vorzimmer, die es eilig hat.

Die Assistentin steht auf.

»Wollen Sie«, sagt sie leise, fast verlegen, »Ihr Kind nicht noch mal sehen?«

»Wozu?«

»Es ist nebenan«, erwidert die Assistentin wie bittend.

»Ist nicht mein Kind«, entgegnet die Blondine beim Abgang, »ist ja eures ... ihr habt es gewollt ... auf Wiedersehen,

Fräulein!«

Doris taumelt benommen hoch. Dr. Jessrich nimmt sie bei der Hand, führt sie in den Behandlungsraum. Unter dem weißen Kittel trägt er Juchtenstiefel, über dem Kragen Schmisse. Trotzdem ist er ein Herr. Seine Untersuchung ist knapp und sachlich.

Er nickt Doris aufmunternd zu. »Vielleicht in einer Woche.« Seine grauen Augen nehmen sie in die Zange.

»Frau Doris, ich bin hier nicht nur der Chefarzt, sondern auch der Heimleiter.«

»Ich weiß«, antwortet die junge Frau zerstreut.

»Alle unsere Vorschriften«, fährt der Heimleiter fort, »dienen dem Schutz der Mütter.«

»Vielen Dank«, versetzt Doris, noch immer abwesend.

Dr. Jessrich zieht eine Augenbraue hoch.

»Alle Kinder, die hier zur Welt kommen, gehören dem Staat ... oder fast alle ...«

»Ich bin verheiratet«, sagt die junge Frau einfach.

»Bis zu Ihrer Entlassung bleibt das Kind in unserer Säuglingsstube ... dann nehmen Sie es mit«, entgegnet der Arzt gereizt. »Was ich sagen wollte ... darum wünschen wir nicht ...«

»Ich weiß schon«, antwortet Doris, »ich halte mich an die Bestimmungen, ganz bestimmt, Herr Doktor.«

Vielleicht ein Sonntagskind, denkt sie dabei, ich muß es Klaus sofort schreiben ...

Dann ist sie wieder in ihrem Zimmer. Frau Grete empfängt sie lächelnd.

»Ja«, sagt sie, »medizinisch sind die auf Draht ... ich weiß es, ich bin schon zum dritten Male hier ... und Sie?«

»Zum ersten Male«, antwortet Doris.

»Freuen Sie sich?« Die Stimme der Stubengenossin klingt, als ob ein Stein auf einer Glasplatte kratzt.

»Freuen?« Doris lächelt. Erster Unmut verwandelt sich in Zärtlichkeit. »Freuen?« wiederholt sie leise, »das ist doch viel zu wenig.«

»Na, na ...«, rasselt Frau Grete, »hier gibt es welche, die ganz anders denken ... werden Mütter ... und sind schon wieder weg, man weiß nicht wohin ...«

»Und das Kind?« fragt Doris mit dumpfem Entsetzen.

»Na, hören Sie ... die werden von irgend jemand adoptiert oder kommen in ein Heim ...« Ihre Hand weist auf den Spruch an der Wand.

Doris legt sich auf ihr Bett. Sie lauscht. Sie lauscht fassungslos, fängt zu zittern an.

Dann laufen ihr einfach Tränen über das Gesicht. Tränen der Freude und auch Tränen der Angst.

Frau Grete kommt auf sie zu, streicht ihr mit der Hand über das Haar.

»Wird schon, Kindchen«, sagt sie, derb wie behutsam.

Unvermittelt geht sie an ihren Koffer, kramt, kommt mit einem Foto zurück, setzt sich neben Doris auf das Bett.

»Ja«, sagt sie, »ich habe auch meinen Mann bei mir ... er ist Offizier bei der SS ... wenn der wüßte, was hier gespielt wird, na, der würde ein Theater machen.«

Sie reicht Doris das Bild.

Mehr aus Höflichkeit betrachtet es die junge Frau. Dann zittert ihre Hand plötzlich heftig. Sie hat den Mann erkannt.

Auf dem Foto ist Hauptsturmführer Horst Kempe, der Mann mit dem ein Meter achtundachtzig großen Selbstbewußtsein, abgebildet.

Langsam legt Doris die Fotografie beiseite. Ihre Hand ist

schwach.

»Gefällt er Ihnen?« fragt Grete Kempe.

»Ja«, erwidert Doris.

»Er ist so unvorsichtig ... da draußen an der Front. Ist Ihr Mann auch Soldat?«

»Ja ... Fliegeroffizier.«

»Ich glaube, die zwei würden sich gut verstehen ...«

»Kann schon sein«, entgegnet Doris zerstreut.

Sie legt sich auf ihr Bett. Sie kann nicht schlafen. Durch das Haus geistert die Ungeheuerlichkeit. Irgendwo krähen die Kinder in ihren kleinen Wiegen, ausgerichtet wie zum Appell. Nur eine Minderheit entspricht der errechneten Norm. Viele haben dunkle Augen oder runde Köpfe. Denn die Natur pfeift auf Westroff-Meyer. Sie spuckt Rosenberg ins Gesicht. Und ihre Gesetze erheben sich turmhoch über das Gewäsch des Rasse-Günther.

Diese Kinder recken die schmalen Hände. Sie weinen sich in ein Leben, das der Führer befahl. Kinder, deren Väter nur Funktionäre sind. Kinder, denen man nicht sagen wird, wer der Gekreuzigte ist. Kinder, die später die Hände zur Faust ballen statt zum Gebet schließen sollen.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück wird die Post verteilt. Die Oberschwester besorgt das, ruft die Empfänger auf. Nur die Vornamen. Doris will einen Brief weiterreichen, um ihr behilflich zu sein. »Nein«, entgegnet die Oberin kalt, während sie die Hand von Doris zurückweist, »das ist nicht zulässig.«

Allmählich begreift die junge Frau. Jetzt erst fällt ihr auf, daß die braune Schwester die Briefe umgedreht übergibt.

Ihr Name wird aufgerufen. Wieder wendet die Oberschwester den Umschlag.

»Danke«, sagt Doris heftig, »das ist bei mir nicht nötig. Ich

heiße Steinbach und mein Mann auch. Das kann jeder wissen!« Ihre Augen glänzen. Die anderen Frauen starren sie betroffen an.

»Ich habe das nicht gehört«, antwortet die Oberin heftig, und scharfe Linien laufen von der Nasenwurzel zu den dünnen Lippen. Ihr Geiergesicht rötet sich.

Doris sieht an ihr vorbei und betrachtet Frau Kempe, die warnend den Kopf schüttelt.

»Liegestunde, meine Damen!« unterbricht die Postverteilerin die Szene, »ich bitte!«

Die Glastüren zum Park werden zurückgeschlagen. Auf dem kurzgeschorenen Rasen stehen bunte Liegen. Die Sonne malt helle Flecke in die Bespannung.

Doris geht allein hinaus. Die anderen folgen ihr in zwei Gruppen, die erregt untereinander diskutieren. Ein Liegestuhl ist noch frei, auf der linken Seite des Parkweges. Doris fühlt sich befreit. Ihr Stolz und ihr Trotz gehören nicht mehr ihr allein. Was sie sagte, sprach sie für einen, der noch nicht auf der Welt ist, aber den sie jetzt schon schützen will.

Aus der einen Gruppe löst sich ein Mädchen mit einem harten, glatten Gesicht und geht auf Doris zu.

»Ich bin Frau Edith«, sagt sie. Es klingt, als ob sie den Ton der Oberin nachahmen wollte.

»Möchten Sie sich zu mir setzen?« entgegnet Doris freundlich.

»Nein. Es wäre besser, Sie würden sich woanders hinsetzen.«

»Wieso?« fragt Doris ruhig.

Das Mädchen wölbt verächtlich die Unterlippe.

»Sie wollten uns provozieren, nicht wahr?«

»Nein«, antwortet die junge Frau gelassen.

»Sie sind wohl sehr stolz auf Ihren Ehemann?« fährt Edith fort. Sie betont das letzte Wort, als ob sie den Begriff mit dem Fuß treten wollte. »Aber, Sie müssen verstehen: Wir haben keinen.« Sie deutet mit dem Kopf auf die anderen Frauen. »Wir haben uns dem Reich zur Verfügung gestellt ... und wir lassen uns deswegen nicht beleidigen ...«

Doris wendet langsam den Kopf. Die anderen Insassen des Heims haben ihre Stühle in zwei Gruppen aufgestellt. Sie begreift: Die beiden Lager trennt nicht nur ein Parkweg, sondern ein Abgrund.

»Verstehen Sie das?« fragt Edith hart.

»Ja«, antwortet Doris leise. Sie möchte etwas Versöhnliches hinzusetzen, nestelt verlegen an den Worten.

»Ich war übrigens auch in einem solchen Heim ...«

Doris sieht an ihr vorbei. Nur war es bei mir ganz anders, möchte sie sich sofort korrigieren, ganz, ganz anders. Ihr Blick saugt sich an einer Tafel fest: fotografieren streng verboten.

»Dann kennen Sie ja unser Opfer«, erwidert Edith spitz.

»Gott, seid ihr alle dumm ...«, sagt Doris leise.

Zuerst sieht es so aus, als ob Edith auf sie einschlagen wollte. Dann knickt sie in den Knien ab, lässt sich ins Gras fallen, legt den Kopf auf die Arme und befreit sich im hemmungslosen Weinkrampf.

Denn sie beginnt, das wirkliche Opfer zu begreifen ...

Und dann kam Sturmbannführer Westroff-Meyer mit blutigen, wenn auch nicht leeren Händen nach Berlin zurück. Er vertauschte mehr als 200 geraubte Kinder mit einem Lob aus höchstem Munde. Unterwegs ließ er seinen Wagen vor einem Uniformgeschäft stoppen, um die neuen Schulterstücke zu erstehen. Er hat nicht umsonst geraubt. Das Leid der Mütter, die Schreie der Kinder, die Schüsse im Dorf und die Schornsteine der Krematorien verliehen ihm den neuen Stern.

Er war jetzt Obersturmbannführer. Und er trug den hohen Rang wie ein Mannequin das neue Modell. Er hob die Schultern, wichtig im Stolz auf das nüchtern Blech.

Er ging über den Gang seiner Behörde, trat polternd in sein Büro und zog Ruth, die Sekretärin, aus dem Vorzimmer an seinen Schreibtisch.

»Freust du dich, daß ich wieder da bin?«

»Ja«, entgegnete Ruth ohne Freude.

»Ich auch«, erwiederte er. »Das war ein Einsatz, kann ich dir sagen ... in so einem Drecksland sieht man erst, wie groß unsere Idee ist ...«

»Ja«, versetzte sie. »Eigentlich hab' ich dich schon heute morgen erwartet.« Er streichelte mit plumper Hand ihr Kinn.

»Das weißt du doch«, antwortete er gönnerhaft, »meine Tage gehören dem Führer.«

»Ich hab' dir was mitgebracht«, produzierte er sich weiter und beschäftigte sich mit seinem Gepäck.

»Hier«, sagte er und deutete auf einen Nutriapelz, »für dich.«

»Für mich?« erwiederte Ruth.

»Ja.« Er legte ihn ihr um die Schultern.

»Schön«, sagte sie.

»Aus Warschau.«

»Teuer?«

Westroff-Meyer hob die Schultern.

»Nicht schlimm«, antwortete er dann beiläufig. Er dachte nicht darüber nach, ob der Mantel eine Gewehrkugel oder ein paar Kubikzentimeter Gas gekostet hatte ...

»Das ist noch lange nicht alles«, fuhr er fort.

Er kramte nach einem Etui und fand den Solitär. Er schob ihn Ruth über den Finger. Er war zu weit, denn er gehörte an eine andere Hand.

»Toll«, sagte Ruth. Sie bewunderte den Ring. Nach einer Weile meinte sie: »Gibt's denn in Polen so schöne Brillanten?«

»Wenn man auf Draht ist, kann man alles haben ...«

Was für ein Glück, schoß es dem Obersturmbannführer durch den Kopf, bei einer solchen Bewegung Vorkämpfer zu sein! Nichts ging verloren! Die Feinde wurden vernichtet. Die Goldzähne wanderten in die Tresore der Deutschen Bank. Ihre Leichen wurden verbrannt. Und ihre Habe verteilt. An Männer, die dem Führer bedingungslos die Treue hielten.

Er entnahm dem Koffer eine Flasche Schnaps, schenkte sich ein.

»Nimm 'nen Schluck«, sagte er. »Na, wie bin ich zu dir? Wie ein Vater, was?«

»Vater ist natürlich Quatsch!« verbesserte er sich.

Ruth trat an den Spiegel, betrachtete sich im neuen Mantel von der Seite. An den Schultern sitzt er nicht richtig, dachte sie, und die Länge muß man etwas kürzen. Und hier, am linken Ärmel, ist eine abgescheuerte Stelle ...

»Neu ist er nicht mehr ...«, brummelte Westroff-Meyer, »aber noch gut erhalten.«

»Ja«, versetzte die Sekretärin.

»Aber der Brillant ist lupenrein! Ein Vermögen wert! Kannst du mir glauben!«

»Du verwöhnst mich«, sagte sie mechanisch. Sie dachte an den kommenden Abend und spürte das Kantinenessen. Einen Moment wurde ihr schwindlig. Sauerkraut und Kartoffeln, dachte sie, garniert mit Nutria, und obenauf schwimmen eineinhalb Karat ...

Westroff-Meyer wurde dienstlich.

»Gib mir doch einmal die Akten der Aktion römisch zwo, arabisch eins, Heim Z.«

Dann umspannte er den Akt mit der prallen Hand. Mein

Werk, dachte er im trunkenen Stolz. Er schlug den Ordner auf. Oben lag die Kostenrechnung, und dann kamen die Namen, die Schicksale, der medizinische Befund, das Ergebnis.

An einem Namen blieb er hängen: Doris Steinbach ... Also hat sie ihn doch geheiratet, überlegte der Obersturmbannführer.

Und jetzt ist sie im Heim Mecklenburg. Und jetzt soll sie mich kennenlernen! Und er ebenfalls ...

Er blätterte weiter, stieß auf Erika. Kein Befund. Daneben lag eine Anfrage, ob der Lebensborn etwas gegen ihre Entlassung aus dem RAD einzuwenden hätte. Von mir aus, dachte er gutgelaunt. Dann ärgerte ihn sofort sein eigenes Wohlwollen.

Er klingelte nach Ruth.

»Hör zu«, sagte er, »diese Erika Baumann ist hierher in Marsch zu setzen ...«

»Warum?« fragte die Sekretärin.

»Weiß ich selbst noch nicht«, knurrte er.

»Jetzt bist du aber nicht mehr lieb ...«, schmollte sie.

Er sah auf den Nutria, hörte die Schüsse der Vernichtungskommandos, griff nach dem Glas und ertränkte den Spuk.

Wie sehr sie in diesem Heim am Schnittpunkt menschlicher Schicksale steht, erkennt Doris erst in den nächsten Tagen richtig. Die Gänge blitzten vor aufdringlicher Sauberkeit. Die Luft ist steril, die Ruhe Befehl. Trotzdem brodelt es beständig unter der Oberfläche. Zu verschieden sind die Mädchen und Frauen, die der Lebensborn in seinen staatlich finanzierten Eintopf warf.

Obwohl es im Heim verpönt ist, sich über persönliche Dinge zu unterhalten, gibt es kaum einen anderen, wenn auch nur geflüsterten Gesprächsstoff.

Am besten steht Doris mit Frau Ingeborg, die keine Ahnung

hat, was der Lebensborn überhaupt ist. Sie stammt aus der benachbarten Kreisstadt und wurde hierher eingeliefert, weil die anderen Frauenkliniken überbelegt waren. Sie wundert sich, aber sie versteht die Zusammenhänge nicht. Sie betrachtet das seltsame Zeremoniell als einen obskuren Kult, in den sie als Außenseiterin nicht eingeweiht sein kann. Und in ein paar Wochen wird sie, wie viele andere Mütter, die zufällig und ohne eigenes Zutun dem Lebensborn begegneten, ihr Kind und ihr Gepäck nehmen und nie mehr etwas von dieser Organisation hören.

Dann gibt es, stellt Doris fest, die Gruppe um Frau Kempe, eine Minderheit von Frauen der SS-Offiziere, die hierherkamen, um die vorzügliche ärztliche Betreuung auszunützen, die außerdem kostenlos ist. Diese Mütter gehören zu den Nutznießern des Systems. Auch sie schütteln den Kopf über den Betrieb, tuscheln und schimpfen oder schreiben es ihren Männern. Aber das Bewußtsein, zur Elite zu gehören, frißt bei den meisten die Zweifel ...

Am meisten bedauert Doris die Opfer aus den ›Schulungslehrgängen‹ von Westroff-Meyer. Wenn diese Mädchen nicht von Natur aus herzlos und stumpf sind, müssen sie daran zerbrechen, Mütter zu sein, ohne Mütter zu bleiben. Diese Gruppe nur blonder, ausgesuchter Frauen spiegelt am brutalsten die Rassenpolitik wider. Aber auch sie ist nur ein Teil des Lebensborns.

Denn das Reservoir dieser wahnwitzigen Organisation wird von vielen Mädchen gestellt, die Doris in diesem Heim auf Schritt und Tritt trifft. 20- oder 25jährige, die der Leichtsinn oder der Zufall hierherpülle. Objekt ist das Kind, wenn möglich nordisch oder flämisch. Auch dinarisch geht noch. Und wenn alle drei Merkmale fehlen, ist es noch als lebende Blutkonserve willkommen ... Der Führer braucht Soldaten.

Es wird noch lange dauern, bis Doris das voll begreift, obwohl sie die Bilanz jetzt selber ziehen muß: Nicht einmal ein

Fünftel der in diesem wie in allen anderen Lebensborn-Heimen geborenen Kinder entstammt einer Ehe. Die Organisation mit dem spießigen Namen wurde zum riesigen Umschlagplatz des ledigen Kindes.

Erst nach dem Krieg wird man erfahren, daß die Zahl der »Führerkinder« in die Zehntausende geht. Zu dieser Zeit wird man auch in den Geheimarchiven der SS Dokumente finden, die beweisen, daß Himmler nach dem Krieg für bewährte SS-Leute die Ehe überhaupt abschaffen wollte. Die Pläne zur Polygamie waren fertig. So gespenstisch und fanatisch, daß selbst besonnene Gegner des Nationalsozialismus sie nicht für echt halten wollten.

So lebt Doris in einer seltsamen Welt. Sie kümmert sich nicht um ihre Umgebung. Sie wartet, hofft und bangt. Sie nimmt einen Brief von Klaus in Empfang, geht in ihr Zimmer, um ihn allein zu lesen.

»Jetzt begreife ich«, schreibt der junge Oberleutnant an seine Frau, »was das ist, wenn du Angst um mich hast. Denn jetzt habe ich jeden Tag Angst um dich. Fürchterliche Angst. Ist einmal keine Post da, dann glaube ich, daß etwas passiert sein muß. Vor lauter Unruhe hätte ich gestern beinahe eine Maschine gerammt ...«

In diesem Moment setzt der Schmerz ein. Klaus, denkt Doris. Sie krümmt sich zusammen, ihre Hand zerknüllt den Brief. Langsam verebbt die Welle. Die Lippen lösen sich wieder. Die Augen werden groß und leuchtend. Sie sehen Frau Kempe nicht, die jetzt das Zimmer betritt. Der Blick geht über sie hinweg, durch sie hindurch, weit weg in eine Ferne, in der das Wunder beginnt.

Es hat schon begonnen. Doris lächelt zaghaft.

Grete Kempe betrachtet mit einem schnellen, verständigen Blick die zusammengezogene Gestalt auf dem Bett.

»Es ist Zeit«, sagt sie, »ich gebe gleich Bescheid.«

13. KAPITEL

Abends um halb acht liegt Doris im Kreißsaal des Heims. Die Decke ist kalkweiß. Der Spiegel der Beleuchtung blendet wie eine metallene Sonne.

Dr. Jessrich beugt sich über sie. Er hat winzige Wassertröpfchen im Gesicht, hebt unschlüssig die Schultern.

»Es kann Komplikationen geben«, sagt er zur assistierenden Oberschwester. Seine Worte klingen, als ob er Sand zwischen den Zähnen hätte.

Doris stöhnt. Sie liegt gar nicht auf der Bahre. Sie schaukelt auf einem Kahn. Und es ist Sturm. Die Sirenen heulen. Keiner hilft ihr, keiner. Ihr Kopf wirkt schmal und arm. Behutsam legt ihr der Arzt die Narkosemaske auf das Gesicht.

»Zählen«, sagt die Oberin.

Die Hexe, denkt Doris. Die Hexe aus Hänsel und Gretel ... Gretel Kempe ... Sie wird auch bald auf einem Kahn liegen. Aber sie kommt nach Hause ...

»Zählen«, wiederholt die Oberschwester.

»Eins ...«, sagt Doris schwach.

»Weiter«, bittet Dr. Jessrich ruhig.

»Eins«, röchelt Doris. Ihre Stimme stöhnt, bricht ab.

Dr. Jessrich fühlt den Puls. Er ist kein schlechter Mensch, und schon gar kein schlechter Arzt, und ist wegen einer dummen Sache hierhergeraten, und die Kragenspiegel mit den Siegesrunen würgen mitunter an der Schlagader. Leben und Sterben liegt jetzt in seiner Hand. Entweder die Mutter oder das Kind ...

»Das ist gegen die Vorschrift«, sagt die Oberin.

»Halten Sie den Mund!«

»Sie müssen zuerst das Kind retten!«

»Hoffnungslos ...«, sagt der Arzt wie zu sich selbst.

Doris hört es nicht mehr. Sie ist im Halbbewußtsein, dämmert hinüber. Vielleicht für immer ... Vielleicht für immer ... Und jetzt sieht sie etwas ganz deutlich. Schrecklich klar und nah. Klaus. Umstellt. Von den Russen. Im Hinterland.

Während ich hier in Schmerzen liege, muß er sterben ...

In diesem Moment beginnt der verzweifelte Kampf des Dr. Jessrich ...

Klaus flog seit Monaten im Osten. Der E-Hafen war in der Ukraine. Ein trostloses Barackenlager. An den Decken tummelten sich Nässe und Schimmel. An den Wänden marschierten die Wanzen. Auf dem rohgezimmerten Tisch stand eine Heringsbüchse als Aschenbecher. Daneben eine leere Wodkaflasche mit einer Kerze. Strom gab es keinen. Post kaum. Sonne selten. Sprit mitunter.

Es waren noch Reste des Geschwaders aus Frankreich da. Einfach auf einen Haufen geworfen. Verwildert. Auch zum Offizierskasino hatte das Ungeziefer Zutritt. Der neue Oberst kratzte sich ungeniert an der Brust, als er Klaus den Einführungsvortrag hielt.

»Wissen Sie, Steinbach, hier ist das Fliegen eine reine Kammerjägerei ... Russen und Läuse ... was Sie von oben sehen, müssen Sie zertreten« Sein Gesicht verzog sich zu einem vertraulichen Grinsen. »Man lebt hier schlechter, aber länger ...«

Die Einsätze waren fast Zufall. Man blieb sich selbst überlassen. Geflogen wurde, solange es hell war und der Sprit reichte. Geflogen wurde aus Zeitvertreib. Wenn man Lust hatte, knackte man die Wanzen, sonst ließ man sie laufen. Oder die Iwans. Von Luftkampf war keine Rede mehr.

Heute flog Klaus die Quadrate D 57, C 47 und B 37 ab. Die

Sicht war schlecht. Es regnete. Erst am Steuerknüppel konnte er wieder geordnet denken. Fliegen ist das einzige, was hilft, überlegte er. In den stinkenden Baracken, immer das gleiche Waldgeviert vor den Augen und dann den ewigen, russischen Sommerregen. Da wird man wahnsinnig. Doris ...

Rußlands Erde schwamm unter ihm weg. Die FW 190 brummte gleichmäßig. Nach acht Minuten hatte der junge Oberleutnant die HKL erreicht. Seine Augen überprüften mechanisch die Instrumente. Die Nadel der Benzinuhr zitterte auf voll. Die plötzliche Versuchung ließ eine Hand um den Steuerknüppel zucken. Zieh' nach links, dachte er, tritt nach unten, 180 Grad. Wir machen dann ab nach Westen, solange der Vorrat reicht. Und dann?

Klaus lächelte müde. Dann würde man Oberleutnant Steinbach wegen Angst um die eigene Frau, wegen Feigheit vor dem Feind erschießen.

Er versuchte die Wolken vor sich mit den Augen auseinanderzuschieben, die sich immer wieder zu dem Gesicht seiner jungen Frau zusammenballten. Klaus rieb das beschlagene Kabinenfenster blank, stellte die Kiste auf die Fläche, sah hinunter. Wald, Wiesen, Wald, Tannen- und Laubbäume, dunkel vom Regen.

Die Flächen pfiffen, als er die Maschine umklappte. Die Rollbahn. Er jagte an ihr mit 500 Stundenkilometer Fahrt entlang. Die Kolonnen spritzten auseinander. Es waren eigene, die nicht daran glauben wollten, daß es noch eine deutsche Maschine gab. Klaus lächelte verkrampt. Zum Ausgleich winkten ihm eine Minute später die Russen zu wie die Pimpfe daheim beim Volksflugtag.

Der Staffelkapitän legte den Sicherungsverschluß am Steuerknüppel um. Der Feuerknopf für die Bordkanone lag unter seinem Daumen. Beginn des B-Quadrats. Aber Klaus sah nichts, zog eine Schleife. Die Wiesen dampften. Hügel hoben

sich ihm entgegen. Die Erde war schwer und feucht. Aber leer.

Klaus schüttelte den Kopf, flog den Kurs zurück. Abgrasen nannte man das. Spuren in der Erde. Sie endeten am Heck eines Panzers, der den Dreck aufwühlte. Er krebste unter der FW 190 wie ein tastender Käfer.

Kein Hoheitsabzeichen.

Klaus umflog den Panzer einmal, zweimal. Plötzlich gab der Kasten Gas und haute ab. Klaus drückte die Maschine an, heulend jagte sie auf den Käfer zu, der im Visier wuchs, fetter und fetter wurde. Auffangen. Leichter Druck auf den Knopf.

Die Zwei-Zentimeter-Granaten spritzten wie Wasser aus einer Düse. Dusche des Todes. Wie silbrige Tropfen zerstäubten die Geschosse auf den Stahlplatten. Klaus flog den nächsten Angriff. Der Kasten stolperte durchs Gelände, wackelte auf den Wald zu. Beim Auffangen der Maschine stieg der Magen des Oberleutnants bis zum Hals.

Genug, dachte er, als er sah, daß das schwarze Ding sich im Kreise drehte. Eine Kette mußte erledigt sein. Ganz abschießen konnte Klaus den Panzer nicht, dazu war der Bursche zu dick. Er jagte jetzt steil in den verwaschenen Himmel, orientierte sich neu, suchte die anderen Quadrate ab.

Aus der Spirale heraus sah er die Artilleriestellung. Durch das Aufjaulen der Maschine rasselten unklar die eigenen Abschüsse. Die russischen Kanoniere sprangen in weiten Sätzen in die Splittergräben. Ein paar hielten sich schützend die Hände ins Genick, als ob das was nützen würde. Die Stellung flitzte unter Klaus durch. Er preßte die Lippen aufeinander. Jetzt Linkskurve. Und dann bloß ab in den Dunst!

Da prasselte etwas anderes mit. Häßlich und klirrend. Die Schweine haben leichte Flak, überlegte Klaus. Im nächsten Moment zischte siedendes Öl über seine Beine. In der Kabine war Nebel. Es roch nach Benzin. Es stank infernalisch. Der Oberleutnant suchte den Öldruckmesser. Der Zeiger ruckte in

weiten Sprüngen, als messe er den Ausstoß einer geplatzten Schlagader. Er stierte in den rotierenden Kreis der Schraube. Doris, ich komme ...

In der nächsten Sekunde spuckte die Maschine, zog eine schwarze Qualmspur hinter sich her, verlor Höhe wie ein Fahrstuhl. Aus, dachte Klaus. Zehn Kilometer vor der HKL. Er riß am Gashebel. Eine Baumreihe jagte auf ihn zu. Dann krachte es. Äste rissen Aluminium auseinander. Klaus fühlte sich an den Beinen gepackt. Eine Riesenfaust schlug seinen Kopf gegen eine Betonwand.

Sein Bewußtsein zerplatzte wie ein Feuerwerk. Und zwischendurch hämmerte es: Doris ... Doris ... aus ...

Er wußte später nicht, wie er aus dem Wrack gekommen war. Seine Kombination war zerfetzt. Der linke Unterarm hing nur noch am Knochen. Das Blut an der Stirne verklebte die Augen. Er taumelte durch nasses, hüfthohes Gras. Mechanisch wischte er sich über die Augen, riß sie auf, fühlte einen stechenden Schmerz, stolperte über die eigenen Füße, schlug lang hin.

Oben, an der Rollbahn, stoppte ein LKW. Russische Infanterie sprang vom Wagen. Unter den Schritten der Sowjetsoldaten zerteilte sich das Gras.

Die Russen kamen näher. Genau auf ihn zu. Klaus duckte sich in das hohe, nasse Gras. Unter den Stiefeln der Iwans brachen Zweige und Gestrüpp. Mit der Hand des unverletzten Arms zerrte der abgeschossene deutsche Fliegeroffizier die 08 aus der Tasche. Er preßte die Waffe zwischen die Knie.

Das Knirschen kam näher. Klaus hob vorsichtig den Kopf. Er sah die runden Stahlhelme der Sowjets. Sie bewegten sich durch das Gras wie die gewölbten Rücken von Schildkröten. Da drüben, 200, 300 Meter entfernt, lag die Maschine. Die Russen schrien sich etwas zu. Die Pistole, die Klaus jetzt in die Hand nahm, zitterte. Sein Atem rasselte wie aus einem Ventil.

Nein, dachte er, keine Gefangenschaft ... vielleicht würden sie ihn auch gar nicht gefangennehmen. Tiefflieger waren verhaftet; auf beiden Seiten. So nicht, überlegte er ... Vielleicht ist es ein Junge, fieberte Klaus zusammenhanglos ... und ich will anständig sterben ... vor ihm.

Die Russen hatten das Wrack der brennenden Maschine erreicht. Sie näherten sich ihr mit Maschinenpistolen im Anschlag. Die zerfetzte FW qualmte träge. In diesem Moment geschah es. Die Druckwelle nahm Klaus den Atem. Er hatte das Gefühl, daß ihm jemand einen Knebel in den Hals stieß. Das Flugzeug richtete sich auf wie ein angeschossener Adler und platzte in der nächsten Sekunde. Wie in Zeitlupe. Metallteile flogen durch das Gras, schlugen klatschend gegen Büsche und Bäume.

Klaus ließ sich vornüber fallen. Die Restmunition patschte und knallte.

Die Iwans schrien mit hohen Fistelstimmen. Klaus sprang auf. Lief einfach los. Hinter ihm verebbte das Geknatter. Auf hundert Meter fiel er dreißigmal, ebensooft schlug er sich den Arm an.

Sein Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Die gute FW, dachte er sinnlos.

Als er wieder stürzte, blieb er liegen, riß das Verbandspäckchen aus seiner Tasche, wickelte die Mullbinde um den verletzten Arm. Er wartete.

Als es dunkel war, stand er ächzend auf. Der Wald nahm kein Ende, aber der Schmerz einen neuen Anfang. Der Arm wurde zur lodernden Fackel. Klaus stöhnte und fürchtete sich. Er fuhr mit der Hand über die Stirn. Überall sah er Flammen. Er wollte sich verbergen, aber die Flammen wichen nicht aus seinem Blick. Von allen Seiten rollten feurige Räder auf ihn zu. Zwei Stunden taumelte er so quer durch die Flammen.

Dann wuchs aus der Lichtung eine klobige Blockhütte. Der

Wald war dünner geworden, durchsichtiger. Klaus schleppte sich heran, von Baum zu Baum. Seine Zähne klapperten. Die Hütte lag schwarz und schweigend vor ihm. Die letzten Meter kroch er nur. Keine Tür. Ein schwarzes, offenes Loch gähnte ihn an. Langsam schob er sich durch. Duft von Heu kitzelte seine Nase. Die Hütte war leer. Klaus ließ sich umfallen. Die weiche Unterlage trug ihn wie ein weites Meer. Er dämmerte hinüber.

Dann weckte ihn der Tritt gegen das Schienbein. Er wollte nach der Pistole greifen. Aber ein Fuß stand auf seiner Hand. Das irre Licht einer Kerze blendete ihn. Vorne irgendwo rumpelte die Front wieder los.

Klaus sah in drei flache, breitknochige Frauengesichter. Sie starrten ihn wortlos aus schrägen Augen an. Ohne Angst. Ihre kräftigen Figuren hoben sich unter den wattierten Jacken ab. Eine zeigte auf seinen Arm. Klaus folgte dem Blick. Jetzt erst sah er, daß der Verband schwarz durchblutet war. Er richtete sich auf. Wenn sie schreien, dachte er verschwommen. Sie hatten keine Waffen. Wenigstens keine Partisanen, hämmerte es an seinen Schläfen.

Klaus wußte nicht, was ihn dazu trieb. Er fingerte mühselig sein Soldbuch aus der Tasche. Mit einem Bild von Doris. Einer Fotografie, die er immer mit scheuer Ehrfurcht betrachtete. Doris!

Er zeigte das Bild der Russin. Eine zweite hob die Kerze an. Es war unheimlich. Draußen trommelte die Front. Und die drei Russinnen betrachteten das Bild mit der phlegmatischen Ruhe, die ihnen ein riesiges Land in das Blut gepflanzt hatte.

Die kräftige Frau lächelte. Sie nickte, sie zeigte auf das Bild. Klaus nickte.

Die Mühsal des Überlegens zeichnete Falten auf ihre Stirne. Sie sagte schnell etwas zu den anderen beiden Frauen, die langsam mit dem Kopf nickten.

Klaus bückte sich und hob die Pistole auf. Die Russinnen reagierten nicht.

Die Frauen zeigten mit der Hand in eine Richtung. »Germanski«, verstand Klaus, mehr nicht.

Nur seine Augen bedankten sich, bevor ihn die Nacht wieder verschlang.

Er stolperte über ein Kabel. Eine weiße Leuchtkugel zischte steil über den Wald. Klaus folgte dem Draht. Er mußte zu einer Funkstelle führen. Ob es eine deutsche oder eine russische sein wird, daran hing vielleicht sein Leben, so lose, wie sein Arm am Gelenk.

Er müßte längst auf deutschem Gebiet sein. Wo stecken die Sowjets? Es war sinnlos, in die Nacht zu sehen. Vor seinen Augen rotierten wieder die feurigen Kreise.

Auf einmal ließ er den Draht los. Fast wäre er in den Erdbunker hineingestolpert. Laß es Deutsche sein, dachte er verschwommen, im Namen von Doris ... Abschuß ... Einschlag.

Erst hohl, dann grell.

Do ... ris ...

Hohl ... grell ...

Do ... ris ...

Klaus schnappte noch einmal Luft. Dann stieß er mit dem Absatz die Bunkertür auf. Es stank nach Machorka. Die Iwans verschwanden fast im Nebel des Zigarettenrauchs. Nur die glitzernden Achselstücke erkannte Klaus sofort. So breit sind unsere nicht ...

Der russische Offizier hatte einen Kopf wie eine Billardkugel.

»Towaritsch?«

Klaus hob die Pistole, die ihm die russische Frau gelassen hatte, damit er sich zu seiner deutschen Frau durchschlagen konnte.

In weiten Sprüngen hetzte Klaus über Drähte, Löcher, Gräben.

Die Hölle brach los. Leuchtkugeln überschlugen sich am Himmel. Maschinengewehre spuckten. Glühfäden der Geschoßbahnen spannten sich über das Niemandsland. Und Klaus lief, stolperte, fiel, lief, stolperte. Er hatte keinen Arm mehr, keine Lungen, keinen Kopf, kein Herz. Doch, ein Herz hatte er noch. Es schlug hart und schnell gegen die Rippen.

Ein Faustschlag streckte ihn nieder. Von vorne. Granatwerfereinschlag. Dann ein MG. Ganz nahe. Der Mündungsknall zerrte an seinem Trommelfell. Er spuckte Blut. Feuerpause.

»Ihr Hammel!« brüllte Klaus. Dann spuckte er mit grimmiger Freude. Ihr könnt mich durchlöchern, dachte er irr, aber ihr kriegt mich nicht.

Er horchte bewußt. Es war ein deutsches MG.

Er richtete sich auf.

»Deut ... scher!« keuchte er, »Deut ... scher!«

Sein gesunder Arm fummelte durch die Luft wie ein Propeller.

»Hört ihr ...«, stöhnte er, »Deutscher!«

Er schlug lang hin.

»Parole?« rief eine Stimme in die Nacht.

»Scheiß ... parole«, schluchzte Klaus. »Abgeschossen ... Flieger ...«

Die Russen gaben Kattun von hinten. Die Hölle überbot sich noch einmal. Die zertrampeln mich mit ihren Granaten wie eine Laus, dachte Klaus.

Er lief blindlings auf das deutsche MG zu, war ganz nahe.

»Leg ihn um«, sagte einer der Besatzung.

»Er spricht Deutsch«, erwiederte der Schütze.

»Quatsch ... der uns gestern die Handgranate in die Stellung geschmissen hat, hat auch Deutsch gekonnt. Ich will nicht krepieren!«

»Macht, was ihr wollt!« brüllte Klaus. Er torkelte mit erhobener Hand auf die Stellung zu. Er schrie irres Zeug.

»Meine Frau ...«

Einschlag.

»Ich muß nachsehen ... ich muß! ... Ich kann sie doch nicht ...«

Einschlag.

Klaus fiel fast über den MG-Schützen, der die Pistole auf seine Brust setzte und sein Gesicht ganz nahe gegen den Versprengten schob.

»Mann!« sagte der Infanterist, »wer hat dich denn so zugerichtet?«

»Die Iwans«, lallte Klaus, »und ihr ... Schwei ... Schweine ...«

Jetzt endlich umspannte ihn die Ohnmacht ...

Der Raum riecht nach Äther, der Äther nach Opfer. Doris ist weg, aber hellwach im Unterbewußtsein. Das Skalpell in der Hand des Dr. Jessrich glitzert im Takt seiner Pulsschläge. Er will die Mutter nicht opfern, um das Kind zu retten. Er darf das Kind nicht preisgeben, um die Mutter zu schonen ...

Auf einmal liegt das feuchte Messer ruhig in seiner Hand. Während er ansetzt, faßt er den schwersten Entschluß, den es für einen Chirurgen gibt: Er will versuchen, Mutter und Kind durchzubringen und weiß ... daß es unter Umständen beider Todesurteil ist. Sein Gesicht verkrampt sich unter der Erkenntnis, wie brutal die Menschheit sein kann.

Doris schlält fest: Klaus ist da. Er lacht, zieht sie an sich. Und dann wird sein Gesicht streng. Warum quält er mich bloß mit Mathematik? Nur weil Vater ihn gebeten hat, sich um

meine Schularbeiten zu kümmern? Die steile Falte steht ihm gut. Aber lieber würde Doris mit ihm spielen. Räuber und Gendarm. Er soll sich mit seiner Mathematik zum Teufel scheren oder irgendwohin! Ich will schwimmen! So schön kühl das Wasser ... heißer Tag heute. Blauer Himmel. Strahlende Sonne. Der Wind kräuselt leicht die Wellen. Ein Steg. Die langen, schlanken Beine von Doris baumeln ins Wasser.

»Bis zur Boje!« ruft Klaus.

Sie springen. Er lacht hinter ihr. Sie krault. Links, rechts. Plätscherbewegung mit den Füßen ... Fünf Meter voraus, sieben, acht. Er lacht immer hinter ihr. Und dann kommt er. Er sieht aus wie eine Haifischflosse, die über ihr zusammenschlägt, überholt sie, ist an der Boje, schnellt um, schwimmt zurück ...

Es ist gar keine Sonne und Klaus nicht zu sehen. Und die Wellen sind hoch, schlagen immer höher. Und Doris kann nicht mehr.

Ihr Körper bäumt sich auf, wird niedergedrückt. Sie würgt ohne Ende. Wasser, nichts wie Wasser. Literweise Wasser. Wieviel kann ein Mensch schlucken?

Doris wirft den Kopf hin und her. Nichts. Nichts mehr. Lange nichts. Warum tun sie nichts? Bloß keine Mathematik!

Sie schlägt die Augen auf. Still und ausdruckslos. Sie fühlt wie sie atmet. Wiederbelebung ... denkt sie noch.

Und dann ist Klaus weg ...

Endlich begreift sie. Das Bewußtsein kommt zurück. Langsam, zäh, klebrig. Und da, neben ihr ... sie kann den Kopf nicht wenden. Ihre Augen gehen abseits, sehen ihn zum erstenmal, den Dritten, den Kleinen, den Jungen ...

»Du ...«, sagt Doris in grenzenloser Verwunderung.

Dann rinnen aus geschlossenen Augen die Tränen unter langen Wimpern.

»Du ...«, flüstert die junge Mutter noch einmal.

Er liegt auf Dr. Jessrichs Arm. Der Arzt ist so weiß wie seine Patientin. Aber er lächelt, zaghaft, verloren, beglückt.

»Das war ein wahres Wunder ...«, sagt er leise.

»Ja«, erwidert Doris, ohne ihn anzusehen.

Ob Doris aufwacht oder einschläft, ob sie mit wiedergefundener Kraft sich auf den Arm stützt oder ob sie still in den Kissen liegt: Das Glück streichelt sie behutsam und fest. Sie ist noch im großen Saal mit den anderen zusammen. Und sie lebt wie im Traum, in dessen Wirklichkeit ihre Augen glänzen. Richtig wach ist sie nur, wenn man den Kleinen bringt. Ohne Klaus will sie ihm keinen Namen geben, obwohl sie ihn längst mit Klaus anspricht. Doris betrachtet ihn versonnen. Er hat seine Stirn, denkt sie, seine Augen, seine Nase. Und er wird werden wie der große Klaus, so jungenhaft und doch ernst, so energisch und doch weich.

Was um sie vorgeht, berührt die junge Frau nicht. Sie spürt keine Verachtung, nur Mitleid. Neben ihr, zum Beispiel, liegt Inge, die ihr Kind nicht sehen will, die nur eine Angst hat, daß ihr Eltern erfahren könnten, was hier, im abgelegenen Lebensborn-Heim, vor sich gegangen ist. Rechts von ihr Ursula, hauptamtliche RAD-Führerin, Mutter auf Geheiß, ohne Berufung, ohne Freude, mechanisch einen Befehl ausführend, wie Gänge schrubben oder Betten bauen.

Auf der anderen Seite Jutta, die vom Vater ihres Kindes nur weiß, daß er Panzersoldat ist, der am liebsten Quark mit Marmelade frühstückt. Neben ihr Edith, die auf einmal ihr Kind lieb gewinnt und es behalten will, um für das kleine Mädchen zu sorgen und zu kämpfen. Und ganz hinten in der Ecke Frau Kempe.

Ein paar Tage später sind Doris und Grete Kempe wieder in ihrem Zimmer. So verschieden sie sind, sie kommen sich näher, und in einem sind sie sich ja gleich: Sie sind Mütter.

Die Tage verlaufen im ruhigen Rhythmus: Einmal kommt der Arzt, zweimal die Post.

»Wieder nichts«, sagt Doris hilflos.

»Geht mir auch oft so«, tröstet sie die Frau des Hauptsturmführers, »und dann kommen oft vier, fünf Briefe auf einmal ... und man weiß gar nicht, mit welchem man anfangen soll ...«

»Ja«, antwortet Doris matt.

»Ich will es Ihnen gar nicht sagen«, beginnt die große, blonde Frau behutsam, »meiner kommt ... er hat Urlaub.«

»Ich freue mich für Sie«, entgegnet Doris. Sie kann nichts dafür, daß ihre Stimme spröde klingt.

Und dann stürmt er herein, wuchtig und bullig, lachend und plump. Er hält die Blumen wie einen Spaten fest, küßt seine Frau auf die Stirn und sagt:

»Prächtig, prächtig! Alles jut jejangen, wat?«

»Ja, Horst«, erwidert sie.

»Unsere anderen sind auch in Ordnung ... war schon zu Hause.«

»Das ist Frau Doris«, stellt seine Frau, im Bett liegend, vor.

Horst Kempe dreht sich um, erschrickt, setzt an.

Doris winkt ihm mit den Augen. Er begreift sofort, gibt ihr die Hand.

»Horst Kempe«, sagt er und zwinkert ihr zu.

Er angelt sich einen Hocker und setzt sich zwischen die beiden Frauen.

»Schön habt ihr es hier ...«, meint er, um etwas zu sagen.

»Ich war zum letztenmal da«, erwidert seine Frau verbissen, »ich will mit all dem hier nichts mehr zu tun haben ...«

»Na, reg dich nicht auf!«

»Horst, versprich mir, daß ich nie mehr in ein solches Heim

muß!«

»Na jut ...«, brummelt er gutmütig, »aber hier kostet es doch nischt ...«

»Mir ist es trotzdem zu teuer ...«, entgegnet seine Frau.

»Besuchszeit um!« verkündet die Schwester in der Tür.

Der Hauptsturmführer steht sofort auf.

»Also mach's jut, Grete ... ick bleib hier in der Jejend und schau immer mal vorbei ...«

Er dreht sich zu Doris um.

»Und wie jeht's dem Ihnen?« fragt er hilflos.

»An der Front ...« Horst Kempe nickt.

»Dämliche Frage ...«, knurrt er, »entschuldigen Sie ... Also dann bis morgen, meine Damen!«

Er zieht den Kopf ein, als ob er sich stoßen könnte ...

Obersturmbannführer Westroff-Meyer hielt seine Stellung nach der Devise: Der Tag für den Führer, die Nacht für mich. Er verteilte seine Gunst gleichmäßig wie seine Beute. Weil er selbst vor der Zentrale Angst hatte, blieb er gefürchtet. Das System sparte beim Terror seine eigenen Leute nicht aus. So gab sich Westroff-Meyer aus Furcht forsch.

»Spann ein!« sagte er zu Ruth, seiner Sekretärin. Er wühlte in den Papieren auf seinem Schreibtisch. »So eine Sauerei!« fluchte er, »da haben die Pfaffen Wind gekriegt von unserer Idee und machen Theater ...« Er blieb stehen. »Denen werden wir's zeigen!«

Der Obersturmbannführer hielt den Bericht über eine Predigt in der Hand, den ein Denunziant in einer Kirche mitstenographiert hatte.

»Mit so einem Quatsch muß man sich herumschlagen ...«

»Na, die sind nun mal so ...«, wollte ihn Ruth beschwichtigen.

»Die gehören umgelegt«, tobte Westroff-Meyer, »und nach dem Krieg räumen wir auch auf ... mit denen machen wir es wie mit den Polacken ...«

»Mit den Polacken?« fragte Ruth.

»Ja«, versetzte er heftig, »ausradieren ... das Pack!« Er ließ zwei Finger aufeinanderschnippen.

Ruth dachte an ihren Pelzmantel und fror ein paar Sekunden.

»So, nu schreib ... Bei diesen Äußerungen«, diktierte der Obersturmbannführer, »handelt es sich um eine schamlose Hetze ... sie sind frei erfunden, um den Schicksalskampf des deutschen Volkes zu unterhöhlen ... Der Nationalsozialismus vertrat immer schon eine saubere Ehemoral ... Beim Lebensborn handelt es sich um eine Organisation, die sich ausschließlich in den Dienst der deutschen Mutter stellt ...«

Nach dem Diktat griff er zum Telefon und veranlaßte die Gestapo, den Geistlichen zu verhaften. Die Priester beider Konfessionen hatten von den Praktiken des Lebensborns erfahren. Und das Gewissen erhob sich. Mutig und tapfer ...

Kurz vor Mittag meldete Ruth, daß die RAD-Jungführerin Erika befehlsgemäß eingetroffen sei.

»Laß sie rein!« brummte der Obersturmbannführer.

Er ging auf Erika zu, gab ihr die Hand.

»Wir kennen uns ja ...«, sagte er mit einem lauernden Lächeln. »Setzen Sie sich.«

»Danke.«

»Na ... Sie sollten ja jetzt ganz woanders sein ...«

»Ich weiß.«

Westroff-Meyer lächelte blutleer.

»Aber man kann dem Führer auch auf andere Weise dienen ...«

Seine Gedanken tasteten Erika ab und teilten sie bereits zum

entsprechenden Dienst ein. Sie war groß und blond, und daß sie sich von ihm nicht einschüchtern ließ, hatte ihn von Anfang an gereizt.

»Sie wollen vom RAD entlassen werden?«

Erika nickte.

»Warum?« fragte er.

Sie schwieg.

»Na, ja«, warf er versöhnlich ein, »ist ja auch ein müder Haufen ... versteh' ich schon ... Was haben Sie vor Ihrer Einberufung zum Arbeitsdienst gemacht?«

»Ich war in der Buchhaltung einer Munitionsfabrik.«

»So«, antwortete der Obersturmbannführer so wohlwollend, als ob er die Aktienmehrheit der Rüstungsfirma besäße, »ich mache Ihnen einen Vorschlag«, begann er dann ohne Übergang, »ich suche eine zweite Sekretärin ... wollen Sie?«

»Hier?« fragte Erika.

Sie überlegte schnell. Er wird mich doch zwingen, dachte sie. Und es ist immer noch besser, in einem Büro zu tippen, als Toiletten zu polieren.

Sie nickte fast unmerklich.

»Ich hab' ja gewußt, daß wir uns gleich gut verstehen«, sagte Westroff-Meyer herzlich. Er klopfte anerkennend mit der Hand auf ihre Schulter.

Ihre Lippen verzogen sich. Du wirst dich wundern, dachte sie.

Der Obersturmbannführer klingelte nach Ruth.

»Du brauchst eine Entlastung«, sagte er, während er die beiden Mädchen musterte. »Das ist Erika, gebt euch das Händchen ... sie wird in der nächsten Woche hier anfangen ...«

»Aber ich kann doch ...«, entgegnete Ruth schwach. Sie hatte sofort begriffen, daß sie eine Rivalin erhalten sollte.

»Halt den Mund«, erwiderte Westroff-Meyer. »Und nun mach mir die Marschpapiere fertig«, sagte er anschließend, »fürs Heim vier, nach Mecklenburg ... Besichtigung.«

Er verabschiedete Erika, die noch nicht wußte, daß ihr die neue Stellung unmittelbar vom Schicksal zugeteilt worden war.

Klaus steht vor ihrer Zimmertür. Bis hierher brachte ihn die Schwester. Dann ließ sie ihn einfach stehen. Er hat heute seinen ersten Ausgang, gegen den Protest des Arztes. Er liegt in einem Heimatlazarett, ganz in der Nähe des Lebensborn-Heimes.

Und jetzt steht er am Gang und erfährt, wie schwer es sein kann, anzuklopfen. Es ist ihm beinahe übel vor Glück, vor Verwirrung und Sorge. So wartet er ein paar Sekunden, mit gekrümmtem Finger, klopft fast behutsam.

»Ja.«

Das Wort ist leise, wie verpackt. Ja ... es klingt so leicht, so schwerelos, so gelöst. O Gott, Doris, denkt der Oberleutnant ...

Dann drückt er die Klinke nieder, öffnet die Tür weit, bleibt auf der Schwelle stehen, geblendet vom hellen Licht, verwirrt von der Flut ihrer goldenen Haare, die über das Kissen fließen.

Doris blickt ihn nur an. Sie sagt kein Wort. Dann streckt sie ihm die Arme entgegen. So sah er sie noch niemals lächeln.

Undeutlich erkennt er das zweite Bett, in dem eine fremde Frau liegt. Er weiß nicht, daß es Frau Kempe ist, es wäre ihm auch gleichgültig. Er geht auf Doris zu, beugt sich zu ihr herab.

Jetzt erst sieht sie die schwarze Schlinge an seinem Arm, erschrickt.

»Es ist nichts«, sagt er zärtlich. Aber seine Augen wandern weit weg, durch Doris hindurch und wieder zu ihr zurück. Er sieht sich wieder zwischen den Fronten, gehetzt von den Granaten, gepeitscht von einem einzigen Gedanken. Und er

begreift von neuem, warum dieser Gedanke so mächtig sein konnte.

»Weil es dich gibt«, sagt er ruhig, »ist nichts Schlimmes daraus geworden ... verstehst du?«

Doris nimmt sein Gesicht in ihre Hand.

»Gut, daß es so ...«

»Ja«, unterbricht sie Klaus. »So sehr hab' ich dich lieb ...«

»Uns ...«, erwidert Doris wie im Traum.

Klaus löst sich scheu.

»Kann ich ihn sehen?« fragt er.

Die junge Frau lacht, fast beschämtd und doch sehr glücklich.

»Er ist schön ...«, sagt sie verlegen, »aber du findest ihn sicher ganz häßlich ... er ist noch so klein ... und hat so viele Falten ...«

Klaus legt ihr die Hand über den Mund.

»Er ist das schönste Kind im ganzen Heim«, sagt die fremde Stimme vom anderen Bett.

Klaus dreht sich erschrocken um.

»Ich bin Frau Kempe.«

Doris gibt Klaus ein Zeichen. Er begreift, betrachtet die große, blonde Frau. Die gleiche Unbefangenheit, dieselbe offene Sprache wie ihr Mann, wie Horst Kempe, sagt er sich verwundert.

»So, Herr Oberleutnant«, fährt Grete Kempe im künstlichen Kommandoton fort, »jetzt melden Sie sich bei Ihrem Sohn ... umgeschnallt und mit allen Orden, verstanden?«

Die beiden Frauen lachen. Klaus geht über den Korridor, sucht seinen Sohn.

Als ihm die Schwester hinter der Glasscheibe das Kind entgegenhält, sagt er beinahe verwundert:

»Du bist es also?«

Er sagt es wie zu sich selbst. Er hat die gleiche Stirn, die gleichen Augen und die gleiche Nase wie Doris, denkt er.

Dann ballt das Kind die winzige Faust und schreit. Die Schwester legt es in die Wiege zurück. Da spürt Klaus vom ersten Moment an, daß er für seinen Jungen jeden Kampf kämpfen, jede Schlacht schlagen, jeden Krieg gewinnen wird.

Und er ahnt noch nicht, wie bald man ihm schon dazu Gelegenheit gibt ...

14. KAPITEL

Die Nervosität des Stammpersonals schwimmt in der Kiellinie der Besichtigung. Dabei gibt sich Obersturmbannführer Westroff-Meyer zunächst leutselig wie sein Führer in der Wochenschau. Er wuchtet durch das Haus, ein Herodes in zeitgemäßen Breeches. Er stürmt den Saal so stolz, als hätte er ihn erfunden. Er nimmt die Parade der Wiegen ab. Die Schwestern und der Chefarzt Dr. Jessrich folgen ihm in zwei Meter Abstand. Wenn Westroff-Meyer den Müttern begegnet, grüßt er sie stramm; sonst geht er ihnen lieber aus dem Weg.

So poltert der Kinderkommissar von Säugling zu Säugling und merkt zunächst gar nicht, wie sehr ihm die Natur beweist, daß sie noch nicht in die Partei eingetreten ist. Die Kleinen entwickelten sich zum großen Teil anders als die Erbsen und Kastanien auf der Wandtafel.

»Wie viele Kinder haben Sie im Moment?« fragt er Dr. Jessrich.

»67«, erwidert der Chefarzt.

Westroff-Meyer nickt zufrieden. Dann geht er langsam weiter, verharrt einen Augenblick vor einem Kind mit dunklem Haarflaum ... Der Führer ist auch nicht so ganz blond, denkt er, steht vor dem nächsten Säugling ... auch Rosenberg ist nicht so ganz nordisch. Er geht am übernächsten vorbei, stockt vor dem vierten Kind ... der Reichsführer selbst ist auch nicht so ganz ... schießt es ihm durch den Kopf ... und an sich selbst denkt der brave Mann zuletzt ...

Im Chefbüro wartet ein Imbiß. Der Obersturmbannführer nimmt ihn mit Abstand und Appetit.

»Sekt?« fragt Dr. Jessrich.

»Nicht um diese Tageszeit«, erwidert Westroff-Meyer.

»Ich muß Ihnen sagen, daß ich sehr mit dem Heim zufrieden bin ... ich werde Sie befördern.«

Dr. Jessrich schlägt die Hacken zusammen.

Der Obersturmbannführer setzt sich an den Schreibtisch.

»Bei Ihnen ist doch auch eine Frau Steinbach? ... Erinnern Sie sich an sie?«

»Jawohl, Obersturmbannführer«, erwidert der Chefarzt, »ein sehr schwerer Fall ... wie durch ein Wunder gutgegangen.«

»Ich habe meine besonderen Pläne mit ihr ... Sie wissen, daß Sie alle Befehle auszuführen haben, ohne sich um ihren Inhalt zu kümmern?«

Das tue ich schon die ganze Zeit, denkt Dr. Jessrich. Aber er erwidert stramm:

»Jawohl, Obersturmbannführer!«

Der SS-Obersturmbannführer Westroff-Meyer macht sich mächtig. Die Abrechnung, denkt er, und kostet das wollüstige Gefühl im Stiernacken. Er hat lange gewartet, aber nicht vergessen. Und sein Haß lebte unter der Siegesrune am Kragenspiegel. Weil zwei junge Menschen es gewagt hatten, sich ihm zu widersetzen, muß und kann er sie jetzt vernichten. Seine Stiefel werden genauso mechanisch und brutal über ihr Leid trampeln wie über die Leichen in Polen. Der Sadismus macht den Funktionär, der jetzt fast ausschließlich in Diensten des Reichssicherheitsamtes steht, häßlich. An seinen Schläfen treten die Adern wie Gewürm hervor. Die Vorfreude macht die Stirn schweißnaß. Seine Stimme raunt heiser:

»Geben Sie mir doch ein Glas Sekt, Doktor Jessrich.«

»Sofort, Obersturmbannführer.«

Aus einem Schrank des blitzsauberen Ordinationszimmers mit den nüchternen, sachlichen Geräten holt Dr. Jessrich die bereits kalt gestellte Flasche.

»Also ...«, fährt Westroff-Meyer fort, »Sie kennen Frau

Steinbach?«

Der Arzt nickt, versteift sich im Kreuz. Er weiß, daß der Obersturmbannführer ein radikaler Bursche ist. Aber nach diesem Gespräch wird auch er ihn für einen uniformierten Verbrecher halten.

Der SS-Offizier läßt sich einschenken, sieht der perlenden Kohlensäure nach, lächelt befriedigt. Er setzt das Glas an die Lippen, trinkt aber noch nicht.

»Übrigens«, sagt er über den Glasrand hinweg, »das Kind der Steinbachs kommt in eines unserer Heime ... verstanden?«

»Nein«, erwidert Dr. Jessrich betroffen, »wieso ... Frau Steinbach ist doch verheiratet?«

Westroff-Meyer schlürft. Er wischt sich mit der Hand über die Lippen. Sein Mund wird breit.

»Ich sage Ihnen, daß das Kind in ein Heim kommt ... und Sie schreiben umgehend die Einweisung.« Der SS-Obersturmbannführer läßt die Ungeheuerlichkeit im Mund zergehen wie ein Bonbon.

Die Augen der beiden Männer begegnen sich. Der Arzt spürt eine kalte Hand auf seinem bloßen Rücken. Er umklammert den Stiel seines Glases. Der Sekt läuft ihm über die Finger.

»Und warum, Obersturmbannführer?« fragt er mit spröder Stimme, »ohne entsprechenden Grund kann ich die Einweisung nicht schreiben. Außerdem muß ich von der Zentrale des Lebensborns in München Erlaubnis einholen ...«

»Der Grund?« fragt Westroff-Meyer. Er kippt das Glas bis zur Neige. »Auf Ihre Korrektheit, lieber Doktor ... den Grund will ich Ihnen sagen.« Seine Augen werden starr, als wolle er den Arzt hypnotisieren. Dann bellt er los:

»Die Eltern sind keine Nationalsozialisten!« Sein Arm fährt durch die Luft, als führe er einen Säbel. »Sie sind Staatsfeinde, Verräter, Defätiisten ... und aus ihrem Kind werden sie wieder

einen Volksverräter machen ... aber wir haben die verdammte Pflicht, deutsche Kinder zu erziehen ...! Verstanden? Reicht Ihnen der Grund?«

Der Rest Sekt an den Lippen des Obersturmbannführers wird zu Schaum. Er tritt ganz dicht an Dr. Jessrich heran. Seine Pupillen schimmern gelb.

Der Arzt legt den Kopf zurück. Durch das Brausen seiner Schläfen denkt er sinnlos: Der Atem ... sein Atem stinkt.

Der Arzt schenkt fahrig ein, wie im Traum. Geburten ... das hat er hier gesehen ... aber doch nicht Ausgeburten einer teuflischen Brutalität. Da sieht Dr. Jessrich langsam die kalten Wände seines Zimmers auf sich zukommen. Ein Kloß ballt sich in seiner Kehle.

»Nein!« sagt er dann hart. Er spuckt Westroff-Meyer das Wort ins Gesicht, wiederholt noch einmal: »Nein ...« Seine Stimme klingt, als ob er erbrechen würde.

Im ersten Moment zuckt Westroff-Meyer zurück. Eine Sekunde fürchtet er die hervorquellenden Augen des Arztes, seine malmenden Kiefermuskeln. Aber jetzt lächelt er. Wieder ölig und zufrieden.

»Nein?« fragt er verwundert, »Sie wollen nicht? Sie können nicht? Warum? Was ist mit Ihnen los, Jessrich?«

Das Ungeheuer macht Kinderaugen, denkt der Arzt. Und zum ersten Male sieht er Westroff-Meyer ganz richtig, nackt, so wie er ist, häßlich, plump und brutal. Die Saite ist überspannt. Sie reißt. Nur ein häßliches Geräusch bleibt zurück.

Und der Arzt fühlt sich auf einmal frei. Frei, die Wahrheit zu sagen, Wort für Wort, und damit einen Preis für die Schuld zu zahlen, an der er stillen Anteil hatte.

»Ich denke nicht daran«, entgegnet er kalt, »ich bin Arzt und kein Kidnapper! Ich stehle keine Babys ... und niemand kann

mich dazu zwingen! ... Was Sie vorhaben, Obersturmbannführer, ist Kindesentführung! ... Darauf steht Zuchthaus, auch im nationalsozialistischen Deutschland ... sonst müßte ich diese Uniform ausziehen ...«

Westroff-Meyer reagiert merkwürdig gelassen, fast gelangweilt.

»Reden Sie keinen Unsinn, Jessrich ... Quatsch, das mit der Kindesentführung ... wir retten ein Kind.« Er macht eine fahrigie Bewegung mit der Hand. »Aber darum geht es im Augenblick gar nicht ...« Sein Ton wird schneidend, spöttisch: »Ich will von Ihnen wissen, ob Sie meine Befehle ausführen oder nicht?«

»Diesen nicht«, antwortet der Arzt kalt.

»Wollen Sie an die Front?« kontert ihn der Obersturmbannführer nieder und deutet damit an, was er für eine schlimme Strafe hält.

Das Gesicht des Arztes verfärbt sich vor Ekel. Langsam, bedächtig nickt er sich selbst zu. Nun zahlst du, Dr. Jessrich, sagt er sich. Er hebt den Kopf.

»Ja«, versetzt er leise. »Hundertmal lieber zur Front ... tausendmal lieber ... und lieber heute als morgen ...«

»Ich werde Ihnen einen entsprechenden Fronteinsatz aussuchen ...«, schnaubt Westroff-Meyer.

Im Zorn wirft er die halbleere Flasche zu Boden. Sie bricht klirrend.

Und der Arzt, ein Mensch trotz seiner Uniform, weiß, daß auch sein Leben zerschellen wird.

Dr. Jessrich röhrt sich lange nicht. Dann zieht er mechanisch den weißen Mantel aus. Er bleibt vor seinem Schreibtisch stehen.

Vorbei.

Nein, denkt er, um eines werde ich mich noch kümmern.

Als Erika ihren Dienst in Berlin antrat, war Obersturmbannführer Westroff-Meyer verreist. Das Mädchen Ruth empfing sie, teils mürrisch, teils gleichgültig. Während sie Erika einließ, sah sie auf ihre goldene Armbanduhr. Sie hatte gelernt, zu übersehen, woher die kostbaren Geschenke ihres Chefs stammen.

»Ich soll dich hier einarbeiten ...«, begann Ruth.

Erika schluckte das Du, ohne es zurückzuweisen. Sie war ein Kind ihrer Zeit, und in ihrer Zeit wurde im Straßengraben nach dem Motto Brüderschaft getrunken: »Willst du nicht mein Bruder sein, dann schlag' ich dir den Schädel ein.«

»Du sollst in meinem Zimmer bleiben«, fuhr Ruth fort. Sie sagte es mit einer Stimme, die erkennen ließ, daß sie mit dieser Entscheidung des Obersturmbannführers nicht einverstanden war.

»So ...«, entgegnete Erika gleichgültig.

Sie ging an den Schreibtisch. Leitzordner wie in jedem anderen Büro. Eine Menge neuer Abkürzungen waren zu lernen. Ironisch dachte die entlassene RAD-Jungführerin: Zum Beispiel Ue für unehelich.

»Wenn der Chef verreist ist«, erläuterte Ruth, »werden hier die Rückstände aufgearbeitet.«

Erika nickte.

»Aus den Briefen nimmst du die Adressen und schreibst sie auf die Umschläge, das ist alles ... das Zeug muß jetzt mal raus ... es liegt schon weiß Gott wie lange hier herum.«

»Gut«, versetzte Erika.

Sie nahm eine der Vordruckkarten, las den Text:

»Wir bestätigen den Empfang Ihres Schreibens vom ... Wir bedauern, Ihnen in der Angelegenheit keine Auskunft geben zu können ... Heil Hitler.«

Das junge, hübsche Mädchen legte die Karte wieder weg.

Sie sollte noch genügend Gelegenheit erhalten, sich zu wundern.

Ruth betrachtete die vermeintliche Rivalin von der Seite, schluckte. Sie sah den gutschützenden Pullover, den glatten schlichten Rock, die hellen Augen, ihr natürliches Lächeln. Da beugte sich Ruth verbissen über ihre Maschine. Sie stellte sich das Gesicht Westroff-Meyers vor und wußte alles.

Erika spannte Umschläge ein und wieder aus, tippte Adressen, die einmal am Ende standen und dann am Anfang. Das war die ganze Abwechslung. Sie arbeitete drauflos wie früher in der Munitionsfabrik. Damals handelte es sich um Granaten und Kartuschen, um Zünder und Führungsringe. Und hier?

Sie nahm den Brief zur Hand und las. Nach drei Zeilen streifte sie Schwindel im Kopf.

Es war der Brief eines Mädchens, das an einer Aktion wie römisch zwei, arabisch eins, Heim Z, teilgenommen hatte. Dann war das Kind gekommen und der Mann verschwunden. Das Geschenk für den Führer krähte sich in ein hartes Leben. Der Pakt war erfüllt. Und nun schrieb die Verblendete rührend wie hilflos:

»... Können Sie nicht diese eine Ausnahme machen ... obwohl ich nicht verheiratet bin ... ich möchte mein Kind wiederhaben, und ich weiß nicht einmal, wo es ist ... Ich war ja damals noch viel zu jung ... ich wußte nicht, was es heißt, ein Kind zu haben und es dann wegzugeben ... Bitte, helfen Sie mir doch!«

Von nun an faßte Erika die Briefe an, als wären sie Steinplatten. Sie wagte kaum mehr, sie zu lesen. Sie betrachtete das gleichgültige Gesicht Ruths, und sie fürchtete sich davor, genauso kaltschnäuzig und abgebrüht zu werden.

Mittagspause in der Kantine. Die Angestellten der Dienststelle aßen gemeinsam. Sie erzählten Witze und lachten.

Erika schüttelte sich. Ruth flirtete mit einem SS-Offizier. Sie hatte die Gunst ihrer Chefs so nötig wie die in Polen geraubten Kinder die Elternliebe.

Erika kam zuerst in das Büro zurück, sortierte Formblätter, las Namen. Unten lag wieder eine Anweisung. Sie registrierte die Meldung:

›Klaus Steinbach ... Mutter: Doris Steinbach, geborene Korff ... Kind ist in ein Heim einzuweisen ...‹

Erika fühlte die Ungeheuerlichkeit auf sich zukommen. Sie begriff den Inhalt. Das Schreiben zitterte in ihrer Hand.

Ruth kam zurück und fauchte sie an:

»Wie kommt das auf deinen Schreibtisch? ... Das ist eine Geheimsache!«

»Geheimsache?« wiederholte Erika abwesend.

Sie hatte sich schon vorgenommen, zu kündigen.

Und sie wußte, daß sie jetzt bleiben mußte. Wegen Doris ...

Inzwischen träumt sich Doris ihrer Entlassung aus dem Heim entgegen. Sie erholt sich rasch und gedeiht mit dem winzigen Klaus. Sie ist fraulicher und noch schöner geworden. Ihr Lächeln ist zärtlich, und ihre Zärtlichkeit lächelt. Sie liegt weich in den Kissen, gelockert, gelöst, glücklich.

Dreimal täglich brachte man ihr das Kind, und sie sprach mit ihm, als ob es bereits erwachsen wäre. Und dann, jeweils am Nachmittag, kamen Klaus und Kempe, immer gemeinsam, und sie erlebten eine ruhige, gemächliche Plauderstunde zu viert, trafen Verabredungen, von denen sie von vornherein wußten, daß sie niemals eingehalten würden.

Als erster mußte Kempe zurück. Er verabschiedete sich von seiner Frau mit dem sturen Fatalismus des Frontsoldaten. Ein ganzes Volk lernte ja in diesen Jahren das Abschiednehmen von der Pike auf. Für immer oder bis zum nächstenmal. Horst Kempe schüttelte seiner Frau kräftig die Hand und sagte:

»Mach's gut, Grete.«

Und dann ging er so gelassen und selbstverständlich aus dem Zimmer, als ob er zu einer Hamsterparty über Land fahren würde.

Klaus fiel es schwerer. Doris wußte es. Er sah zum Fenster hinaus, als er sagte:

»Ich bekomme bald Genesungsurlaub ... und dann richten wir unsere Wohnung ein.«

»Ja«, erwiderte Doris, »ich bin froh, daß du nicht an die Front brauchst ...«

Klaus war nach Süddeutschland in ein Speziallazarett verlegt worden.

Dann ging er zu seinem Sohn. Und er wunderte sich, wie selbstverständlich ihm auf einmal das Kind war. Er hatte sich in der Vaterrolle immer ein wenig hilflos gesehen. Aber das Kind mit den großen Kugelaugen machte es ihm leicht.

Klaus Steinbach ging, ohne sich umzusehen.

Und jetzt wartet Doris auf die Heimfahrt. Ein anderer Arzt behandelt sie. Dr. Jessrich ist noch im Haus, aber er praktiziert nicht mehr. Gerüchte wissen, daß er an die Front strafversetzt wird.

Doris und Grete Kempe plaudern noch, als das Licht ausgeht. Dann hören sie Schritte vor der Türe. Es ist Dr. Jessrich. Er geht durch das Heim, dessen Chefarzt er war, wie auf Zehenspitzen. Er hat einen harten Gang vor sich, den ihm der Anstand vorschreibt.

Endlos erscheint ihm der Weg über den dämmrig beleuchteten Korridor, über die Wollteppiche, die seinen Schrift halb verschlucken. Es ist so wenig, was er tun kann. Aber das einzige. Er muß es einfach, ohne an die Folgen zu denken.

Er steht vor der Tür, klopft beinahe zaghaft, sieht sich noch

einmal suchend um. Sein Herz schlägt am Hals. Bald, an der Front, wird er es weniger spüren. Aber was er jetzt vor sich hat, ist schlimmer als jede HKL.

Er tritt ein, knipst das Licht an. Sein Blick gleitet über die beiden Betten. Frau Kempe räkelt sich auf, betrachtet den Arzt.

»Was ist denn los, Herr Doktor?«

»Entschuldigen Sie, daß ich störe ...«

Doris betrachtet ihn wortlos, erschrocken.

»Hören Sie, Frau Kempe«, beginnt der Arzt, »was ich jetzt sage ... ist nur für Frau Steinbach bestimmt ... es bringt mich um Kopf und Kragen, wenn ...«

»Ich schlafe schon«, antwortet die große, blonde Frau knapp.

»Etwas ... mit dem Kind?« fragt Doris bange.

»Ja«, antwortet Dr. Jessrich, »nicht so«, wehrt er sofort ab, »es ist gesund, entwickelt sich prächtig.«

Er setzt sich auf das Bett von Doris. Sie will sich aufrichten, aber er schiebt sie mit der Hand sanft in das Kissen zurück. Sein Lächeln gefriert.

»Bitte ... seien Sie ganz ruhig, bitte!«

Ihr Blick pendelt über sein Gesicht.

»Ist etwas ... mit meinem Mann?«

»Nein«, erwidert der Arzt knapp. Drängend setzt er hinzu: »Bitte, Frau Steinbach ... haben Sie Vertrauen zu mir.«

Doris nickt. Ihre Augen werden groß und dunkel.

»Ich bin hier nicht als Ihr Arzt«, fährt er hastig fort, »sondern als ein ... Mensch ... der Ihnen helfen ...«

»Was ist?« unterbricht ihn Doris. Ihre Stimme vibriert.

»Bitte, ganz ruhig bleiben, ich ... ich muß Sie warnen ...«

»Warnen?«

»Ja«, versetzt der Arzt schwer.

»Wovor?«

Dr. Jessrichs Augen bleiben am Boden.

»Man will Ihnen Ihr Kind nehmen ... es soll in ein Heim kommen ... ich sollte die Einweisung unterschreiben ... ich habe es abgelehnt ... aber ...«

Die Worte kippen von einem hohen Rand in den Abgrund, der Doris verschlingen will. Sie begreift nicht, sie hört die Sätze entfernt, und dabei schneiden sie ihr in die Haut. Aber sie nimmt sich zusammen. Sie spürt instinktiv, wie menschlich Dr. Jessrich ist.

»Bitte«, sagt sie mit zu hoher Stimme, »sagen Sie alles, Herr Doktor.«

»Westroff-Meyer ...«, beginnt Doktor Jessrich.

Da begreift Doris alles. Die Decke, unter der sie liegt, hebt und senkt sich. Der Arzt streicht ihr vorsichtig über den Kopf, und die junge Frau wird auf einmal ruhig, stark, denkt klar, schnell.

»Was werden Sie tun?« fragt Dr. Jessrich.

Ihre Lippen bewegen sich, aber sie zittern nicht mehr.

»Ich gehe ... morgen ... mit meinem Kind ...«

»Ja«, antwortet der Arzt.

»Ich lasse es mir nicht nehmen«, antwortet Doris leise.

»Ich ... wünsche Ihnen viel Glück«, entgegnet Dr. Jessrich weich.

Doris gibt ihm die Hand.

»Handeln Sie schnell, Frau Steinbach!«

Er steht auf, ist in der Mitte des Raumes.

In diesem Moment fährt Frau Kempe hoch.

»Ich hab' nicht geschlafen, Doktor ... Verdammst noch mal, ich hab' nicht geschlafen! ... Das ist ja ... sagen Sie ... dafür kämpfen wir ... mein Mann? Daß man mit seinem eigenen

Kinde fliehen muß?«

Der Arzt nickt.

Und in dieser Sekunde erkennen drei Menschen klar und endgültig, daß das System keine Politik, sondern ein Verbrechen ist.

Frau Kempe steht auf, setzt sich zu Doris ans Bett.

»Ich helfe Ihnen«, sagt sie, »das ist klar.«

Die letzte Stunde verrinnt wie im Fieber. Doris wartet bis zum Mittag. Um ein Uhr gehen die Schwestern essen. Frau Kempe hat sich einen Liegestuhl in den Garten stellen lassen. Sie schläft nicht, sie beobachtet. Doris zieht sich unbemerkt an. Ein paarmal stützt sie sich gegen den Schrank. Sie ist doch noch schwächer, als sie annahm. Sie spürt ihr Gewicht in den Knien. Die Narbe zieht. Aber was ist dieser Schmerz, gemessen an Angst, Sehnsucht und Hoffnung?

Um neun Uhr morgens brachte man ihr Klaus. Sie flüsterte tausend Worte in sein Ohr, die er quietschend verstand. Es war eine Verschwörung.

»Weißt du«, hatte die junge Mutter gesagt, »heute machen wir unseren ersten, gemeinsamen Streich ... wir laufen einfach weg ...«

Doris weinte, als man das Kind zurückbrachte. Sie mußte sich abwenden. So bemerkte sie das verstörte Gesicht der Schwester nicht.

Jetzt sieht Doris auf die Uhr, übt Schritte, ist entschlossen, ihre Sachen hierzulassen. Sie muß den Kleinen tragen. Nur das Nötigste mitnehmen. Wenn Klaus das wüßte, überlegt sie, ich werde ihm gleich telegrafieren, wenn alles gelungen ist.

Fünf Minuten nach ein Uhr geht Doris über den Korridor. Der Gong rief zum Mittagessen. Sie zwingt ihre Beine, auch wenn der Flur uferlos erscheint. Sie kennt den Weg, das Kinderzimmer, das Bettchen, den Jungen. Unter Tausenden

würde sie ihn auf den ersten Blick finden ...

Sieben Minuten nach ein Uhr gellt ein unheimlicher Schrei durch das Haus, reißt die Patienten aus den Liegestühlen, läßt die Schwestern vom Mittagstisch auffahren.

So finden sie Doris, zusammengebrochen vor dem Bett ihres Kindes, vor der einzigen leeren Wiege des Hauses.

An der Schwester, die sie aufrichten will, krallt sie sich fest. Ihr Gesicht ist ein einziges, zuckendes Entsetzen. Doris spricht wie im Fieber, flüsternd, schreiend, immer das gleiche:

»Wo ist mein Kind ... Wo ist es? ... Sagen Sie es! Ihr habt mir mein Kind genommen ... Wo ist mein Kind? ...«

Der Zusammenbruch gibt Doris Kräfte, die sie nicht kennt, die sie nie besaß.

»Wo ist mein Kind?« schreit sie.

Die Schwestern starren auf den Boden. Die Oberin fuchtelt mit den Armen.

»Aber, nun beruhigen Sie sich doch ... wird sich ja alles finden ...«, tröstet sie schwächlich.

Doris schluckt. Wieder gleiten ihre Augen über die kleinen Betten, von denen nur eins leer ist.

Da schlägt Doris um sich. Die Schwestern kreischen. Drei, vier stürzen sich auf sie, brauchen lange, bis sie sie überwältigen.

Man schleppt die Mutter, der einer das Kind genommen hat, auf eine Bahre im Stationszimmer. Ihr Gesicht ist wächsern. Die Oberin telefoniert ohne Pause. Drei Schwestern bewachen die unendlich müde, zerschlagene Mutter. Eine davon murmelt monoton vor sich hin:

»Ihrem Kind geht es gut ... gut ... geht es gut ... ist alles in Ordnung ...«

Endlich kommt der Assistenzarzt. Die Spritze glitzert in seiner Hand. Ein Beruhigungsmittel. Es gerinnt in den Adern

von Doris zu eisiger, gefährlicher Ruhe.

Und dann verwandelt sich das Rauschen wieder in ein Flimmern. Es wird licht. Der Film ist wieder da. Der abgerissene Streifen.

»Ich ... ich möchte Dr. Jessrich sprechen«, sagt Doris.

»Nicht mehr bei uns«, antwortet der Assistent selbstbewußt, »vorläufig bin ich sein Nachfolger ...« Er kennt den Preis, den er dafür bezahlte.

Doris hebt müde die Hand gegen die Stirn. Dann richtet sie sich langsam auf, unheimlich still, entsetzlich beherrscht.

»Ich verstehe«, sagt sie gläsern. Dann steht sie auf.

»Aber legen Sie sich doch hin, Frau Steinbach!«

»Ich gehe«, antwortet Doris schleppend, »röhren Sie mich nicht an ... ich ... ich hole die Polizei!«

Das Wort löst magische Verblüffung aus. An diese Möglichkeit denkt kein Mensch mehr in dieser Zeit.

Doris taumelt. Es ist ihr gleichgültig. Ihr Körper brennt wie Feuer. Hinter ihr tobt der Assistenzarzt:

»Wo wollen Sie hin?« brüllt er in aufkommender Panik. Dann wird seine Stimme dünner und dünner.

Doris schlägt das eiserne Gitter zu. Zuletzt hört es sich an wie ein Keuchen:

»Ich befehle Ihnen!«

Doris hat Glück. Sie kommt bis zur Post. Sie füllt das Telegramm an Klaus aus.

Inzwischen suchen die Schwestern überall. Aber sie finden Doris nicht. Und während sie suchen, betritt die junge Frau des deutschen Oberleutnants Klaus Steinbach das Polizeigebäude des Städtchens ...

Klaus blieb nicht lange in Oberbayern. Schon nach ein paar Tagen nahm ihn bei der morgendlichen Visite der

Oberstabsarzt auf die Seite. Er löste den Verband und betrachtete aufmerksam die Wunde. Er schüttelte den Kopf und sagte:

»Sie sind wohl die neue deutsche Geheimwaffe?«

»Wieso?«

»Ihre Einheit hat Sie angefordert ...«

Klaus fragte wortlos.

»Ich weiß, daß Ihr Arm noch nicht ausgeheilt ist ... noch lange nicht ... aber Sie sollen da ... irgendwo im Innendienst ...«

»Im Innendienst?«

»Es ist alles sehr geheimnisvoll«, erwiderte der Oberstabsarzt. Er machte eine fahrigie Bewegung mit den Schultern. »Ich tue das nicht gern«, setzte er hinzu, »und außerdem wollen Sie ja sicher auch Ihren Genesungsurlaub haben ...«

»Ja, Herr Oberstabsarzt.«

»Gegen Ihren Willen schicke ich Sie nicht zurück ...«

»Der Kommodore selbst hat mich ...?«

Der Oberstabsarzt nickte.

Klaus zögerte nicht. Irgend etwas Besonderes, dachte er ... oder man braucht mich ... Er war sogar ein wenig stolz darauf; er war immer noch Offizier ...

Zwei Sanitätssoldaten vom Stammpersonal halfen ihm beim Packen. Der Marschbefehl war schon ausgeschrieben. Jetzt erschrak er doch, daß es so pressierte. Man hatte etwas mit ihm vor.

Das weiträumige Haus lag schon hinter Klaus, als ihm ein Unteroffizier nachrief:

»Einen Moment, Herr Oberleutnant ... das ist gerade gekommen für Sie!«

Er übergab ihm ein Telegramm in der Hülle.

Klaus riß den Umschlag auf. Die Buchstaben kreisten vor seinen Augen, als er las:

»Westroff-Meyer ließ unser Kind entführen. Ich erstattete gegen ihn Anzeige bei der Kriminalpolizei. Doris.«

Als Doris das Dienstzimmer des Kriminalkommissars betritt, sieht er im ersten Moment unwillig von seiner Zeitung auf. Dann lächelt er, stellt sich vor und schiebt der jungen Frau einen Stuhl hin.

»Ich bin Frau Steinbach«, beginnt Doris, »und ich möchte Anzeige erstatten.«

»Gegen wen?«

»Gegen SS-Obersturmbannführer Westroff-Meyer«, sagt Doris, während sie dem Beamten fest in die erschrockenen Augen sieht.

»Weswegen?«

»Kindesentführung.«

Der Beamte zündet sich zerstreut eine Zigarette an.

»Das müssen Sie mir schon näher erklären«, murmelt er.

Doris spricht. Mit trockenen Lippen. Mit schwerer Zunge. Aber klar. Sie starrt auf einen Fleck am Boden. Der Beamte nestelt an seinem Schlipss, unterbricht sie:

»... In dem Lebensborn-Heim, sagen Sie?« fragt er, peinlich berührt.

Doris nickt.

»Sie waren in diesem Heim?« fragt er ungelenk weiter.

»Ja«, antwortet Doris.

»Ist denn das eine Kindesentführung?«

Doris schweigt einen Augenblick. Sie würgt die Bitterkeit hinunter, zwingt sich zur Ruhe und sagt:

»Wie nennen Sie es sonst, wenn man einer Mutter das Kind wegnimmt, Herr Kommissar?«

»Hm«, entgegnet der Beamte, »wir müssen natürlich zuerst ermitteln«, beginnt er dann. »Ich nehme also ein Protokoll auf, und dann ...«

»Ich will mein Kind ... und einen Haftbefehl gegen Westroff-Meyer«, versetzt Doris bestimmt.

Der Beamte überlegt.

»Für einen Haftbefehl bin ich überhaupt nicht zuständig ...« erwidert er dann vorsichtig.

»Sondern?«

»Der Ermittlungsrichter.«

»Dann möchte ich zum Ermittlungsrichter.«

»Das ist das beste«, versetzt der Kommissar.

Mitleid und Unbehagen ringen miteinander in seinem Kopf. Lebensborn ... SS ... Reichssicherheitshauptamt ... schießt es ihm durch den Kopf. Er kennt sich nicht mehr aus.

Er steht auf, gibt Doris die Hand.

»Der Richter ist gleich im Haus«, erklärt er, »ich bringe Sie zu ihm.«

Er lässt Doris vorausgehen, drückt höflich an der Tür die Klinke herunter, begleitet sie schweigend über den Gang, klopft, betritt allein das Zimmer, kommt wieder.

»Bitte«, sagt er.

Er geht zurück, schüttelt sich. Unangenehm, mehr als unangenehm, so oder so ...

Dann meldet er ein Ferngespräch nach Berlin an: Reichskriminalpolizeiamt.

Auch dort ist man ratlos und wendet sich an die vorgesetzte Behörde: an das Reichssicherheitshauptamt.

Und während Doris dem Richter ein Verbrechen vorträgt, wird ihr Schicksal telefonisch ausgehandelt, eiskalt und unerbittlich.

Der Kopf des Ermittlungsrichters Dr. Dehn ist so kahl wie sein Gewissen, seine Stimme so leise wie sein Mut, seine Hand so fahrig wie sein Gedanke. Er ist als Mensch nicht so übel. Nur seine Urteile sind es, seit Justitia, zu der er einmal gläubig schwor, zu einer Konkubine des Systems wurde. Er handelt niemals freiwillig, aber wenn man es ihm befiehlt, hundertprozentig. Aus dem Adlerhorst des Rechts ist längst ein Geiernest des Unrechts geworden. Die dunkle Robe verwandelte sich in ein Brauhemd, das alles zudeckt: Die Angst, die Vernunft, das Fallbeil ...

Er hört Doris schweigend an, räuspert sich etwas verlegen, einmal, zweimal, sieht konsequent an der jungen Frau vorbei, den Blick in einer vagen Ferne, die an der graugetünchten Wand mit dem Spruchband »Recht ist, was dem Volk nützt« endet.

»Hm«, sagt er dann, »Lebensborn ... ist das nicht ... eine politische Sache?«

»Auch das«, antwortet Doris ruhig.

»Ich meine ... gibt es da nicht ... Sonderbestimmungen?«

»Nicht einmal da«, entgegnet Doris heftiger als sie will, »selbst dort können Mütter ihre Kinder mitnehmen, wenn sie darauf bestehen.«

»Ja, aber ich ... ich verstehe nicht ...«

»Aber ich«, versetzt die junge Frau knapp. Sie wundert sich selbst über die Ruhe, die sie hat. Jeder Gedanke in ihr schreit nach dem kleinen Klaus. Aber sie bringt es auf einmal fertig, besonnen, logisch, zusammenhängend zu sprechen.

»Das ist eine persönliche Intrige des Obersturmbannführers Westroff-Meyer ... es gibt kein Gesetz, das ihm das erlaubt, nicht einmal eine Bestimmung der ...« Doris hebt den Kopf, zwingt den Richter, sie anzusehen, »der SS ... verstehen Sie?«

»Ich versuche es«, antwortet der Richter. Er sieht verstohlen

nach dem Telefonapparat. Er weiß, daß ihm die Zentrale in Berlin die Entscheidung abnehmen wird. Juristisch ist der Fall klar, wie so viele andere. Aber soll er, Dr. Dehn, seine Karriere, seine Familie, seine Pension aufs Spiel setzen, um den wahrscheinlich untauglichen Versuch zu machen, einer verzweifelten Mutter zu helfen?

»Es tut mir leid«, entgegnet er dünn und trocken, »ich komme da nicht mit ... es kann sich alles nur um einen Irrtum handeln ... Sie werden sehen ...«

Doris schweigt.

»So was gibt es doch in unserem Ordnungsstaat gar nicht ... Sie wissen, daß die Mutter den vollen Schutz der Bewegung hat« Er fährt sich mit der Hand über den Mund, wie um die Phrase wegzuwischen. »Haben Sie denn sonst nicht ... ich meine ... vielleicht mal eine unbedachte Äußerung ... Sie sind doch arisch, oder?«

»Ja«, erwidert Doris leise, »ich bin arisch.«

Der Richter zuckt die Schultern.

»Und auch die Familie? ... der Mann ... erbgesund?«

»Mein Mann ist Offizier.«

»So«, antwortet der Richter beinahe erschrocken. Wirklich eine peinliche Geschichte!

Wenn nur diese Augen nicht wären, denkt er. Ich muß ihr helfen, gewiß ... aber um Gottes willen mich nicht mit dem Reichssicherheitshauptamt anlegen! Ich bin doch nicht verrückt! Das kann doch kein Mensch von mir verlangen. Dieser Spuk geht sicher einmal zu Ende. Aber bis er zu Ende geht, bin ich eben Gespenst. Nicht nur ich. Die anderen erst, die vom Sondergericht! Sind ja viel schlimmer. Lassen gleich die Köpfe rollen ...

Dr. Dehn steht auf.

»Ich tue für Sie, was ich kann«, murmelt er matt.

Er ruft einen Sekretär herein, sagt zu ihm:

»Spannen Sie ein.«

Er beginnt umständlich, die Personalien aufzunehmen. Dann macht er sich an die Formulierung der Anzeige. So vorsichtig wie möglich. Er kommt nicht weit. Das Telefon schlägt an.

Ein paarmal verbeugt sich der Richter hastig und schäbig vor dem unsichtbaren Gesprächspartner. Seine Hand zittert, während er dienernd ruft:

»Jawohl ... selbstverständlich! ... werde den Befehl ausführen ... natürlich ... Sie können sich ganz auf mich verlassen ... Heil Hitler!«

Er steht am Fenster. Sein Blick geht auf die Straße. Der Protokollführer kaut an seinen Nägeln. Doris senkt den Kopf. Langsam dreht sich der Richter um.

»Gehen Sie«, sagt er zu seinem Sekretär.

Er kämpft mit der Scham, wie so oft. Es ist noch seine beste Empfindung, aber er läßt sie verkümmern. Dann sagt er, den Blick am geölten Boden:

»Tut mir leid, Frau Steinbach ... das Reichssicherheitshauptamt hat diesen Fall übernommen ... Ich muß Ihnen eröffnen, daß Sie ... verhaftet sind ...«

15. KAPITEL

Klaus Steinbach wußte nicht, wie er die Fahrt im Fronturlauberzug zu seinem Geschwader hinter sich brachte. In den ersten Stunden saß er steif und betäubt in der Ecke des Abteils. Das Stoßen und Schütteln des Zuges bohrte sich in seinen verwundeten Arm. Aber diesen Schmerz spürte er nicht. Die Wunde brannte nicht mehr im Fleisch. Sie saß viel tiefer, zerfraß das Bewußtsein, mordete das Herz, löschte den Verstand, zuckte unter dem Rhythmus der Räder: Sie haben dir dein Kind genommen! Dann raffte er sich wieder auf. In irgendeiner Station taumelte er zum Gebäude, suchte ein Telefon, bestürmte das Fräulein vom Amt. Aber es war Nacht, Nacht über Deutschland, Feindflieger zerschlugen die Verbindungen, die geflickten Netze waren überlastet. So bekam Klaus das Gespräch mit Doris nicht. Er hetzte zurück zu seinem Zug. Versuchte es auf der nächsten Station wieder. Vergeblich. So ging es die ganze Nacht.

Schließlich meldete er sich bei seinem Geschwader. Der Adjutant schüttelte den Kopf.

»Um Gottes willen, Steinbach, wie sehen Sie denn aus?« Er faßte den Oberleutnant vertraulich am gesunden Arm. »Sie können natürlich sofort danach Ihren Genesungsurab antreten ...«

»Wonach?« fragte Klaus verständnislos.

Der Adjutant lachte wissend.

»Gratuliere, gratuliere«, tönte er.

Klaus zuckte die Schultern. Er schüttelte den Unsinn, den er nicht verstand, von sich ab. Dafür begriff er von nun an glasklar, daß er täglich seine Haut für ein System zu Markt trug, bei dem Menschenraub nichts Außergewöhnliches war.

»Ich muß sofort den Kommodore sprechen«, drängte er.

»Jetzt unmöglich ... aber nachher ... gleich danach«, erwiderte der Adju. »Das Geschwader tritt in einer halben Stunde an ... der General kommt doch.«

Klaus ging wortlos aus der Baracke.

»Paradeanzug!« schrie ihm der Adjutant nach.

Ein schriller Pfiff gellte über den Feldflughafen. Das Geschwader stand im Karree, sauber ausgerichtet. In der Mitte Klaus, anwesend beim Appell, abwesend mit den Gedanken. Mein Junge ... geraubt ... von so einem Schwein. Ich werde es euch zeigen!

Dann lief das militärische Brimborium. Blitzende Stahlhelme, zackige Kommandos, wirbelnder Staub. Die Meldung des Kommodore. Der General. Der Wind schlug seinen Mantel auseinander. Die weißen Streifen liefen links und rechts der Hosennaht nach unten, an die auch ein General mitunter die Hand pressen mußte.

Auf einmal begriff Klaus die Andeutung, die lachenden Gesichter, die voreiligen Glückwünsche. Das Ritterkreuz! Am liebsten würde er auf dem Absatz kehrt machen, sich im Spind verstecken. Er spürte die Galle auf der Zunge. Er konnte nicht zurück. Er stand wie angewachsen. Das Ritterkreuz!

Daran hatte er geglaubt, davon hatte er geträumt, dafür hatte er sein Leben in die Schanze geschlagen; dafür waren ganze Einheiten im feindlichen Feuer aufgerieben worden, das hatte den Selbsterhaltungstrieb junger Männer aufgelöst, hatte sie nach vorne gepeitscht, hatte ihre bloßen Körper den feindlichen Garben ausgesetzt ...

Der Boden drehte sich unter den Füßen von Klaus. Gold gab ich für Eisen, dachte er, mein Kind für einen Orden. Leere, lose Worte dröhnten in seinem Kopf, wuchsen zu einer brausenden Lawine. Der Junge ist geraubt! Und das begrub alles unter sich: Die Freude, der Stolz, den Augenblick, die Zukunft.

»Heil Hitler, Soldaten!« schrie der General.

»Heil Hitler, Herr General«, rumpelte das Geschwader.

Klaus rief nicht mit. Mit erzwungener Kälte, wie durch eine beschlagene Glaswand, sah er dem General entgegen, der jetzt breitbeinig auf die Front der Männer zukam. Klaus hörte seinen Namen. Sein Nachbar gab ihm einen leichten Rippenstoß. Klaus setzte sich in Bewegung. In seinem Rücken brannten die Augen der Kameraden vor Neid. Er ging wie auf Prothesen, steif, hölzern.

Der Adjutant neben dem General hielt ein kleines Kästchen in der Hand. Der hohe Offizier hatte unnatürlich blaue Augen. Sie leuchteten wie in einem Ufa-Farbfilm.

»Oberleutnant Steinbach«, sagte der General mit erhobener Stimme, »in Anerkennung Ihrer Erfolge ...«

Klaus legte schlaff die Hand an das Uniformtuch. Der Riemen des Stahlhelms schnürte ihm die Kehle zu.

» ... hat der Führer und Oberste Befehlshaber Ihnen das Ritterkreuz verliehen«, schnarrte der General weiter.

Ein Murmeln lief durch die Reihen der angetretenen Soldaten. Klaus sah dem hohen Offizier auf den Schnurrbart. Zielübung. Der Blick des Schützen ruht auf einem angenommenen Punkt im Gelände. Der General nahm das Kästchen aus der Hand des Adjutanten. Klaus beobachtete den Vorgang ohne jede Regung. Das Ritterkreuz glänzte auf Samt. Es schwebte auf ihn zu. Es pendelte am Band zwischen den Fingern des Generals.

Klaus zog den Kopf ein. Erst mein Kind, dachte er, dann das! Er versteifte sich im Kreuz. Er bewegte mechanisch den klammen Nacken. Der General war viel kleiner als Klaus. Er hob hilflos die Arme, als versuchte er, ohne Leiter den Stern auf einen Christbaum zu setzen.

Der Mühlstein, überlegte Klaus, als er das Band im Genick fühlte. Kein Band – ein Strick. Kein Orden – eine Last.

Er ging zurück. Er sah in die glänzenden Augen seiner Kameraden. Und er stellte dabei fest, wie viele sich inzwischen wieder die Kartoffeln von unten ansahen. Die Kartoffeln ... von unten ... die haben's überstanden. Die haben ausgekämpft, ausgelitten. Die sind fein dran.

Und Klaus Steinbach, der eben die höchste Auszeichnung erhielt, die der Krieg für einen jungen Offizier zu vergeben hatte, verspürte auf einmal Neid auf seine toten Kameraden ...

»Bitte mich beim Herrn General zum Rapport melden zu dürfen.« Er gebrauchte automatisch die Anrede in der dritten Person, die ebenso verpönt wie erwünscht war.

»Was ist los mit Ihnen«, knurrte der General. Er gab ihm die Hand. »Ich freue mich, daß gerade Sie ...« Seine Augen waren schon beim nächsten, der ausgezeichnet wurde. Er rief Klaus zu: »Melden Sie sich in zehn Minuten!«

Solange ließ Klaus, der gleichzeitig zum Hauptmann befördert worden war, mit tauben Ohren die Glückwünsche seiner Kameraden über sich ergehen. So nahm ein PK-Mann vor ihm das offizielle Bild auf: Fahrige Augen, tief in den Höhlen, und ein Gesicht, das ganz woanders war, fern, unwirklich, verloren. Und in irgendeiner Redaktion würde man darunterschreiben: »Das angespannte Gesicht eines deutschen Soldaten nach der siegreichen Schlacht.«

Der General tippte seinem Hauptmann jovial auf die Schulter.

»Sie sind ein komischer Kerl, Steinbach ... freuen Sie sich gar nicht?«

»Jawohl, Herr General«, erwiderte Klaus gehorsam.

»Kommen Sie.«

Sie standen sich gegenüber.

»Also ... was gibt's?«

»Herr General ... ich bitte ... das Ritterkreuz nicht annehmen

zu müssen.«

»Verrückt«, knurrte der hohe Offizier.
Höhenkrankheit, dachte er, Kabinenkoller.

»Setzen Sie sich ... also, was ist los?«

Klaus zog das Telegramm aus der Tasche. Der General las es kopfschüttelnd.

»Kindsentführung«, murmelte er, »tut mir aufrichtig leid ... aber das hat doch nichts ... mit Ihrer Auszeichnung zu tun.«

»Doch«, entgegnete Klaus hart. Er erklärte die Zusammenhänge.

Der General sah langsam an ihm hoch. Sein Blick blieb an dem Ritterkreuz hängen. Zerstreut faßte der hohe Offizier nach seinem eigenen.

»Gut, Steinbach«, antwortete er scharf. Die Pause machte sich breit. Der General ging im Zimmer auf und ab. Vielleicht dachte er in diesem Moment an Berendsen, den toten Geschwaderchef, der nicht mehr leben mochte, weil er nicht mehr kämpfen konnte. Er hatte nie recht begriffen, was vor sich gegangen war. Jetzt dämmerte es.

»Ein Übergriff«, sagte er heiser, »ich werde die Sache bereinigen, Steinbach, verlassen Sie sich darauf!«

»Jawohl, Herr General.«

»Setze mich heute noch mit den Brüdern von der SS in Verbindung.« Seine Worte kamen langsam, klebrig. »Ich werde dafür sorgen, daß Sie Ihr Ritterkreuz tragen können, verdammt noch mal!«

Doris wird es schwarz vor den Augen. Ihr Körper zuckt. Ihre Augen werden naß.

»Nehmen Sie sich doch zusammen! Es gibt einen Weg, Ihr Kind wiederzuerhalten ... seine Meilensteine sind: Gehorsam,

Treue und Opfer ...« Nebensächlich setzt er hinzu: »Ich entlasse Sie aus der Haft. Sie fahren in Ihre Heimatstadt zurück. Wir werden Sie nicht aus den Augen verlieren. Leisten Sie irgendeinen Kriegseinsatz ... freiwillig ... sonst ...«

Die junge Frau nickt. Sie begreift gar nichts. Klaus muß helfen, denkt sie verschwommen, nur er kann noch ...

»Noch etwas, Frau Steinbach«, fährt der Beamte des Reichssicherheitshauptamts fort, »ich sagte Ihnen schon, Ihr Fall ist eine Geheime Reichssache ... Sie haben nicht darüber zu sprechen ... jede fahrlässige oder absichtliche Indiskretion hätte schwerwiegende Folgen.«

Doris ist frei.

Und allein. Grenzenlos allein ...

Der untersetzte General der Flieger hielt Wort. Er wandte sich über die Luftflotte an den persönlichen Stab des Reichsführers der SS, telefonisch, um Zeit zu sparen. Ein erschrockener Adjutant ließ sich die Anfrage gleich dreimal durchgeben. Er entschuldigte sich sofort:

»Ein Irrtum ... ganz bestimmt ein Irrtum ... was denken Sie denn ...«

»Trotzdem«, antwortete der Luftwaffen-Oberst, der mit dem SS-Adjutanten telefonierte, »bitten wir um eine Meldung, daß das Kind Hauptmann Steinbach zurückgegeben wurde ... verstehen Sie ...«, setzte er mit einem genüßlichen Lächeln hinzu, »nur eine Formsache, weiter nichts.«

»Selbstverständlich, Herr Oberst.«

So wanderte die Anfrage weiter nach Berlin in das Gebäude des Reichssicherheitshauptamtes, wo gerade Obersturmbannführer Westroff-Meyer seinem Gruppenführer Rapport erstattete. Die Tatsache, daß man ihn zu allem gebrauchen konnte, hatte ihn rasch vorwärtsgebracht. Er war mit seinem Stab zu einer Art Außenstelle z. b. V. des RSHA

avanciert.

Die Miene des SS-Gruppenführers war schlaftrig und wohlwollend. Er spielte mit seinem Bleistift.

»Gut, gut, mein lieber Westroff-Meyer ... ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich mit Ihnen zufrieden bin ...«

»Danke, Gruppenführer«, entgegnete der Funktionär schneidig und schnell.

»Machen Sie alles, wie Sie es für richtig halten ... ich verlasse mich auf Sie!« Der SS-General wühlte in seiner Schublade.

»Sie haben wohl sehr viel Temperament, was?« fragte er dann.

»Wieso, Gruppenführer?«

»Na ... da sind Sie einmal ganz schön über das Ziel hinausgeschossen ...«

Westroff-Meyer begriff ihn nicht.

»Ich meine ... in der Sache da ... Steinbach ...«

»Das sind ...«

Der Gruppenführer schnitt ihm das Wort ab:

»Interessiert mich nicht ... der Vater hat auch noch das Ritterkreuz gekriegt.«

»Das ist eine Intrige der Luftwaffe!« tobte der Obersturmbannführer.

»Schon gut ... der Mann scheint an der Front merkwürdigerweise ganz tüchtig zu sein«, versetzte der SS-General mißmutig.

»Aber darum geht es gar nicht ... Sie werden schon Ihre Gründe gehabt haben ...«

»Jawohl, Gruppenführer.«

»Wir wollen keinen Zopf mit der Luftwaffe, verstehen Sie ... ich weiß genau, was das für Burschen sind ... nach dem Krieg

...« setzte er hinzu und schnippte mit den Fingern. Er schob seine Schublade mit einem Ruck zurück.

»Aber zuerst müssen wir ihn gewinnen.«

»Sie haben also nichts gegen die Maßnahme als solche, Gruppenführer?« fragte Westroff-Meyer lauernd.

»Aber woher denn ...! Ich will bloß keinen Skandal ... um keinen Preis einen Skandal!«

»Ich verstehe ...«

Der SS-General stand auf.

»Also, mein Lieber, regeln Sie die Sache so unauffällig wie möglich ... geben Sie dem Kerl sein Kind zurück.«

»Jawohl, Gruppenführer ... aber das sind Feinde der Bewegung ... Verräter!« Westroff-Meyer spuckte seinen Wortschatz auf einmal aus.

Der Gruppenführer nickte einsichtig.

»Wir werden schon noch mit den Schweinen fertig! Aber alle können wir auch nicht an einem Tag umlegen ... erst die Juden und die Bolschewiken ... dann greifen wir uns die anderen, nach und nach ... Rom ist auch nicht an einem Tag erbaut worden ... seien Sie doch nicht so voreilig!«

»Ich werde die Sache erledigen«, sagte Westroff-Meyer. Ein fauler Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Er grinste.

Der Gruppenführer sah es und lächelte. Das war ein Mann nach seinem Geschmack: Erstens gehorsam, und zweitens schlau. Und so bedingungslos ...

Er gab dem Obersturmbannführer die Hand. Westroff-Meyer schlug die Haken zusammen, während seine Gedanken bereits daran bastelten, ein klare Niederlage in einen heimtückischen Sieg zu verwandeln.

Für Doris wird aus Verzweiflung Gewohnheit. Aus der Gewohnheit stumpfes Dahindämmern. Tage genügen, um aus der jungen Frau einen Menschen zu machen, der mit dem

Gefühl lebt, daß ihm stets aufs neue ein Glied abgeschlagen würde. Jede Sekunde! Wenn sie das Zimmer betritt, in dem der Kleine atmen und leben müßte. Wenn sie die Schränke öffnet, in denen die Windeln und Höschen übereinanderliegen. Wenn sie bei dem leisesten Geräusch im Haus zusammenzuckt und begreift, daß es weder das Lachen noch das Weinen ihres Kindes war ...

Der RAD hat Doris nunmehr willig entlassen, das Elternhaus sie kühl aufgenommen. Die Fragen prallen von ihr ab. Sie darf ja nicht über ihr Leid sprechen. Schließlich geben es die Angehörigen auf. Die Augenlider der jungen Frau sind durchsichtig geworden, blaugeädert. In den Wimpern hängen keine Tränen mehr. Sie ist leergeweint. So lebt Doris, in sich selbst verschlossen, zurückgezogen, wie in einer Schale. Meist hat sie die Fensterrollen heruntergelassen. Selbst das Licht tut ihr weh.

Jede Bewegung verlangt Oberwindung. Doris ist vom Leben abgeschnitten. Es zieht an ihr vorüber, in Gestalten und Bildern aus flüchtigen Dämpfen. Selbst Klaus, ihr Mann, wurde unwirklich, unwirklich, daß er das Ritterkreuz erhielt, daß er vor dem Genesungsurlaub steht, daß er vielleicht schon heute nach Hause kommt ... heute, nach Hause, zu ihr.

Doris ist so apathisch, daß sie nicht einmal mehr Angst vor dem Wiedersehen empfindet. Sie erschrickt nicht bei der Entdeckung, daß sie nicht auf Klaus wartet. Denn alle Kraft zu warten, zu hoffen, zu bangen, ist nur auf ein einziges Wesen gerichtet: auf ihr Kind.

Dann klingelt es. Armer Klaus, denkt Doris, fast mitleidig. Sie geht mit ärmlichen Schritten durch den Korridor der kleinen Wohnung, die er noch nie sah. So anders hätte es sein können, überlegt Doris, und dabei kommen doch wieder ein paar Tränen.

In der Tür stehen drei Menschen. Die Dämmerung des

Treppenhauses verzeichnet sie zu Schatten.

»Sie wünschen?« fragt Doris mit trockenen Lippen.

Jetzt erst erkennt sie die Polizeiuniform. Der zweite Mann trägt Zivil. Im Hintergrund hält sich eine Frau, eine Schwester.

»Sie sind Frau Steinbach?« fragt der Zivilist.

Doris nickt. Sie starrt auf die Schwester, die ein großes, verummummtes Bündel auf dem Arm trägt. Auf einmal schlägt der Puls von Doris rasend.

»Ich komme von der Ortsgruppenleitung«, erklärt der Zivilist. »Wir dürfen einen Moment hereinkommen?«

»Ja«, sagt Doris ohne Ton. Sie muß sich gegen die Tür stützen.

Die Schwester betritt als letzte die Wohnung.

»Wir haben eine Überraschung für Sie«, sagt der Zivilist lächelnd. Er blättert einen Brief auseinander.

Da schreit Doris auf. Hell, schrill. In diesem Schrei geht alles unter. Die gedrechselten Worte des Partefunktionärs. Der Holzkopf des Polizisten. Das Schafsgesicht der Schwester.

»Ich habe den Auftrag ... Ihnen das Kind Klaus zu übergeben ... im Auftrag der Partei ...«

Doris hört nichts mehr. Sie streckt die Arme aus. Ihr Körper zuckt. Sie preßt das Bündel an sich, vergräbt ihr Gesicht. Sie lacht. Sie schluchzt. Sie wird blaß. Die Schwester schiebt ihr rasch einen Stuhl hin.

»Sie müssen das unterschreiben«, sagt der Polizist verlegen.

Doris nickt. Aber sie sieht und hört nur ihr Kind. Die Schwester will es ihr solange abnehmen.

»Nein!« sagt Doris sinnlos. Ihr schmaler Körper zittert.

»Aber ... Frau Steinbach ...«, meint der Mann von der Ortsgruppenleitung. Was hat sie bloß? denkt er. Warum nimmt sie denn ihr Kind nicht gleich aus dem Heim mit, wenn sie so

an ihm hängt? Verrückt ...

Doris fragt nichts, sagt nichts. Sie wundert sich nicht. Sie will nichts erfahren. Sie weiß nur eines: ihr Kind ist wieder da.

Sie setzt zittrig ihren Namen unter ein Schriftstück, auf dem die Buchstaben verschwimmen. Sie unterschreibt, daß sie ordnungsgemäß ihr Kind in Empfang genommen hat. Sie bestätigt, daß es ihr eigenes ist. Nicht einmal Mutterliebe ohne Bürokratie! Aber neben der Freude, die so groß ist, daß sie schmerzt wie die tiefste Trauer, hat kein anderes Gefühl mehr Raum. Das Groteske kommt der jungen Frau nicht zum Bewußtsein: Daß ein infamer Raub auf einem vorgedruckten Formular seine bequeme Bereinigung finden soll. Es ist Doris gleichgültig.

Sie legt zärtlich und vorsichtig beide Hände um das kleine Gesicht in den Kissen. Das Kind greint. Ich muß es gleich wickeln, denkt die junge Mutter.

Die Männer haben ihre Mission erfüllt und werden unruhig. Die Schwester fragt:

»Soll ich Ihnen helfen?«

»Oh, nein«, antwortet Doris fast erschrocken.

Dann ist sie endlich allein. Mit einem Wunder. Mit ihrem Kind. Mit dem kleinen Klaus. Verloren und wiedergefunden.

Ein Tag genügt, um ein graues Leben in strahlendes Glück zu tauchen. Sie zieht den Kleinen aus, legt ihn in sein winziges Bett. Immer wieder muß sie sich setzen, weil das Gefühl ihre Hände überwältigt. In rasendem Wirbel fällt sie von dem Gipfel des Glücks in die Abgründe des Schreckens.

Ist ihm auch nichts geschehen? Ist er ganz gesund? Ist er nicht zu mager? Warum schreit er so wenig?

Sie schleicht sich hundertmal an die Wiege, wenn das Kind schläft. Sie versucht, sich an die ersten Wochen zurückzuerinnern. War er denn so blond? Aber natürlich!

Seitdem sind die Haare gewachsen. Er ist doch älter geworden. Und die Lippen sind schon ein wenig breiter. Und die Nase hat sich auch etwas verformt. Aus hundert Zweifeln werden hundert Gewißheiten. Auf und ab, hin und her. Zwei Schalen eines Herzens reiben sich aneinander.

Am Abend kommt der große Klaus. Er findet Doris weinend und verstört am Bett des Kindes. Es ist zuviel für sie. Zuviel des Glücks. Zuerst das Kind. Dann der Mann. Zuerst die Haft, dann das Leben.

Auch Klaus steht ergriffen vor seinem Kind, für das er jede Schlacht schlagen und jeden Krieg gewinnen wollte. Dann weicht die Empfindung einem anderen Gefühl: dem Stolz. Meine Waffengattung denkt er, die Luftwaffe! Er wischt die Vergangenheit von sich, wie die Erinnerung an einen wüsten Traum. Natürlich, sagt er sich, es wäre ja anders gar nicht denkbar gewesen! Mögen diese Burschen von der SS ruhig mal einen Übergriff verüben ... wir sind noch da, die Soldaten der regulären Wehrmacht, der General, seine Offiziere und die Mannschaften. Wir werden mit allen Auswüchsen fertig! Und wir stehen doch zueinander, helfen uns, glauben an das Deutschland, für das wir kämpfen ... im dem es keinen Kinderaub gibt, und in dem die trinkenden, grunzenden Westroff-Meyer zu fahlen, faden Feiglingen werden, die wir nach dem Krieg bekämpfen werden wie tollwütige Hunde ...

So stehen sie zusammen vor ihrem Kind: Doris an Klaus gelehnt.

»Er ist größer geworden«, sagt die junge Frau.

»Aber natürlich.« Klaus lächelt. »Kinder entwickeln sich in den ersten Wochen doch ganz rasch ...«

»Mein Gott«, flüstert Doris. Dann schließt sie die Augen. Ihr Kopf sinkt an seinen Waffenrock. So leicht ist ihr auf einmal, so licht, so wohl.

»Ich bin so dankbar«, sagt sie leise.

»Ich auch«, erwidert Klaus, »weil du so bist, wie du bist ... und weil er ...«, er deutet auf die Wiege, »weil er auch so ist wie du ...«

Vier Wochen zu dritt. Vier Wochen ohne Sorge, ohne Angst, ohne Trübung, so wie sie es immer erwartet, erträumt haben. Selbst der Luftkrieg macht in diesen Wochen einen Bogen um die süddeutsche Stadt.

So gehen sie nebeneinander her, durch den Park, der ihnen als Kinder soviel bedeutete, und in dem sie sich als Erwachsene fanden. Ein Paar, dem alle nachsehen. Der junge, hochgewachsene Offizier mit dem Ritterkreuz, das alle Blicke magisch auf sich zieht, die junge Frau, die so schwerelos lächeln kann.

Langsam weicht der Traum der Wirklichkeit. Klaus und Doris kommen zu sich, begreifen, daß ihr Zusammensein wirklich, nicht nebulos ist, und werden um so glücklicher. Vierzehn Tage. Drei Wochen. Vier ...

Die Wirklichkeit träumt so lange, bis eines Tages SS-Obersturmbannführer Westroff-Meyer beschließt, seiner neuen Sekretärin Erika näherzukommen ...

Der hohle Gang verzerrte den Schritt des Obersturmbannführers Westroff-Meyer zum grotesken Getrampel eines gestiefelten Elefanten. Sein Selbstbewußtsein holperte durch das Gelände. Erika, die blonde Sekretärin, wußte, daß er heute wiederkommen würde. Sie beugte sich erschrocken und trotzig über ihre Schreibmaschine. Das resolute Mädchen hatte den ganzen Tag schon Angst empfunden, Angst vor dem Chef, dessen Sekretärin sie sein mußte. Jetzt kamen die Schritte näher. Sie hämmerten im Rhythmus des Kampfliedes: Wir werden weitermarschieren, bis alles in Scherben fällt ... bis alles in Scherben fällt ... bis alles in Scherben fällt. Erikas Gedanken blieben wie eine Grammophonnadel an der gleichen Stelle stehen.

Er riß die Tür auf wie ein Herr über Leben und Tod. Sein Lächeln klebte so schräg im Gesicht wie das Band zum Kriegsverdienstkreuz auf dem Waffenrock, das wie eine blutige Narbe leuchtete.

»Na«, sagte er, »so fleißig noch am Abend?«

»Ich muß meine Rückstände aufarbeiten«, erwiederte Erika, ohne aufzusehen.

»Freut mich, daß Sie Ihre Pflicht so ernst nehmen ...«

Westroff-Meyer bot ihr eine Zigarette an und reichte ihr Feuer. Erika zog den Rauch ein.

»Gefällt es Ihnen bei uns?«

»Gefallen?« antwortete sie, »ich denke, ich bin hier, um zu arbeiten.«

Der Obersturmbannführer lachte jovial. Die erwartete Freizeitgestaltung des heutigen Abends zuckte in seinem Gesicht. Erika sah es, und wieder spürte sie das unangenehme Gefühl. Westroff-Meyer wand sich wie ein hilfloser Galan des Augenblicks.

»Ich bin sehr zufrieden«, entgegnete er, »aber immer kann man auch nicht arbeiten ... ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir uns ... ich meine ... auch einmal menschlich etwas näherkommen ...«

Erika nickte kraftlos.

Er nahm das Wachstuch und stülpte es über die Maschine.

»Schluß für heute!« schmetterte er fröhlich.

Dann holte er den Schnaps. Der Kognak gluckerte wie sein Lachen. Im Zittern seiner Hand schoß die Flüssigkeit über das Ziel hinaus. Ein paar Tropfen kullerten über den Schreibtisch wie Tränen, die zu dieser Behörde gehörten, wie der Nebel zum Sumpf.

»Mögen Sie?« fragte er. Er deutete auf das Glas.

»Warum nicht?«

»Also dann: Prost!«

Er stieß ruckartig mit Erika an. Ein Spritzer Kognak schwabkte über ihre Finger.

»Sie gefallen mir«, beteuerte der SS-Offizier mit lauernden Hechtaugen.

»Danke.«

»Ich hoffe, daß auch Sie ... äh ... mit mir nicht ganz unzufrieden sind ...«

»Eitel?«

»Nein«, versetzte er schnell, »für so was habe ich gar keine Zeit ... Sie wissen doch, daß ich rastlos nur ...«

Erika griff nach dem wiedergefüllten Glas.

»Für das Reich, den Führer und das Vaterland ...«, leierte sie herunter. »Prost!«

Noch immer war sein Wohlwollen größer als sein Mißtrauen, und seine Erwartung stärker als alles zusammen. Er schnalzte mit der Zunge. Seine Gedanken verfielen in Dauerlauf. Er schenkte seiner Sekretärin flink und behend nach, wie ein provinzieller Kavalier, dem das Animieren nicht schnell genug geht. Der Obersturmbannführer spürte instinkтив, daß er fehlende Sympathie durch Alkohol ergänzen mußte.

»Prost, Erika!«

»Prost, Obersturmbannführer!«

»Laß doch den Titel ... heute sind wir mal Mensch, nicht?«

»Gerne«, versetzte Erika ungerne.

»Kannst du eigentlich tanzen?«

»Ich weiß nicht, ob meine Beine nicht schon eingerostet sind ...«

»Probieren wir's aus ...«

»Aber ... wir haben doch Krieg«, erwiderte Erika zögernd.

»Quatsch«, sagte Westroff-Meyer brutal. »Ich habe da meine Spezialdiele«, grinste er dann wissend, »und da gibt es alles noch, was es nicht mehr gibt ...«

»Für die oberen Zehntausend wohl?«

Der Obersturmbannführer warf sich in die Brust, die die Uniform wie ein Korsett zusammenschnürte.

»Gehöre ich vielleicht nicht dazu?« prahlte er schnaubend.

Westroff-Meyer griff selbst nach dem Telefon und rief den Pförtner an, um seinen Wagen vorfahren zu lassen, dessen Räder heute nicht für den Sieg, sondern für das Vergnügen rollten. Der Fahrer hielt vor dem Seiteneingang eines Luxusrestaurants für Günstlinge und Würdenträger des Regimes, die für den Heldentod zu schade waren, den sie täglich predigten.

Der Oberkellner kam dienernd näher und deutete auf ein Separee.

»Sekt!« sagte Westroff-Meyer noch unterwegs.

Erika schämte sich einen Augenblick, daß sie neben ihm herlief. Aber sie wußte, daß sie keinen Schritt weitergehen würde.

»Staunst du, was?« bemerkte der Obersturmbannführer, als der Kellner den Champagner gebracht hatte. Er sagte abwechselnd »Du« oder »Sie« zu Erika, wie es ihm die Zunge gerade eingab. Erika mußte ihn ansehen. Der Ekel prickelte wie Kohlensäure. In einem kleinen Nebenraum wurde getanzt. Der Obersturmbannführer besorgte das in der Manier eines Holzfällers. Aber er tanzte gern und ausdauernd. Nach der zweiten Flasche fragte er grinsend:

»Wollen wir nicht Bruderschaft trinken?«

»Aber ... das geht doch nicht«, antwortete die Sekretärin ausweichend.

»Hier schon«, gönnte er, »und im Dienst sagen wir wieder

›Sie‹ zueinander, das ist doch klar ...«

Sein Arm streckte sich nach ihren Schultern aus.

Erika zuckte zusammen. Die plumpe Annäherung traf sie wie ein Peitschenhieb.

Dann versprachen seine fleischigen Lippen, was er aus seinen Raubzügen zu bieten hatte.

»Du hast mir gleich so gefallen«, sabberte er, »schon damals ... da, im Warthegau ...«

»Hab' ich aber nicht viel davon gemerkt«, erwiderte Erika, nur um etwas zu sagen.

Er lachte dumm.

»Na, weißt du ... meine Stellung zwingt mir schließlich Zurückhaltung auf ... ich kann doch nicht gleich ...«

»Ich denke, du kannst alles?« Sie war voll Ironie.

»Das schon ...«

»Was ist eigentlich aus den Mädchen von damals geworden?«

»Das siehst du doch jeden Tag ... unser Werk wächst ... die Größe unserer Zeit ...«

Sein Kopf kam ihrem Gesicht näher.

»Na ja«, brummte er, »macht ja nichts, wenn mal ein Blindgänger dabei ist ...«

Der Schnaps machte Erika nun doch vorwitzig und verwegen.

»Ich halte das alles für einen Unfug«, sagte sie.

»Was?« fragte er erstaunt.

»Na, diese Kuppelei ... diese ...«

»Aber hör mal!« versetzte er stupide.

»Und wie würdest du dich verhalten, wenn deine Tochter ... ein Führerkind wollte?«

»Hab' ja gar keine«, antwortete er schlau.

»Und wenn du eine hättest?«

»Hör mal ... sind wir hier, um Politik zu machen, oder um ...«

»Oder um?«

»Prost!« entgegnete er. Seine gute Laune schlug nicht um.

»Warst du nicht aus dem gleichen Lager wie diese ... Doris ... na, wie hieß sie denn gleich?«

»Steinbach?« erwiderte Erika. Sie war sofort hellwach, brachte es fertig zu lächeln.

»Ja, die ...«, sagte er gehässig, »die habe ich fertiggemacht ... richtig fertig!« Er griff nach dem Glas und trank auf seinen Sieg.

»Aber sie hat ihr Kind wieder ...«, entgegnete Erika.

»So ...«, antwortete Westroff-Meyer. Er rieb sich die Hände. Er lachte prustend, »sie hat ihr Kind wieder!« Er schenkte nach. »Du kennst mich schlecht ... du kennst mich ja ganz schlecht, Erika! Du meinst, da kommt so ein Fatzke von der Luftwaffe und legt den alten Westroff-Meyer rein! Denkste!«

Er rückte wieder näher. Diesmal spürte Erika seinen massiven Arm auf ihrer Schulter gar nicht.

»Wieso?« fragte sie.

»Hat sich beschwert, der Affe ... über mich ... daß ich nicht lache!«

»Und hat recht bekommen ...«, stichelte das blonde Mädchen.

»Hat ein Kind zurückbekommen ... stimmt«, antwortete der Obersturmbannführer. Er beugte sich nahe an ihr Ohr, hielt die hohle Hand vor.

»Und weißt du, was für eins?«

Erika schloß die Augen. Nichts anmerken lassen, dachte sie,

während sie ihr Herz an den Schläfen spürte.

»Einen Polacken hab' ich ihr gegeben ... verstehst du ... einen kleinen, stinkigen Polacken!« Er lachte.

Zunächst begriff Erika die Ungeheuerlichkeit nicht. Dann wurde sie ihr klar wie einem Verunglückten, der, aus der Ohnmacht erwachend, feststellt, daß ihn ein Lastauto überfahren hat.

»Und das richtige Kind?« fragte sie, fast ohne Stimme.

»Das ist in einem Heim von uns, das ist doch klar ... und der Steinbach hat keine Ahnung ... keine Ahnung!« spuckte er nach. Er nahm das Glas. »Prost!« sagte er.

Zuerst rückte sein Oberkörper näher, dann der Stuhl. Und dann okkupierte sein Arm das erschrockene, zitternde Mädchen ganz. Erika starnte in das Glas. Sie hatte plötzlich Kopfschmerzen, dazu Schwindel, Angst, Ekel, Entsetzen, Panik.

»Bist du schon blau?« fragte er.

»Nein.«

»Herr Ober, noch 'ne Flasche! ... Und dann ...«, setzte Westroff-Meyer flüsternd hinzu, »lassen wir uns noch eine Pulle einpacken und fahren zu mir.«

Erika hörte es nicht. Ihr Bewußtsein war erst wieder da, als die Luftschutzsirenen heulten ...

Sie nahmen dem Obersturmbannführer die Lust auf eine Fortsetzung seines vermeintlichen Abenteuers. Er suchte hastig den Keller auf.

Noch nie war dem blonden, blassen Mädchen der entnervende Nachtgesang dieser Zeit so schön vorgekommen.

16. KAPITEL

Diesmal wird das Glück des Fliegerhauptmanns Steinbach und seiner jungen Frau Doris prolongiert. Vom Heimatlazarett. Kurz bevor Klaus an die Front zurück soll, stellt er sich zur Nachuntersuchung. Der Chef, ein alter Zivilarzt, dem der Krieg die Uniform anzog, die der Oberstabsarzt jetzt trägt wie einen schlechtsitzenden Anzug von der Stange, schüttelt den Kopf. »Nicht viel los mit Ihrem Arm«, sagt Dr. Jäger.

Klaus betrachtet ihn fragend. »Bringen wir schon weg ... gefällt mir noch nicht ... muß nachbehandelt werden ... Elektromassage ...«

Klaus nickt.

»So können Sie auf keinen Fall fliegen ... zieht es Sie denn so schnell wieder hinaus?«

»Nein«, erwidert der Fliegeroffizier ehrlich.

»Na also«, antwortet Dr. Jäger, »Sie müssen weiterhin ambulant behandelt werden ... und das können wir hier genauso wie in jedem anderen Lazarett ... ich werde Sie anfordern.«

»Vielen Dank, Herr Oberstabsarzt.«

Dr. Jäger ist schon beim nächsten Patienten. Dann dreht er sich noch einmal um und ruft Klaus halblaut nach:

»Grüßen Sie Ihren Vater!«

Erst auf der Straße erfaßt Klaus den Zusammenhang: der Vater, Dr. Jäger, der Arm, der Urlaub, Doris, das Kind ... Er holt beschwingt aus. Menschen gibt es also auch noch, denkt er, frei von Bitternis. Er hat das Kind, er hat Doris. Der Krieg gewährt ihm eine Schnaufpause in einem Paradies einer Zweizimmer-Wohnung.

Wenn das Kind schreit, löst sich Doris aus seinen Armen, und er sieht ihr lächelnd nach. Und der kleine Klaus wächst

und stemmt sich mit schmächtigen Armen in sein Leben. Er zappelt kräftig in den Kissen. Mit einigen Wochen ist er schon ein recht vitaler Bursche; und Klaus und Doris streiten sich, wo er es herhat. Doris, denkt Klaus, während er stürmisch auf die Klingel drückt ...

»Stell dir vor«, ruft er, »ich war beim Arzt ... ich darf hierbleiben!«

»Ja?«

»Ist doch schön auf der Welt!« Er betrachtet Doris, die ein wenig traurig wirkt.

»Hast du was?« fragt er betroffen.

»Nein ... nichts ...« Sie legt den Finger an den Mund. »Pst ... der Kleine ist gerade eingeschlafen ...«

Es dauert noch eine Weile, bis Doris zögernd beginnt.

»Klaus ... du weißt doch, daß ich eine sehr schwere Entbindung hatte.«

»Und?« fragt Klaus.

»Ich ... ich war heute auch beim Arzt.«

»Beim Arzt?«

»Ja ... ich muß dir etwas sagen ...« Ihr Gesicht wird einen Augenblick vom Ernst überzogen, daß Klaus erschrickt.

»Was ist denn?« fragt er mit klammer Zunge.

»Klaus ... wir werden kein Kind mehr haben ... verstehst du ... der Arzt meint ...«

Die junge Frau nickt.

»Ja ... wir haben eins ...«, wiederholt sie, »und wir müssen ganz fest auf den Jungen aufpassen ... Es wird unser einziger sein ... Bist du nun enttäuscht?«

»Aber Doris«, Klaus lächelt sich frei, »glaubst du, ich will einen ganzen Kindergarten aufmachen?«

»Dann ist ja alles gut«, entgegnet die junge Frau.

»Dummkopf«, sagt Klaus zärtlich.

Die ambulante Behandlung dauert noch acht Wochen. In der Zwischenzeit wird die Einheit des jungen Offiziers auf andere Geschwader verteilt. Je hoffnungsloser die Luftlage wird, desto mehr gruppieren die Luftwaffe um. Der Bomberkrieg erfindet eine neue Waffengattung: die Nachtjägerei. Zweimotorige Maschinen, deren Einsatzhäfen in Deutschland liegen. Sie starten nachts, von Scheinwerfern geleitet, von Alarmnachrichten gelenkt, in hoffnungsloser Minderzahl, die zur Regel wird.

Klaus zögert nicht, als man ihn fragt, ob er bereit sei, sich zur Verfügung zu stellen. Nach ein paar Wochen Ausbildung stationiert man ihn in der Nähe der Reichshauptstadt. Von nun an findet für den jungen Offizier der Krieg in der Heimat statt. Jeweils abends ab 22 Uhr.

»Klaus ...«, sagt Doris beim Abschied, »ich komme mit ... nach Berlin ...«

»Aber das ist doch zu gefährlich ... und das Kind ...«

»Aber die anderen Frauen deiner Staffel sind doch auch bei ihren Männern.«

Klaus schüttelt den Kopf. Aber dann bittet er sich selbst ein paar Wochen ab.

So übersiedeln sie alle drei nach Berlin. Aber Klaus ist entschlossen, Doris und das Kind bald nach Oberbayern zu evakuieren.

Zum erstenmal in ihrem Leben war Erika in einer Situation, aus der sie keinen Ausweg wußte. Im ersten Impuls wollte sie zu Doris fahren und den ungeheuerlichen Betrug aufdecken. Dann dachte sie nach. Westroff-Meyer assistierte ihr dabei am nächsten Morgen, ohne es zu wollen.

Er schielte sie von unten an. Seine Miene war tückisch. An die Annäherungsversuche der vergangenen Nacht erinnerten

nur noch die zerknitterten Züge des eingefressenen Katzenjammers.

Aber der Obersturmbannführer hatte längst gelernt, peinliche Blößen zu ignorieren.

»Übrigens«, sagte er beiläufig, »unser gestriges Gespräch war natürlich vertraulich.«

»Weiß ich, Obersturmbannführer«, entgegnete das Mädchen sarkastisch.

Er betrachtete sie böse.

»Sie wissen ja, was darauf steht, wenn man Dienstgeheimnisse fahrlässig verletzt? ... Na ja«, schränkte er, eine Nuance freundlicher, seine Drohung ein, »ich hätte es Ihnen ja gar nicht erzählen sollen.«

Erika nickte.

»Im übrigen war es sehr nett ...« Seine Handbewegung entließ die Sekretärin.

Ich kann es ihr ja gar nicht sagen, überlegte Erika, die Tür ist zugeschlagen. Selbst wenn Doris um die Vertauschung ihres Kindes wüßte, könnte sie nichts unternehmen. Mut und Verstand kämpften, ohne sich einander zu nähern. Wie die Entscheidung auch ausfiel, ob Erika Doris verständigte oder nicht: Entweder handelte sie mutig und unklug, oder vernünftig und feige.

Hundertmal wägte sie die Gründe ab. Aber es gab keine Lösung. Und sooft es Erika feststellte, warf sie sich vor: Hinter dir steht nur die eigene Angst. Sie wuchs und wucherte wie ein Schlinggewächs. So war auch Erika in die Umklammerung des Schicksals geraten und kam nicht mehr los. Es bürdete der Sekretärin eine Verantwortung auf, die sie nicht wollte. Sie hatte kein eigenes Kind. Aber sie hielt das Schicksal eines fremden in der Hand.

Der Brief, den sie in der Hand hielt, wies den Weg. Eine

unbekannte Mutter aus dem Osten, deren Kind nach Deutschland verschleppt worden war, hatte ihn geschrieben; er war anonym wie das Leid der Zeit.

»Solange ich noch glauben konnte«, schrieb die Verzweifelte, »daß mein Kind umgekommen ist, war mein Schmerz groß. Aber in allem, was endgültig ist, steckt ein Stück Trost. Jetzt hat man mir auch diesen Frieden genommen. Nun sind Qual und Trauer andauernd, täglich und endlos ...«

Erika wurde ganz still, als sie den Brief gelesen hatte. Sie begriff, daß sie sich keinem Zynismus hingab, wenn sie Doris in ihrem Irrtum glücklich ließ. Aber sie wollte nicht selbst darüber entscheiden. Es gab einen Menschen auf der Welt, an den sie den Entschluß abtreten mußte: Klaus Steinbach. Das Risiko, das Erika dabei selbst einging, schien ihr, gemessen an der einfachen, menschlichen Pflicht, gering.

Unter der Hand forschte sie nach dem Fliegerhauptmann. Sie erhielt seine Adresse. Sie war erschrocken und erleichtert zugleich, als sie erfuhr, daß der Offizier inzwischen zu einem Nachtjagdgeschwader versetzt worden und auf einem Fliegerhorst in der Nähe Berlins stationiert war. Erika hatte nicht geahnt, daß sie ihre Bürde mit dem Vorortszug abliefern konnte.

Sie verzögerte die Begegnung. Und dann suchte sie sie ruckartig, damit sie nicht mehr umkehren konnte. Von der Endstation aus brachte sie ein Omnibus zur Kommandantur. Als sie der Wache den Namen Steinbachs nannte, zuckte sie zusammen.

Sie mußte nur drei Minuten warten, dann kam ihr der lange Hauptmann unbekümmert pfeifend entgegen.

»Ach, Sie sind da«, rief er schon von weitem, »das ist aber eine Überraschung! Wo kommen Sie denn her? Wie geht's denn? Doris wohnt auch in Berlin inzwischen. Aber nun erzählen Sie doch ...«

Das blonde Mädchen schluckte.

»So ...«, wiederholte Erika schleppend, »Doris ist auch in Berlin ...«

»Ja ... wie haben Sie mich denn gefunden? ... Wo brennt's?« Er hängte sich bei ihr ein und zog sie von den neugierig gaffenden Posten weg. »Wo stecken Sie?«

»In Berlin.«

»Was treiben Sie da?«

»Ach ... viel Arbeit ...«, erwiderte Erika ausweichend.

»Wo denn?«

»Büro.«

»Trinken wir einen Kaffee miteinander?« fragte er schnell.

»Gerne«, versetzte Erika mechanisch.

In der ersten Viertelstunde kam sie über spröde Silben nicht hinaus.

»Sie müssen das Kind sehen ...«, Klaus lächelte.

Mein Gott, dachte Erika, so schlimm ist das? Einen Moment lang nahm sie sich vor, den Weg der Vernunft zu gehen, deren Komplize die Feigheit war. Sie griff nach ihrer Puderdose und merkte, wie ihre Hand zitterte. Der flimmernde Spiegel warf angstvolle, unnatürlich große Augen zurück.

»Was haben Sie denn?« fragte Klaus, »Sorgen?«

Erika nickte. Sie sah sich um. Am Nebentisch saßen ein paar Soldaten und reckten die Hälse.

»Klaus ...«, begann sie und nannte den Hauptmann unwillkürlich beim Vornamen. »Es geht nicht um mich ... um Sie ... um Doris ...« Jetzt bettelten ihre Augen.

Seine Hand schob die Tasse weg. Sein Gesicht spannte sich. Er nickte.

»Ich wurde dienstverpflichtet ... zuerst Lebensborn ... dann Reichssicherheitshauptamt ...« Erika sprang ins Wasser. »Ich

bin die Sekretärin von Westroff-Meyer«, sagte sie hart.

»Ach so ...«, entgegnete Klaus leise. Ein Schatten lief über sein Gesicht.

»Ja ... ich, ich kann nichts dafür ...«

»Aber nun sagen Sie schon, was Sie auf dem Herzen haben ...«, antwortete Klaus mit einem matten Versuch, burschikos zu sein.

»O Gott«, erwiederte Erika leise. Ihr Kopf sank nach unten. Aber sie nahm sich zusammen. Unheimlich. Sie sah in das bestürzte Gesicht von Klaus. Ihre Gedanken wollten ausbrechen, aber ihr Mund behielt Charakter. Der Damm brach. Der Strom floß. Und das junge Mädchen sprach in Wirbeln, Wellen, Wasserstürzen.

»Sie müssen es wissen ... aber Sie dürfen den Kopf nicht verlieren ... sonst gibt es ein entsetzliches Unglück ... Sie müssen auch an Doris denken ... und an sich selbst ... jetzt können Sie gar nichts machen ... nach dem Krieg vielleicht ... wenigstens, wenn er verloren wird ...«

Bei diesem Stichwort wurde sie ruhig. Und nun sprach sie, logisch, gelassen. Ein paarmal sah sie sich um. Verschwommen kam sie sich irgendwie vor wie ein Landesverräter, der dem feindlichen Agenten Nachrichten zusteckt. So weit hatte es die Bewegung gebracht: daß man Menschlichkeit als Verrat empfinden konnte!

»Das Kind ... das man Ihnen gab ...«, fuhr Erika fort, »ist nicht ... Ihr Kind ...«

Klaus saß kerzengerade, winkelte leicht die Arme ab. Er kaute auf Worten, auf Fragen, auf irren, sich jagenden Gedanken, die sich weder im Kopf noch auf der Zunge ordnen ließen.

Und Erika sprach weiter. Auch Ewigkeiten mußten ausgefüllt werden, und wenn nur damit, daß das Gesicht eines

Mannes langsam verfiel. Er sagte kein Wort. Er nickte, langsam, ergeben, in sich hinein, als wollte er nur feststellen, wie ausweglos dieses Leben ist.

»Doris darf nichts wissen«, sagte Erika, »sie soll nichts erfahren ... ich ... ich weiß, wo Ihr Kind ist ... ich laß es nicht aus den Augen ... ich werde es verfolgen ... ich ... verstehen Sie, Klaus ...« Sie sah auf. Sie starnte in eine Maske ohne Ausdruck.

»Und ... ich sage es Ihnen immer ... alles ... aber Sie dürfen nichts unternehmen ... es hätte keinen Sinn ... Sie dürfen es ja nicht einmal wissen ...«

»Ja«, sagte Klaus nach einer endlosen Pause.

Er kam langsam zu sich, wie ein Gestürzter, der im Abgrund wieder die ersten Schritte riskiert.

Er stand auf, begleitete das Mädchen bis zur Omnibushaltestelle. Er wollte sich bedanken. Er konnte es nicht. Ihre Mundwinkel zuckten. Erika wollte tapfer bleiben. Sie umkrallte ihre Handtasche.

Als sie längst im Bus war, spürte sie noch seine Hand, die ihr leicht über den Kopf fuhr, und hörte sie seine Worte:

»Nicht weinen, Erika«, sagte er immer wieder, »nicht weinen ...«

Auf einmal empfindet Klaus Steinbach fürchterliche Angst. Vor dem Wiedersehen mit Doris. Er hat heute frei, könnte nach Hause. Aber er wagt es nicht. Er liegt auf seinem Feldbett und starrt an die Decke. Dann geht er ins Kasino und stiert auf den Boden. So wird es morgen sein und übermorgen. Klaus vergräbt sich auf dem Flugplatz.

Endlich telefoniert er mit Doris. Der Hörer wiegt wie Blei in der Hand.

»Nein«, sagt er heiser, »ich muß hierbleiben ... wir haben Sitzbereitschaft.«

Die Lüge ist besser als die Wahrheit. Alles ist besser. Daran muß sich Klaus erst gewöhnen. Im Großen wie im Kleinen. Er fürchtet, bei Doris nicht durchhalten zu können. Er hat Angst davor, sein Kind wiederzusehen. Sein Kind?

Er lacht bitter. Im nächsten Moment schämt er sich. Dieses Kind kann nichts dafür. Und Klaus schwört, es großzuziehen wie sein eigenes. Es soll nichts merken. Es wird nichts erfahren. Niemand braucht etwas zu wissen.

Dann verspinnt sich Angst zu Träumen. Klaus sieht den Tag vor sich, an dem er dem Entführer seinen eigenen Sohn entreißen wird. Die beiden Kinder sollen gemeinsam aufwachsen, wie Geschwister.

Wann?

Klaus kann sich nicht länger vor Doris verstecken. Der kurze Weg zu ihr ist ein paar Stunden weit. Sie ist zu Hause.

»Ich hatte so Angst«, sagt sie.

Er streichelt ihre Haare. Sie sieht ihm in die Augen.

»Es ist viel schlimmer, daß du hier bist«, klagt die junge Frau, »bei jedem Fliegeralarm werde ich verrückt vor Angst.«

»Aber Doris«, erwidert Klaus, »wir fliegen ja noch gar keine Einsätze ... ich schule doch erst noch auf der neuen Maschine.«
»Wie lange noch?«

»Doris«, sagt er dann, »du weißt, daß du wegmußt ... nach Oberbayern oder Tirol ... sonst müßte ich dich mit Gewalt wegschaffen lassen ...« Seine Drohung klingt gequält.

Doris zieht ihn mit sich. Ins Kinderzimmer. Der Augenblick, den Klaus hundertmal in Gedanken erlebte, ist da. Er steht vor der Wiege wie ein Fremder. Er will es verbergen und wird nur noch linkischer.

»Sieh mal«, lächelt Doris glücklich, »jetzt greift er schon ganz richtig.«

Die kleinen Arme fuchteln in der Luft. Die winzigen Hände

krallen sich in eine Zelluloidrassel.

»Ja«, antwortet Klaus mechanisch. Er tritt an das Fenster, sieht mit leerem, hohlem Blick auf die Straße.

Doris beugt sich über das Kind, hebt die Rassel. »Sieh doch mal«, bittet sie. Klaus dreht sich nicht um. »Wenn er lacht, hat er deinen Mund ...«

Endlich geht Klaus vom Fenster weg. Er starrt auf das Bettchen. Doris betrachtet ihn lächelnd. »Findest du nicht?« »Was?«

»Daß er deinen Mund hat?« »Vielleicht«, versetzt er zerstreut.

Langsam richtet sich Doris aus ihrer Hockstellung auf. Sie schaut ihn prüfend an.

»Ist etwas los, Klaus?« fragt sie.

»Nein.« Das Wort schwebt kraftlos in der Luft. Lügen muß Klaus noch lernen.

»Du bist ein unbegabter Vater«, sagt Doris schmollend. »Ich ... ich möchte etwas trinken«, erwiderte er mit gesenktem Kopf, »haben wir einen Kognak ... oder so etwas?«

Er ist fertig mit den Nerven, denkt Doris, während sie in seinem Gesicht forscht. Aber es entgleitet ihr wie eine Erinnerung, die sich in plötzliches Vergessen senkt. So kann die junge Frau nichts entziffern. Klaus wendet sich hastig ab.

»Nicht böse sein«, entgegnet Doris, »ich weiß ja, daß du ganz andere Dinge im Kopf hast ... aber Mütter sind nun mal so ...« Sie geht auf ihn zu und legt ihren Arm auf seine Schulter. »Ich möchte doch nur, daß du an deinem Jungen Freude hast ...«

»Die habe ich doch«, entgegnet er heftig. Er preßt seine Hände gegen die Schläfen. »Glaub mir doch ...«, setzt er gequält hinzu.

Er geht zur Vitrine und holt den Schnaps. Er schenkt sich ein

und kippt ihn hinunter. Doris bemerkt, wie seine Hand zittert. Ihr Blick streift sein Gesicht und findet es fremd und alt.

Da erschrickt die junge Frau und weiß nicht warum ...

Die Maschine donnert durch die Nacht. Die Augen des Hauptmanns Steinbach hängen an den Instrumenten. Die Ohren seines Funkers kleben an den Kopfhörern. Durch die Kanzel der Ju 288 geistert fahles, grünlich-blaues Licht. Die Männer jagen durch die Nacht wie durch einen Tunnel. Er hat nur einen Ausgang: den Feind. Das sind heute, um 22 Uhr 35, zwei alliierte Bombengeschwader mit Kurs Berlin. Für die deutschen Nachtjäger wird das Kommando am Himmel zum Himmelfahrtskommando.

Klaus hat schmale Lippen. Seine Gedanken sind in Bayern, wohin Doris und das fremde Kind, das das eigene zu sein hat, evakuiert wurden. Seitdem ist Klaus wie erlöst. Erstens weiß er seine junge Frau außerhalb der Gefahrenzone des Luftkrieges, und dann endete eine Zeit, in der zwangsläufig jede Begegnung befangen, jede Geste verkrampt und jedes Wort verlogen waren.

Der Funker dreht gleichmütig an den Skalen. Plötzlich zieht er die Schultern hoch, kriecht fast in seine Instrumente hinein. Das Bordspreechgerät rauscht.

»Jetzt sind's schon drei!« ruft der Funker. »Was ... drei?« fragt Klaus mechanisch.

»Noch ein dritter Verband ist eingeflogen ... im Süden ... geht uns nichts an«, brummt der Oberfeldwebel.

Nein, denkt Klaus, der hundertfache Tod geht uns nichts an. Im Gedanken an Doris umkrampft er das Höhensteuer. Der Ruck überträgt sich auf die Maschine. Sie macht einen Satz.

In der nächsten Sekunde jagt ein schwarzer Schatten unter ihnen durch die stockdunkle Nacht.

»Hast du das gesehen?« brüllt der Oberfeldwebel entsetzt.

Klaus nickt. Um ein Haar hätte es einen Zusammenstoß gegeben. Und weiter zieht die Maschine. Die vier Soldaten der Besatzung sind Automaten in einem Automaten, mit zweckgebundenen Bewegungen, mit zweckbestimmtem Auftrag. Die Funktion: Druck auf die Knöpfe. Die Kanonen schießen automatisch. Das Töten vollzieht sich von selbst. Wie das Getötetwerden.

Die Funkspprechgeräte quietschen und pfeifen. An diesem dünnen Stakkato tastet sich die Maschine Steinbachs an den Feind. Von Planquadrat zu Planquadrat. Von Minute zu Minute. Am Himmel, der zur Hölle wird.

Dabei ist Klaus weggetreten. Mit dem Kopf. Er sieht sich wieder in dem Büro mit der hohen Decke, dem Notar gegenüber, den ihm der Vater empfahl. Der Mann hörte ihm schweigend zu. Sein Gesicht war gequält. Seine Augen wurden müde und sein Mut mürbe, als er das Schriftstück aufsetzte:

»Nach meinem Tode zu öffnen«, stand darauf.

Dann erst soll Doris erfahren, daß ihr der Obersturmbannführer Westroff-Meyer das eigene Kind genommen hat.

Nach der Unterzeichnung des Dokuments standen sich Klaus und der Notar ein paar Minuten schweigend, wie unschlüssig gegenüber.

»Und dafür müssen Sie noch kämpfen«, sagte der Beamte schließlich, »ich kann mir vorstellen, wie Ihnen zumute ist.«

»Geht schon«, antwortete Klaus.

Der Notar atmete schwer.

»Diese Bande! ... diese gottverfluchte Bande!« stöhnte er. Sein Gesicht zuckte. »Ich war im Ersten Weltkrieg vier Jahre an der Front ... ich bin ein harter, alter Mann ... ich hab in meinem ganzen Leben noch nie geweint ...«, quetschte er hervor, während er den Kopf leicht abwandte, damit der

Offizier seine nassen Augen nicht sehen konnte.

Klaus starrte ihm auf den Rockaufschlag. Unbewußt irritierte ihn etwas. Erst als er verloren und zerstreut über die Straße ging, wußte er, daß es das Parteiaabzeichen war, das der Notar trug.

»Achtung!« dröhnt plötzlich die Stimme des Leitoffiziers von der Bodenstelle, »jetzt sind Sie dran!«

Klaus schrekt hoch. Die Mattglasscheibe des Funkmeßgeräts leuchtet auf. Milchig. Grießig. Flimmernd. Jetzt heißt es, selbst in diesem trüben Brei fischen. Die Bodenstelle schaltet ab. Die Spannung zittert mit dem bläulichen Licht. Klaus beugt den Kopf nach vorne, starrt durch das Kanzelglas in die Nacht, aus der der Schatten eines Bomberverbands auftauchen muß. Die Abgasflammen. Die Mündungsblitze.

Die Luft ist stickig, Öldunst legt sich auf die Lungen. Der Oberfeldwebel hustet. Das Geräusch bellt hart und reißend. Nichts. Drei Minuten, fünf. Die Stille ist lauter als das Dröhnen der Maschine.

Da zuckt ein Blitz durch die Kanzel, frißt sich fest, bleibt gleißend stehen. Klaus schließt die Augen. Der stechende Schmerz auf der Iris macht ihm klar, daß er in einen Scheinwerferstrahl geriet. Explosionswellen jagen an der Maschine vorbei.

»Sauladen!« schimpfte der Oberfeldwebel. Die Angst hantelt sich an einem Fluch über den Abgrund.

Die eigene Flak knallt. Der Tod spuckt Splitter aus dem brennenden Maul. Klaus stellt die Maschine auf den Kopf, trudelt, fängt ab, Sturzflug. Steilkurve ... Der Scheinwerferstrahl tastet suchend hinterher. Vergeblich. Klaus sucht das Planquadrat ab, geht auf Ostkurs. Da müssen sie sein, überlegt er.

»Wir können doch hier warten«, sagt der Oberfeldwebel.

»Wieso?«

»Bis sie zurückkommen ...«

Klaus schüttelt den Kopf.

»Herr Hauptmann«, ruft der Portepeeträger, »wenn sie ihren Dreck abgeschnitten haben, sind sie gemolken – das ist doch ne Lebensversicherung ... sonst fliegen uns die Klamotten um die Ohren, wenn sie beim Abschuß explodieren ...«

Gemolken, denkt Klaus bitter. Man lernt nicht aus. Und wenn sie gemolken sind, mußten wieder ein paar hundert Menschen sterben, da unten, auf der gequälten Erde.

Dann stößt die Ju auf den ersten Verband. Vor dem zuckenden, feurigen Hintergrund Berlins. Der Fahrtwind heult in den Flächen. Die Maschine vibriert. Klaus duckt sich nach unten, setzt hinter den Verband. Dann zieht er hoch, genau in den Pulk hinein, der jetzt über ihm orgelt.

»Leck mich am Arsch!« schreit der Oberfeldwebel, um sich Luft zu machen.

In der nächsten Sekunde rasseln die Kanonen. Klaus sieht den Umriß der riesigen Schwinge. Die »Lancaster« hält Kurs, als ob sie von einem Draht gezogen würde. Die Ketten der Granaten fahren wie verlöschende Funken in ihren schwarzen Bauch.

Abdrehen, stöhnt der Oberfeldwebel in Gedanken. Ein Wahnsinniger sitzt am Knüppel. Herrgott, muß ich denn immer dabeisein, wenn ein Narr fliegt!

Ein riesiger Blitz fährt aus dem krepienden Bomber. Die eigene Last zerfetzt ihn zu silbrigen Aluminiumfetzen. Der Blitz wird zur Kugel, die wächst und wächst.

Klaus fühlt das Reißen der Gurte. Dann eine große, taumelnde Leere. Es ist ganz still. Wie tief unter Wasser. Der Druck auf den Ohren. Du mußt abfangen ... abfangen, meldet sich der Roboter in ihm.

Es gelingt. Der Automat funktioniert. Irgendwo, ein paar hundert Meter vor dem krachenden Ende, richtet sich die Maschine wieder auf, die von der Bombenexplosion wie ein welkes Blatt verweht wurde.

Der Funker sammelt seine Apparate ein. Die Nacht zischt und rattert, sendet Notschreie und Befehle. Der Tod ist allgegenwärtig. Und nur die Führer haben einen sicheren Bunker.

Hauptmann Steinbach ist auf neuem Kurs. Berlin darf er nicht überfliegen. Sperrzone für die Flak. Der Todesreigen tanzt nach Norden.

»Neustrelitz«, meldet der Funker.

Der Name rollt Klaus wie ein Stein über den Magen. Neustrelitz, denkt er, das Heim, das Kind, das richtige, nur ein paar Kilometer ...

Über die Skala des Funkmeßgeräts schwimmt ein schwacher Schatten.

»Wir haben einen!« brüllt der Oberfeldwebel. Der Umriß wird fest. Der Nachtjäger holt die Feindmaschine langsam ein. Klaus starrt auf das Radarbild. Seine nassen Hände tasten nach dem Kanonenknopf.

»Wir haben Glück!« lacht der Funker, »das ist ein Lahmer! Der hinkt hinter dem Pulk her!«

Das Kind, denkt Klaus, da unten, irgendwo. Und er stellt sich vor, wie die viermotorige Maschine auf das Heim stürzt. Unsinn, weist er sich zurecht.

Der Schatten wird ein dunkler Knoten. Der Oberfeldwebel rutscht weit nach vorne, sichert in die Nacht hinaus. Die Hände von Klaus zucken fahrig über das Höhensteuer. Nein, denkt er, nein! Gegen die plötzliche, panische Angst gibt es kein Argument der Vernunft.

Klaus lässt die milchige Scheibe verschwimmen. Oder ist er

schon so nahe, daß der Punkt sich wieder auflöst? Der junge Offizier kann nichts mehr unterscheiden; nicht den Mut von der Feigheit, nicht die Angst von der Vernunft. »Da ist er!« schreit der Oberfeldwebel.

Klaus sitzt wie gelähmt. Ein Bergsteiger, den der Schwindel kurz vor dem Gipfel überwältigt. Mein Kind, denkt er. Seine Hände werden klamm.

»Schießen, Herr Hauptmann!« schreit der Funker. »Sie müssen schießen!«

Der Schweiß rinnt Klaus in den Kragen. Wenn die Maschine bloß im Garten detoniert, überlegt er fahrig. »Schießen!«

Die Auspuffflammen des lahmen englischen Bombers tanzen in der Luft wie Irrlichter über dem Moor. Vorbei. Schwimmen zur Seite. Werden von der Nacht verschluckt.

Klaus dreht mit einer sanften Steilkurve ab. So leicht, als streichle er seinem Sohn über den Kopf.

»Warum denn das?« fragt der Oberfeldwebel mit offenem Mund.

Eine halbe Stunde später landet die Maschine auf dem E-Hafen. Klaus geht mit gesenktem Kopf an seiner Besatzung vorbei. Die Männer sehen ihm nach.

»Hasardeur«, murmelt der Funker, der an den ersten Luftkampf denkt.

»Feigling!« zischt der Portepeeträger, der den lahmen, britischen Vogel vor Augen hat.

»Scheiße!« sagt der Mechaniker, während er mit den Fingern die Löcher an der Bordwand abtastet, die Flak und Bombensplitter gerissen haben.

Auf der langgestreckten Balkonterrasse stehen die Betten. Durch ihre Stäbe sehen sie aus wie kleine Käfige. In jedem Käfig liegt ein Kind. Eigentum des Reiches, geplant von der Wiege bis zum Massengrab. Das Heim liegt im südlichen

Mecklenburg. Es ist tadellos geführt. Funktionäre á la Westroff-Meyer haben festgelegt, wie viele Vitamine die Kleinen erhalten und ab wann ihnen die Kernsprüche des Systems einzuhämmern sind. Der Grießbrei ist mit Ovomaltine gewürzt, und selbst die Zimmer der Kleinkinder sind schon mit Spruchbändern geschmückt.

›Hart wie Kruppstahl, zäh wie Leder!‹

Der Säugling nimmt diese Forderung nachdenklich am Daumen lutschend in sich auf.

›Flink wie Windhunde‹, heißt es auf der anderen Seite, als ob die Einjährige unter dieser Parole laufen lernen sollten.

Säuglingsschwestern stehen zur Verfügung. Die Ammen sind erste Wahl. Das Heim selbst wirkt großzügig und blitzsauber. Alles ist vorhanden.

Nur die Liebe fehlt ...

Der Staat ist der eiskalte Vater der Kinder und die Bewegung ihre Rabenmutter. An ihrem Laufstall sollen die Kinder entlanggehen von den Windeln bis zur SS-Uniform. Noch merken sie nicht, was ihnen fehlt. Auch nicht der unter anderem Nachnamen registrierte kleine Klaus Steinbach, von dem seine Mutter nichts weiß.

Für heute ist eine Besichtigung angesagt: Besucher, die vielleicht ein Kind adoptieren werden, begleitet von einer Sekretärin aus der Berliner Zentrale. Es ist Erika. Sie hat sich den Auftrag über SS-Obersturmbannführer Westroff-Meyer verschafft, weil sie einem Vater Gelegenheit geben will, sein Kind zu sehen, das er nicht kennen darf.

Klaus Steinbach sitzt wie benommen im Wagen. Seit die Erika resolut bei ihm war und fragte: »Wollen Sie Ihr Kind sehen?« konnte er keinen anderen Gedanken mehr fassen.

»Klaus ...«, sagt das Mädchen, »vielleicht ist es ganz falsch, was ich mache ... nehmen Sie sich zusammen ... Westroff-

Meyer darf es niemals erfahren, daß ich Sie mitgenommen habe.«

Der Hauptmann nickt. Der Wagen hat sein Ziel erreicht. Der Fahrer bremst auf dem Kiesplatz. Die Heimleiterin, die schon am Eingang lauerte, kommt eilig näher. Sie grüßt mit ausgestrecktem Arm. Ihre Haartracht ist so germanisch wie die silberne Runen-Brosche auf der flachen Brust.

Sie betreten die Halle des Kinderheims, folgen der Vorsteherin durch die Kinderzimmer, über die Terrassen, durch die Küche, in den ersten Stock, in den zweiten. Sie weist das Spielzeug vor, die sauber geordneten Waschlappen in den Waschräumen, die Spinde, die leeren Betten, an denen Zettel hängen:

›Siegfried ... Kunigunde ... Freya ... Hadubrand ... Etzel ... Dietbert ... Sieglinde ...‹

Die Namen kommen aus dem braunen Taufbecken. Dann geht es in die Schlafzimmer der Jüngsten. Klaus muß sich mit Gewalt zusammennehmen. Die Erregung schnürt ihm den Atem ab. Erika sieht seine Verwirrung und drückt schnell seinen Arm. Er nickt ihr zu. Seine Miene lächelt, ohne daß er es merkt.

Eine Tür wird aufgestoßen. Im nächsten Moment steht Hauptmann Steinbach vor seinem Kind. Zwei kleine Fäuste klammern sich um ein weißes Laken. Er sieht die blonden Strähnen. Der Schöpf ist noch viel dichter geworden. Klaus fragt nicht, zögert nicht. Er blickt in das kleine Gesicht, und er weiß, daß das sein Junge ist. Vielleicht erkennt er ihn unter dem geheimnisvollen Signalement des Blutes.

Er bewegt wortlos die Lippen. Seine Augen gleiten ab. Erika fängt diesen furchtbaren Blick auf, den sie nie vergessen wird. Es sind die hilflosen, erbarmungswürdigen Augen eines Menschen, der seine Peiniger um Hilfe bittet.

Das junge Mädchen begreift, was in diesen Sekunden

geschieht. Sie möchte die Hände des Offiziers nehmen, ihm zusprechen. Sie kann es nicht. Die Vorsteherin darf nicht argwöhnisch werden. Auf einmal quält sich Erika selbst mit Vorwürfen. Sie hätte voraussehen müssen, welche Tortur sie Klaus zumutet.

Die Heimleiterin tritt an das Bett.

»Na, Klaus ...«, sagt sie, deren Kinderliebe durch ein amtliches Diplom bescheinigt ist, »zeig doch mal, wie hübsch du bist.«

Sie zieht das Kind in die Höhe, nimmt es auf den Arm.

»Wir können schon sitzen«, beteuert die Vorsteherin, »und bald können wir auch stehen.«

»Klaus heißt er?« fragt der Hauptmann mit einer Stimme, die er noch niemals hörte. Dann geht er langsam auf sein Kind zu.

»Ein ganz besonders schöner Klaus«, albert die Heimleiterin.

Das Gesicht des Offiziers wird kantig. Er muß die Hand, durch die ein Strom zuckt, ins Koppel hängen. Er muß die andere Faust ballen.

»Bitte ...«, sagt Erika ganz leise.

Klaus sieht in ihre klaren Augen, schüttelt langsam den Kopf, wie um einen Druck loszuwerden.

Und dann sieht er seinen Sohn lächeln. Die Arme des Kindes tasten mit seltsamen Griffen nach vorne. Der Hauptmann schwankt leicht. Er muß die Zehen in den Stiefeln zusammenkrampfen.

»Ja, sag doch dem Onkel guten Tag«, girrt die Vorsteherin.

Erika tritt einen Schritt zurück. Sie kann das Schauspiel nicht mehr aushalten.

Das Kind tastet lächelnd nach seinem Vater.

»Das ist wohl der Orden, den er sieht«, erklärt die Heimleiterin, »das Ritterkreuz ...«

»So ...?« fragt Klaus gedehnt.

In diesem Moment steht er mit hängenden Armen vor seinem Kind, möchte es an sich reißen, pressen, drücken, möchte ...

Ganz langsam greift er sich an den Hals, stülpt den Kragen hoch, knöpft den Verschluß des Ordensbandes auf. Dann hält er das glitzernde Kreuz in der Hand, streckt es dem Kinde entgegen. Der Kleine strahlt über das pausbäckige Gesicht, patscht aufgeregt nach dem blitzenden Metall.

»Wenn es ihm gefällt ...«, sagt Klaus mit ruhiger Stimme, »dann kann er es haben ...«

Das Kind hat das Band ergriffen. Klaus läßt es los. Die Vorsteherin betrachtet entgeistert die Szene.

»Aber, Herr Hauptmann«, stammelt sie, »Sie können doch nicht ... der Orden ... vom Führer ...« Auf ihren dünnen Backen stehen helle, rote Flecken.

»Warum nicht?« fragt Klaus hart. Auf einmal empfindet er eine unendliche Genugtuung, »ich kann mir ein neues kaufen ... gibt's in jedem Laden ... elf Mark achtzig ...«

Die Heimleiterin fingert an ihren Haaren.

»Das geht doch nicht ...«, jammert sie.

»Es geht«, versetzt Klaus. Es klingt härter als ein Befehl.

Die Heimleiterin legt das Kind in das Bett zurück. Sie wagt nicht, ihm den Orden wegzunehmen. Sie starrt auf den leeren Schlipps des Fliegerhauptmanns wie auf einen geschändeten Altar.

Noch einmal geht Klaus an das Bett heran. Er betrachtet fast andächtig die hohe Stirn seines Kindes. Die Stirn von Doris, denkt er. Dann dreht er sich auf dem Absatz um.

In diesem Moment kommen die anderen Besucher. Ein Schwall von Worten und von Gesten. Männer in braunen Uniformen. Alle bewundern das Kind, das sie nichts angeht.

Ein Hoheitsträger baut sich vor der Vorsteherin auf.

»Gefällt mir«, sagt er zackig, »ist er noch frei?«

»Ja ... ich glaube ...«, erwidert sie.

»Ihnen gefällt er auch, Herr Hauptmann, was?« schnarrt der Goldfasan gut gelaunt.

Klaus reagiert nicht. Halte deine Faust fest, denkt er, verkrampft, verzerrt, halt sie fest! Denk an Erika, an Doris, an den Kleinen! Schluck den Speichel! Los, schnell, reiß dich zusammen, Mann! Er steht wie ein Steinsockel, starr, kalt und entsetzlich alt.

In diesem Augenblick springt Erika ein. Sie weiß nicht, wie sie es fertigbringt, zu lächeln.

»Heimleiterin«, sagt sie, »dieses Kind hier darf nicht vergeben werden ... Befehl von Obersturmbannführer Westroff-Meyer ... Sie wissen doch?«

Die Vorsteherin nickt so heftig, daß die Brosche auf ihrer Brust flimmert.

»Schade«, sagt der Hoheitsträger.

»Suchen Sie sich ein anderes aus, Herr Kreisleiter«, tröstet Erika, »es sind ja noch so viele da ...«

Dann steht Klaus ein paar Sekunden allein am Bett seines Kindes. Seine Hand fährt unbeholfen über den Blondschopf. Er beugt sich über das Gesicht. Er nimmt die beiden kleinen Hände, die mit dem Orden des Vaters spielen.

»Nie ...«, murmelt er, »nie wirst du später ... allein sein ...« Er richtet sich auf, dreht sich scheu um.

Der Hoheitsträger ist gegangen. Im Hintergrund sagt die Heimleiterin zu Erika: »Etwas eigenartig, der Hauptmann, wie?«

»Ja«, antwortet Erika trocken, »er hat auch viel Eigenartiges erlebt ...«

»Ach ja«, seufzt die Vorsteherin, »unsere armen Soldaten machen ja so viel mit.«

17. KAPITEL

Der kleine Klaus wurde immer größer, das Großdeutsche Reich immer kleiner. Zwei Jahre nach der erschütternden Begegnung zwischen dem Fliegerhauptmann Steinbach und seinem Kind war der Anfang vom Ende gekommen. Die Amerikaner hatten längst den Rhein überschritten, und die Russen die Oder erreicht. Der Krieg fraß seinen Nachtisch, und bis zum letzten Tag hatten Hunderttausende deutscher Soldaten und ebenso viele Zivilisten, Frauen, Kinder und Greise zu sterben. Das System krepigte so barbarisch, wie es gelebt hatte. Es erstickte im Blut, das es selbst vergossen, es verkohlte im Brand, den es selbst gelegt, und es verendete unter Trümmern, die es selbst geschaffen hatte. Ein Pendel schlug zurück. Von Ost nach West. Von West nach Ost.

Doris fühlte den Hauch des letzten Sterbens, aber sie wurde von ihm nicht angerührt. Seit zwei Jahren lebte sie als Evakuierte mit dem Kind auf einem bayerischen Bauernhof. Seit zehn Wochen hatte sie keine Post mehr von Klaus. Statt dessen schickte der Frühling 1945 seine ersten Botschaften. Gelbe Falter taumelten mit klammen Leibern über die zarten Schlüsselblumen auf den Wiesen. Aber auf einen Falter kamen zehn Todesvögel. Flinke Käfer krabbelten über wachsgelbe Gesichter. Mit heulenden Maschinen jagten amerikanische Tiefflieger über das vergessene Dorf. Immer öfter. Immer länger. Aber ihre offenen Kanonenschlünde starnten gleichgültig auf die geduckten Höfe, die bis in die Fensterscheiben zitterten.

Dann löste sich die Spannung auf in dünnen Explosionen, die sich irgendwo vorne oder hinten oder seitlich wie Blasen in einem Topf aufwarfen, den der Tod umrührte, und den er, in Tagen oder in Stunden, über das Dorf ausgießen konnte.

Die Nächte von Doris waren ausgefüllt mit Unruhe und Wirrnis. Hier auf dem Lande brachte sich Deutschlands gehetztes Leben in Sicherheit. Schreie, Flüche, Rufe, das endlose Getrampel von Kolonnen, Klinke von Metall, Heulen von Motoren.

Am nächsten Morgen lagen die Gräben und Höfe voll Waffen und Gerät ... rostende Meilensteine der strömenden Flucht.

Jede Nacht lauschte Doris am Bett ihres Kindes, beugte sich über die kleinen, ahnungslos geballten Fäuste. Sie dachte an den großen Klaus. Und sie sagte in Gedanken: »Daß ich dich wenigstens habe ...«

In jeder schlaflosen Minute mündete die gleiche Frage: Wie soll das enden?

Dann zog sich die Reichsverteidigung bis an den Dorfrand zurück. Noch in der Nacht durchflutete die letzte Infanterieeinheit stumpf und verzweifelt die Straßen. Nur zwölf Hitlerjungen blieben noch. Ihr ältester war 15. Und er glaubte, es sei Zeit, zu sterben ...

Die Jungen waren weniger mit Waffen als mit Parolen ausgerüstet. Sie hatten Mut statt Vernunft, und Glauben statt Erfahrung. Sie vertrauten in des Führers Wunderwaffen, denn sie selbst konnten nur zwölf Gewehre und 50 Schuß gegen eine amerikanische Division einsetzen.

Am Dorfrand richteten sie sich zur Verteidigung ein, schichteten dünne Birkenstämme gegen alliierte Panzer und gruben sandige Mauselöcher gegen die feindliche Artillerie. Vor dem Gemeindeamt sammelten sich die Frauen. Doris hielt den kleinen, falschen Klaus auf dem Arm.

»Schickt doch die Rotzjungen nach Hause!« riefen die Dorfbewohner.

In der Amtsstube stand der Bürgermeister vor einem Pionierleutnant, der seine Stiefel besah.

»Was soll ich machen?« fragte der Bauer dumpf den Offizier.

»Machen Sie, was Sie wollen«, brummte der Leutnant. »Die Amis kommen so oder so ... Morgen früh sind sie spätestens da ... fragt sich bloß, ob sie Ihr Dorf vorher noch kaputtschießen ...«

Der Bürgermeister sah auf seine breiten Hände und fühlte den Boden, den er ein Leben lang beackert hatte. Er ging schweigend hinaus, nahm zwei Nachbarn mit. Die Frauen bildeten eine Gasse, sie atmeten auf.

Als Doris ihr Kind zu Bett brachte, nahmen die beherzten Männer den Hitlerjungen die Waffen weg, räumten die Birkenstämme beiseite und vertrieben die murrenden ›Verteidiger‹.

Alles wartete. Aber die Amis kamen nicht. Nicht am Abend. Nicht in der Nacht. Nicht am Morgen. Es blieb unheimlich still. Anstelle der feindlichen Panzer fuhr am nächsten Vormittag ein deutscher Militärwagen durch das Dorf.

Ein Ledermantel stieg aus. Ihm folgten drei Soldaten mit schwarzen Spiegeln an den Kragenaufschlägen. Doris schob den dünnen Vorhang auseinander. Ihre Hände zitterten. Der Ledermantel sprach mit den Hitlerjungen. Zögernd kamen die Menschen aus den Häusern. Auch Doris.

Sie blieb auf halbem Wege stehen, als habe sie einen elektrisch geladenen Zaun berührt. Dieses Gesicht kannte sie, hatte sie nie vergessen, würde sie nie vergessen: es war breit und bullig, und es hatte die ureigenen Züge des Obersturmbannführers Westroff-Meyer.

Er brüllte. Doris ging sofort ins Haus zurück. Sie wollte und konnte den Mann nicht sehen. Sie redete sich ein, eine Vision gehabt zu haben, und mochte sich nicht vergewissern.

Er war es. Im Gegensatz zu seinem Führer hatte er rechtzeitig begriffen, daß es keinen Ausweg aus der Mausefalle

Berlin gab. Und der Mann, der den biologischen Wahnsinn gepredigt, den Kinderraub in Polen exerziert und den Mord kommandiert hatte, wollte nicht für den Führer sterben, sondern für ihn weiterleben. Als man zuverlässige Mörder suchte, die als Vorsitzende fliegender Standgerichte bereit waren, den verlorenen Krieg zu verlängern, meldete er sich freiwillig. An dem Strick, den er von nun an täglich deutschen Soldaten um den Hals legte, wollte er sich aus der Falle ziehen.

Während seine Männer die Gurte herrichteten, inszenierte er eine Farce von Standgericht. Der Bürgermeister und die Männer, die den Hitlerjungen die Waffen weggenommen hatten, wurden verhaftet und gefesselt. Die Fünfzehnjährigen machten trotzige Gesichter. Ihre Opfer sahen durch Westroff-Meyer hindurch auf die Straße, auf der die Amerikaner nicht kamen.

»Ihr Lumpen!« brüllte der Obersturmbannführer.

Die Bewohner ballten die Fäuste. Aber sie hatten keine Waffen.

»Haben Sie die HJ am Kampf gehindert?« dröhnte Westroff-Meyer.

»Es hat doch keinen Sinn mehr«, antwortete der Bürgermeister müde.

»Sinn?« Die Stimme überschlug sich, heulte hinauf und hinunter. »Verräter! ... Deserteure! ... Geben das auch noch zu! ... An die Bäume mit euch Schweinen!«

Westroff-Meyer streckte den Arm aus. Feldherrngeste eines Verbrechers. Endlich schwamm er auf der höchsten Woge seines Wunschtraums. So wollte er schon immer herrschen. So wollte er mit Hauptmann Steinbach verfahren. Manchmal sprang ein Funke der Erinnerung über. Und dann verzerrte sich jetzt noch sein Gesicht.

Die Linde war alt und mächtig. Bald würde sie blühen und duften. Ihre Äste luden aus. Die SS-Männer wickelten die

Stricke um sie.

»Im Namen des Volkes ...«, tobte der Obersturmbannführer.

Einer der Männer verlor die Nerven. Er hatte seine Frau gesehen.

»Das können Sie doch nicht tun!« stöhnte er heiser.

In das Gesicht von Westroff-Meyer malte sich die Lust. Alles konnte er tun im Namen des Volkes, das er nicht zu fragen brauchte.

Dieses Volk stand an den Fenstern der Bauernhöfe. Alte Frauen bekreuzigten sich, Kinder weinten, harte Männer beteten, ein paar von ihnen haßten; sie sehnten sich heiß und inbrünstig nach einer Zeit, die diese Verbrecher rächen würde. Konnten sie wissen, daß Jahre später ein deutscher Generalfeldmarschall, Sachverständiger des Gerichts, Morde wie die an der Linde als »militärisch notwendig« bezeichnen würde? Konnten sie wissen, daß es dereinst zu den Eigenarten eines Rechtsstaates gehören sollte, solche Mörder freizusprechen?

Einer wollte sich losreißen. Die Henker droschen ihn mit Pistolenknäufen zusammen.

»Los!« polterte Westroff-Meyer, »den baumelt ihr als ersten auf!«

Die SS-Männer zerrten den Mann unter den Ast. Er war zu hoch. Da holten sie Milchkannen. Die Hitlerjungen wollten sich scheu davonschleichen.

»Ihr bleibt!« befahl der Obersturmbannführer, »seht ruhig zu, wie Verräter sterben.«

Auf einmal traten die Füße des Bauern ins Leere. Die Stricke knirschten über dem Holz. Es war aus ...

»Die anderen!« schrie Westroff-Meyer.

Einer der Jungen fiel ohnmächtig zu Boden und bohrte das Gesicht in den Schlamm. Ein anderer weinte.

Da zerrte man den zweiten Bauern zu der Linde. Die Hitlerjungen drängten sich aneinander wie verängstigte Hühner. Der Obersturmbannführer blies den Rauch in kleinen Portionen aus. Er sah gleichgültig zu, wie man den anderen beiden den Tod um den Hals legte. Für ihn war das Sterben nichts Heiliges, sondern etwas Alltägliches. Seine Augen glitten ausdruckslos über die Angehörigen der Verurteilten, die um Gnade bettelten.

Er gab einem seiner Begleiter ein Zeichen, sie wegzudrängen. Dann wies er mit der Hand nach oben ... wo einmal Gott war.

Der zweite und der dritte. Ihre Gesichter starben, als ihre Herzen noch schlugen. Westroff-Meyer nickte seinem Stab zu. Auf einmal hatte er es eilig. Bevor er in seinen Wagen stieg, um sich vor den zu spät anrollenden amerikanischen Panzern in Sicherheit zu bringen, ordnete er an, daß die Leichen der Gehängten zur Abschreckung an den Ästen der Linde zu belassen seien.

Noch einmal sah Doris sein Gesicht. Sie zog sich in die letzte Kammer des Hauses zurück, beugte sich weinend über ihr Kind, das sich in eine friedliche Zukunft schlief ...

Die neue Zeit rasselte auf Panzerketten näher. Und in ihrem Rhythmus vibrierten für Doris die Fragen: Wo ist Klaus? Lebte er noch? Sehe ich ihn wieder?

Der erste Sherman hielt an der Linde. Ein junger Leutnant hob den Deckel und spuckte aus.

Endlich durften die Frauen und Kinder kommen, um die toten Männer und Väter zu bergen.

Der Rückzug war auf dem Vormarsch in den Untergang. Das letzte Bataillon auf dem Schlachtfeld hatte zu krepieren. Der zu einer infanteristischen Alarmeinheit versetzte Fliegerhauptmann Klaus Steinbach kommandierte es. Er führte Leute, die er nicht kannte, zu einer Kampfart, von der er nichts

verstand, in einem Krieg, von dem er nichts mehr hielt. Es machte nichts aus. Die Männer hatten in sechs Jahren das Sterben gelernt und in zwei Tagen die letzte Munition verschossen. Jetzt, im April 1945, setzten die Sowjets zum letzten Sturm auf Berlin an. Es gab keine Stellung, keinen Graben, keinen Unterstand, keinen Schutz mehr gegen sie.

In der Oder schwammen die Leichen der deutschen Nachhut. Sie trieben nach Norden. Die Russen stürmten nach Westen. Das Großdeutsche Reich war auf die Peripherie der Stadt Berlin zusammengeschmolzen. Die Lautsprecher dröhnten vom Endsieg.

Am Morgen hatten 400 Mann der Einheit Steinbach Kaffee gefaßt. Am Abend lebten noch 72. Sie taumelten, torkelten, stolperten über zerfetzte Menschen, die das Ebenbild Gottes sein sollten. Sie fielen über Pferdekadaver, von denen Fliegenschwärme aufstiegen. Sie fluteten an zertrampelten Kindern vorbei. Liefen sie zu langsam, wurden sie von den Russen niedergewalzt, waren sie zu schnell, von der Feldgendarmerie aufgehängt. Es gab keine Waffen, keine Verpflegung, kein Ziel. Die Flucht hatte nichts Menschliches und der Mensch nichts Würdiges an sich.

Seit dem letzten Trommelfeuer lebten noch vier Angehörige des Bataillons. Unter ihnen Klaus. Hinter ihnen die Russen. Vor ihnen ein flacher Hügel. Bis zu seiner Spitze ein Kilometer deckungslose Fläche. Einer fiel um und blieb liegen. Klaus riß ihn hoch. Da schlug der Mann nach ihm. Links pfiffen die Kugeln einer MG-Garbe an ihm vorbei. Sie zischten über den Sand, wie flache Steine über das ebene Wasser.

Zwecklos, sagte sich Klaus, Schießbudenfigur. Los, trefft doch! Hier. Nein. Höher halten! Los. Hinauf. 500 Meter noch ... 500 Meter Stafettenlauf ... Warum verliert denn der Kerl den Stab? ... Weiter! Sieht aus wie ein Obststand, da oben ... Eßt mehr Obst, und ihr bleibt gesund! ... Scheißobst! ... Nur Durst ... Wasser ... Einen See voll Wasser ... Da sind doch welche? ...

Deutsche. Schießt doch zurück ... Verdammt ... helft doch, ihr Schweine! ... Keine Munition ... Kein Obst ... Kein Wasser ... Der Führer ist unter seinen geliebten Soldaten ... Das Führerkind ... Nehmt eure dreckigen Pfoten weg! ...

Peng ... Jetzt ist der auch hin ... der Meier ... Der Iwan kann gar nichts ... Macht doch endlich Schluß! ... Mensch, ein Obst, ein Durst, ein Wasser ... Verflucht ... Getroffen. Quatsch! ... Hoch! ... Weiter! ... Bloß einen Tropfen ... Nichts mehr weiter ... nur Wasser ... dann sterben ... Nie mehr etwas anderes ... nie eine Frau ... Unfug! ... Scheißlunge, brennt wie Höllenstein ... jetzt haben sie die Haare auf dem Kopf abgesengt ... und die Läuse? . . . , Wurf dich hin! ... Bleib stehen ... Heb die Hand ... Wo sind die anderen? ... Kaputt ... Alle? ... Nein, der zappelt noch ... Bananen ... ausgerechnet Bananen! ... Fünf Meter ... Quatsch ... Kein Wasser ... Blut ... brr ... schmeckt lauwarm ...

»Durst ...«, röchelte Klaus. Dann fiel er um wie ein Sack.

Es war eine deutsche Stellung gewesen. Ihre Soldaten, Angehörige einer improvisierten, versprengten Kompanie, hatten, ohne eingreifen zu können, beobachtet, wie vier Menschen um ihr sinnloses Leben liefen. Der letzte von ihnen schien es zu schaffen. Er war so nah herangekommen, daß man seine glasigen Augen sehen konnte.

In diesem Moment hielt es ein langer Kerl nicht mehr aus. Er sprang aus der Stellung, schnappte den Hauptmann, zerrte ihn nach oben. Die Russen versäumten es, beide zu erledigen. Vielleicht, weil sie gerade zu faul zum Schießen waren, oder weil sie dachten, daß ihnen ohnedies keiner auskommen konnte.

Klaus war bewußtlos. Aus einem Ballon mit heißem Tee-Rum-Gemisch schoben sie ihm den Gummischlauch in den Mund. Er zog und zog. Die Flüssigkeit klebte wie Blut auf der Zunge.

»Den kenn' ich ...«, sagte der lange Kerl, der Klaus in die

Stellung geholt hatte.

Es war Horst Kempe, vormals Hauptsturmführer, jetzt Sturmbannführer einer SS-Pioniereinheit. Er zog Klaus den Schlauch aus dem Mund.

»Gebt dem nicht so ville«, brüllte er seine Leute an, »der wird sonst blau.«

Kempe wartete, leergeschossen wie fast alle Verteidiger von Berlin, in Ausführung eines Befehls, bis er geschlachtet wurde. Auch er glaubte längst nicht mehr an die Befehle, aber er befolgte sie.

Die Russen kamen in wilden Horden, hochaufgerichtet, in beinahe gemächlichem Tempo den Hügel herauf.

»Wenn ich wenigstens Handgranaten hätte«, knirschte Sturmbannführer Kempe.

Er rüttelte Klaus wach.

»Laß mich«, stöhnte der Hauptmann.

»200 Meter noch, Sturmbannführer!« meldete einer der Leute Kempes.

»Fertigmachen zum Heldentod ...«

Kempe nahm die Pistole aus der Tasche. Er besaß noch vier Schuß. Er suchte sich drei Iwans aus. Die letzte Kugel reservierte er für sich. Er drehte sich nach seinen Leuten um und sagte lakonisch:

»Probiert's mit dem Gewehrkolben ... oder haut ab!«

In diesem Augenblick kam atemlos von hinten ein Melder. »Sturmbannführer!« brüllte er von weitem, »zurück nach Erkner! ... Munition ... Proviant ...«

»Wa?« fragte Kempe.

Gleichzeitig sprang er hoch.

»Höchste Eisenbahn zum Umsteigen!«

Ein Wink Kempes genügte. Sie hatten längst auf das

Kommando gewartet. Bis sie aus der Stellung waren, ließ der baumlange Pioniermajor die letzte Panzerfaust unter die Russen knallen. Es war reine Effekthascherei. Aber die Iwans warfen sich ein paar Sekunden folgsam in den Sand.

»Der kann nicht«, sagte ein Rottenführer und deutete auf Klaus.

»Quatsch!« versetzte der Sturmbannführer.

Er riß den Fliegerhauptmann hoch, stellte den von der Anstrengung und dem Alkohol fast Bewußtlosen auf die klammen Füße und trieb ihn breitbeinig vor sich her wie ein Stück Vieh. Klaus wollte nicht. Da schlug Kempe zu. Mit der Faust. Einmal links. Einmal rechts. Half mit dem abgewinkelten Knie nach und drosch solange menschlich-barbarisch auf ihn ein, bis er wieder mit eigener Kraft gehen konnte.

Jetzt erst erkannte Klaus Steinbach in der SS-Uniform Horst Kempe.

Die Dämme brechen. Die tosenden Wogen des Untergangs schlagen auch über dem Lebensborn-Heim in Süd-Mecklenburg zusammen, in dem der jetzt dreijährige Klaus Steinbach aufwächst, ohne etwas von seinen Eltern zu wissen.

Der Wald, der das Heim umgibt, schweigt nicht mehr, und der See ist nicht mehr still. In seinem Wasser treiben die Requisiten der rasenden Flucht. Im Schilf schaukeln rostende Stahlhelme. Durch den Wald ächzen die hochbeladenen Wagen der endlosen Trecks. Verlorene Rufe. Versickerndes Weinen. Manchmal rüttelndürre Soldatenfäuste am Gatter des Hauses. Dann verlangen blutjunge oder steinalte Soldaten ein Glas Wasser.

Der lange First des Hauses duckt sich, als zöge das Gemäuer den Kopf ein. Wenn das dumpfe Rollen der wandernden Front sich über die Felder wälzt, dann lässt die Heimleiterin die Jalousien schließen. Im übrigen will sie nicht sehen, nicht

hören, nicht wissen, was alle längst wissen.

»Wir tun unsere Pflicht für den Führer, wo wir stehen«, erklärte sie ihren Schwestern.

Noch immer erzieht sie Kinder im Namen eines Mannes, der bald sein Programm im Hof der Reichskanzlei durch Selbstmord quittieren wird.

Dann bröckelt das Heim auseinander. Die Panik geht um. Soldaten und Flüchtlinge bringen Greuelnachrichten mit. Schwester Adelheid ist die erste, die verschwindet. Die braune Tracht bleibt zerknüllt zurück. Mit ihr zehn kleine Kinder.

Das Beispiel macht Schule. Dreimal. Viermal. Die zurückbleibenden Pflegerinnen werden mit ihrer Aufgabe nicht mehr fertig. Die Kinder hungern und verwahrlosen. Das hilflose Weinen und das klägliche Schreien reißen nicht mehr ab.

Die Kleinen, die ein verbündeter Staat züchten wollte, werden Inflationsgut des Elends. Aus den Kronprinzen des Dritten Reiches werden Kinder, die keinem gehören und keinem gehört haben sollen. Als ihre letzte Tat vernichtet die Heimleiterin die Akten ihrer Zöglinge. Dann leitet sie angeblich die Rückführung der Kinder ein. Unter diesem Vorwand flüchtet sie.

Die gräßliche Wanderschaft des lebenden Strandgutes beginnt. Auf zwei Pferdefuhrwerken. Sie werden hochbeladen mit winselnder, lebender Fracht. Die älteren Kinder, wie Klaus Steinbach, sehen mit großen, schreckhaften Augen in ihre zurückbleibende Welt, aus der sie derb herausgerissen werden. Es geht zum Bahnhof. Ein letzter Transport soll nach Nordwesten abgehen.

Der kleine Klaus preßt seinen Teddybären eng an sich, als er auf den Wagen gehoben wird. Die kindlichen Lippen sind fest aufeinandergedrückt.

»Tante«, fragt er Schwester Barbara, der es zu verdanken ist,

daß die Kinder sich bis zum Eintreffen der Russen nicht einfach selbst überlassen bleiben, »warum sehen denn die Männer alle so böse aus?«

Als der Wagen anrückt, bekommt das Kind einen Stoß. Sein Bär gleitet ihm aus den Armen, fällt über den Wagenrand. Klaus streckt verzweifelt die kleinen Arme. Die großen Räder mahlen vorwärts. Auf der zertrampelten Kiesauffahrt bleibt ein lappig gewordenes Stofftier liegen. Sägemehl quillt in die Radspuren.

»Mein Bär«, schreit der kleine Klaus entsetzt.

Aber es gibt niemanden, der auf ihn hört, keinen, der Zeit hätte, auf ein Kinderherz zu achten, das zusammen mit einem Teddybären überfahren wird.

Das ist viel schlimmer für das Kind als das Unglück eine Stunde später. Am überfüllten Bahnhof, den die Erwachsenen nicht für die Kinder freimachen wollen. Deshalb warten sie dicht aneinandergedrängt auf der gegenüberliegenden Seite der Straße.

Endlich läuft ein Zug ein. Seine Lokomotive qualmt den Fuß der schlechten Kriegskohle aus. Die Wagen werden gestürmt. 40 schwache Kinderleiber haben keine Chance. Als der Zug anrollt, ruft ein Fünfjähriger:

»Lokomotive!«

Er macht sich von Schwester Barbara los, läuft auf die Straße. In einen Heereslastwagen hinein. Der Fahrer will in letzter Sekunde ausweichen. Er streift den Jungen nur mit dem Hinterrad. Aber dabei kommt er ins Schleudern.

In dem Tumult an den Waggons geht der dünne, vielstimmige Kinderschrei unter. Das Pfeifen des radierenden Gummis. Der Knall der Wagenwand gegen den Gartenzaun.

Schwester Barbara hält die Hände vor die Augen. Als sie wieder aufsieht, stemmen die Soldaten den LKW vom

Gartenzaun weg. Einige der Kinder wurden erfaßt. Tot. Es ging so schnell, und es ist so unfaßbar, daß es Klaus, der zu den Überlebenden gehört, nicht begreift. Er weint nur, weil sie alle weinen.

Die kleinen Toten waren notwendig, um das Gewissen eines Mannes aufzuwühlen. Der Obergefreite, der den blutverschmierten Wagen fährt, nimmt die Überlebenden und Schwestern auf. Als auch hier der Selbsterhaltungstrieb die erwachsenen Flüchtlinge antreibt, die Bordwände zu erklettern, treiben die Soldaten sie mit Fußtritten weg.

Das Endstadium der NS-Volksgemeinschaft ist erreicht.

Aber ein Wagen mit Kindern und drei Schwestern rollt nach Nordwesten, den Engländern entgegen ...

Das Sammelbecken, in dem die Katastrophe zum Inferno gerinnt, heißt Berlin. Die Schleusen, die Deutschlands Soldaten auf ihrem Marterpfad passieren müssen, um endlich Zutritt zur Hölle zu bekommen, heißen Brandenburger Tor oder Leipziger Straße, Stettiner Bahnhof oder Alexanderplatz ...

Der Unterschied ist nicht sehr groß. Weder der Sturmbannführer Kempe noch der Hauptmann Klaus Steinbach, die die Organisation des Desasters bei einer Einheit ließ, wissen genau, wo sie sich befinden. Die Trümmer am vornehmen Tiergarten sehen genauso aus wie die am roten Wedding. Rot ist ganz Berlin inzwischen. Rot von den Flammen, die durch die Straßen wüten, rot vom Mündungsfeuer russischer Kanonen, rot vom Blut, das den schmelzenden Asphalt färbt.

Irgendwo schimmert Wasser zwischen den Trümmermassen, hinter denen die beiden Offiziere und eine Handvoll Leute sich ein Maschinengewehr teilen. Was sie verteidigen, wissen sie längst nicht mehr. Sie sitzen am äußersten Rand der Schaufel, mit dem der Tod um sie gräbt. Am Vormittag hatten sie noch 30 Soldaten. Jetzt sind es noch sieben. Das Massensterben setzt

zum Endspurt an. Für Führer, Volk und Reichskanzlei, unter der der Führer noch lebt, während seine Soldaten verbluten.

Ein Trupp Uniformierter springt über die rutschenden Schutthaufen. Kempe reißt das MG hoch.

»Welche von uns«, brüllt Klaus heiser.

Der Sturmbannführer setzt ab. Ein junger Offizier mit einem Milchgesicht rutscht auf sie zu.

»Gut, daß wir Sie finden«, sagt der Leutnant, »wir brauchen Hilfe.«

»Wir auch«, versetzt Kempe.

»Wir sollen die Schleusen zerstören«, fährt der Leutnant hastig fort, »dazu brauchen wir noch ein paar Mann.«

»Nicht von mir.«

»Was sollt ihr?« fragt Klaus Steinbach.

»Die U-Bahnschächte sollen absaugen, damit der Iwan nicht unterirdisch vorwärtskommt, Herr Hauptmann.«

Kempe fährt aus der Deckung hoch.

»Die Schächte sind doch vollgepflöpt mit Menschen!«

In den Augen des Milchgesichts spiegelt sich der nächste Einschlag.

»Pech«, sagt es.

Kempes Backenmuskeln werden kantig.

»Das werden Sie gefälligst lassen!« faucht er den Leutnant an.

»Befehl vom Führer«, erwidert der junge Offizier zackig.

Kempe rutscht auf den Ellenbogen vorwärts.

»Kein Mensch kann so etwas befehlen! Keiner! Auch nicht dieser Wahnsinnige!« sagt er leise.

Der Leutnant gibt seinen Männern ein Zeichen über die Schulter.

»Also, Sie wollen uns nicht helfen, Sturmbannführer?« stellt das Milchgesicht fest.

Da dreht Kempe durch. Er reißt das MG hoch, richtet den Lauf, auf den Leutnant, der in die zuckende Dunkelheit wie ein Schatten gleitet. Das MG klickt, aber schießt nicht. Eine Hülse klemmt. Da schlägt Kempe mit den Fäusten auf die Waffe ein, bis sie bluten.

»Diese Schweine!« heult er.

Klaus will ihn beruhigen. Aber der Sturmbannführer faßt ihn derb am Kragen. In seinen Augen schimmert der Irrsinn.

»Wir müssen etwas tun ... hörst du! ... was tun ... Frauen ... Kinder ... saufen ab wie die Ratten ... wie die Ratten ...«

»Bleib«, sagt Klaus.

Sein Gesicht ist kalt. Seine Augen wirken glanzlos. Seine Schultern hängen leicht vornüber. Seine Hände zittern. Aber sein Verstand funktioniert. Er braucht nicht erst die Tragödie im U-Schacht zu erleben, um zu wissen, daß ein wahnsinniger Verbrecher Berlin in den Tod hetzt. Er weiß, daß er nichts machen kann, daß es für ihn nur noch eine Pflicht gibt, auch wenn sie keine Chance hat: durchzukommen, zu leben, mit Doris, in einer anderen Zeit. Und hier, zwischen den Trümmern geborstenen Größenwahns, weiß er, daß die letzte Sinnlosigkeit noch sinnvoll würde, um diese Sinnlosigkeit zu beweisen. Er beugt sich zu dem tobenden Kempe.

»Horst«, sagt er, »ich nehme unsere letzten Leute mit. Wir hauen ab.«

Kempe reagiert nicht.

»Zu dieser Feigheit«, sagt der Fliegerhauptmann, »gehört mehr Mut als ...«

Kempe springt hoch. Seine Leute wollen ihn zurückhalten. Sie können es nicht. Er hetzt hinter dem Leutnant mit dem Milchgesicht her. Er springt über Stock und Stein. Er tanzt

durch die Artillerieaufschläge. Er windet sich durch russisches MG-Feuер.

Er erreicht unverletzt den U-Bahnschacht. Hier in Höhlen, Gängen und Kanälen vegetiert die Bevölkerung, die den Modergeruch der U-Bahnschächte dem versengenden Brandodem der einstürzenden Oberwelt vorzieht. Hier, zwischen Bahnsteigen und Schwelten, zwischen Signalen und Weichen, haben Tausende von Frauen, Kindern und alten Männern ihre Matratzen aufgeschüttet, ihre letzte, erbärmliche Habe in Sicherheit gebracht. An Signalmasten hängen säuberlich auf Kleiderbügel gelegte Anzüge, auf den Schienen liegen Kopfkissen. Die Menschen leben wie Heringe in einer Büchse.

Diese Höhle betritt Sturmbannführer Kempe, der aussieht wie ein Gespenst. So fahl ist sein Gesicht. So starr sein Blick. Als er das jammervolle Bild bis weit in den verdämmernden Tunnel hinein übersieht, weiß er ein paar Sekunden lang nicht, ob er ein Recht hat, diese Menschen auf eine neue Reise in ein unbestimmtes Grauen zu schicken. Ob es nicht für sie besser wäre, wenn ...

»Alle herhören!« brüllt Kempe. »Die Schächte werden geflutet. Ihr müßt sofort raus! Ehe es zu spät ist! Los, raus!«

Er ruft es drei-, viermal. Schlauftrunkene Menschen taumeln hoch. Kinder weinen. Frauen schreien auf. Kemptes Ruf wird aufgenommen, pflanzt sich fort. Die Panik verebbt hohl und dünn in der Unendlichkeit der Unterwelt, reist schneller, als je eine U-Bahn fuhr. Aber nicht schnell genug.

Das Wasser kommt. Das Entsetzen treibt Frauen und Greise an die Ausgänge. Einer steht dem anderen im Weg. Das Wasser steigt. In Sekunden spült es hoch.

Horst Kempe gibt es auf, nach einem Notausgang zu suchen. Er drückt sich in eine Tunnelnische. Er starrt auf die rasende Brühe, in der Menschenleiber treiben, als hätte ein Sadist mit

Handgranaten gefischt. In den gurgelnden und in den toten Gesichtern schwimmt der letzte, winzige Rest von Glaube an ihm vorüber, den er noch für seinen Führer hatte.

Ein hilfloses Kind patscht brüllend an ihm vorbei, droht unterzugehen. Der Sturmbannführer faßt es. Das kleine Mädchen hängt zitternd und keuchend an seiner Schulter.

»Arme kleine Katze«, sagt der Offizier behutsam.

Plötzlich preßt er das kleine Mädchen an sich. Plötzlich erinnert er sich, daß er selbst vier Kinder zu Hause, hat Kinder, die der Staat wünschte und zu denen er drängte. Kinder, die Kempe liebt. Kinder, die die Zukunft Deutschlands garantieren sollten. Und Kinder, wie sie vielleicht jetzt auch noch für Hitler sterben müssen, bevor sie noch richtig gehen können.

Das kleine Mädchen weint still an seinem Hals. Das Wasser steigt.

»Onkel«, sagt es auf einmal ganz ruhig, »meine Füße werden naß.«

»Ja, mein Mädchen«, antwortet Kempe. Er stemmt es höher. Mit einer Hand. Die andere fährt nach dem Koppel mit der Pistole.

Das Wasser steigt in Brusthöhe. Die Luft wird stickig. Das Mädchen weint wieder.

»Onkel«, wimmert es, »meine Füße ...«

Vor den Augen des Sturmbannführers kreist das Wasser. Wie wenig Mensch muß man sein, denkt er, um das Grauen eines solchen Sterbens nicht zu fühlen. Was für ein Ungeheuer muß man sein, um einen solchen Tod zu kommandieren. Auf einmal wünscht er sich, daß Adolf Hitler neben ihm stünde, mit ihm die Schreie der Ertrinkenden hörte, die letzten, wilden Kämpfe sähe, und die Worte des kleinen Mädchens hörte:

»Onkel, meine Füße sind jetzt patschnaß.«

Nichts weiter wünscht er dem Führer ...

Als Horst Kempe die Flut bis zum Mund steht, lässt er sich
einfach nach unten fallen.

18. KAPITEL

Auf einmal war das Standgericht Westroff-Meyer führerlos. Der Obersturmbannführer war verschwunden. Zwischen Nürnberg und Ingolstadt hatte er noch ein paar Soldaten aufhängen lassen. Von da ab war er entschlossen, nur noch an sich zu denken.

Er nahm den Koffer aus dem Wagen. Der Posten grüßte zackig. Westroff-Meyer dankte jovial. In der Ferne rasselten amerikanische Panzer. In Stunden mußten sie hier sein. Der hohe SS-Funktionär grinste schlau. Überrollen lassen, dachte er, Zivil anziehen, abwarten. Er war entschlossen, das zu tun, wofür er Dutzende von Menschen hatte hinrichten lassen.

Zunächst wartete er noch. Dann zog er sich um. An einem Bach. Sein Ledermantel klatschte ins Wasser. Dann folgten Uniformbluse, die Breeches, die Stiefel, Westroff-Meyer entnazifizierte sich. Er schlüpfte in Zivilkleider, die er vorsorglich mitgenommen hatte. Er kam sich komisch, aber sicher vor. Er zog den verwitterten Hut in die Stirne. Er sah jetzt aus wie ein älterer, harmloser Herr, der in seiner Studentenzeit ein paar böse Streiche verübt hatte.

Jetzt kam das Schlimmste für ihn: einen Keller suchen. Irgendwo. Das Vertrauen der Hausbewohner erwerben. Kopf einziehen. Abwarten. Sicher fahndete man nicht nach ihm. Zuerst würde man nicht glauben, daß er desertiert sei, und dann mußten ihn die Amis jeglicher Sorge entledigen. Wie sie wohl waren? Nicht so schlimm, überlegte Westroff-Meyer, westliche Völker sind vor lauter Dekadenz knieweich.

Er hörte Stimmen in einem Keller. Das Fenster war schlecht verdunkelt. Aus einigen Ritzen drang Licht. Der desertierte Obersturmbannführer lauschte einen Moment. Er konnte das Stimmengewirr nicht unterscheiden. In dieser Gegend kennt

mich kein Mensch, dachte er befriedigt. Was soll passieren?

Die Haustür war offen. Er ging über den Gang. Die Kellertür knarrte rostig in den Angeln. Westroff-Meyer stieß in der Finsternis mit dem Kopf an, fluchte, stand vor der Luftschatztür, lauschte. Auch Frauenstimmen. Prima ...

Sein Klopfen hörte kein Mensch. Er trat ein.

»Tür zu!« brüllte ein Mann.

Die 15 bis 20 Menschen im Keller beachteten Westroff-Meyer nicht übertrieben.

»Heil Hitler!« sagte er gewohnheitsmäßig.

Ein alter Soldat, der mit zwei anderen auf einem rohen Holztisch einen Skat klopfte, drehte sich gereizt um.

»Dein Führer kann uns jetzt!« erwiderte er.

»Mich auch«, antwortete der Standrichter. »Habt ihr noch Platz für mich?«

»Frag nicht so dämlich ...«

Er setzte sich zu den drei Soldaten, die der Schnaps unvorsichtig gemacht hatte.

»Na, euch geht's gut ...«

»Halts Maul!« entgegnete der Wortführer.

Westroff-Meyer streckte den drei Landsern Zigaretten hin. Sie nahmen sie.

»Wo kommt ihr denn her?« fragte Westroff-Meyer, der vor Angst sprechen mußte.

»Direkt aus dem Massengrab«, erwiderte einer der drei lachend. »Schon mal was von der Front gehört?«

»Na, das ist ja jetzt wohl vorbei ...«

»Du merkst auch alles.«

In diesem Moment kam ein Mädchen, das einem der Soldaten gehörte, zurück, setzte sich zu ihm auf den Schoß, griff nach der Flasche, lachte. Dann sah es den desertierten

Obersturmbannführer.

»Wer ist denn das?« fragte die Blondine.

»Was weiß ich ...« knurrte der Landser.

»Der Kerl gefällt mir nicht«, fuhr das Mädchen fort.

»Mir auch nicht«, antwortete der Soldat. Er warf die Zigarette weg, trat sie mit dem Fuß aus, und fuhr Westroff-Meyer an: »Los, hau ab, Alter, dein Typ ist hier unerwünscht!«

»Aber Kameraden ...«

»Kameraden«, erwiderte der Landser verächtlich.

Er stand auf, öffnete die Luftschutztür und warf den SS-Funktionär mit einem mittleren Fußtritt aus dem Keller.

Alles Lumpen und Verräter, dachte Westroff-Meyer verbittert. Er kroch die Treppe hoch. Auf einmal zitterte das Haus. Der Mörtel bröckelte von der Decke. Das Geräusch auf der Straße wurde immer lauter, immer drohender. Ein Lichtstrahl blitzte auf. Westroff-Meyer erkannte die olivgrünen Uniformen, die Silhouetten der Shermans, sah die GIs, die mit dem Karabiner im Anschlag von Haus zu Haus gingen.

Westroff-Meyer sah es deutlich, und er war erleichtert. Er vergaß in diesem Moment die letzten zwölf Jahre, und er setzte darauf, daß sie auch die anderen vergessen würden. Er dachte nicht an den Raub in Polen und an den Wahnsinn in Deutschland. Er vergaß das Reichssicherheitshauptamt und den Lebensborn. Er dachte nicht an die Tausende von Führerkindern, die keine Eltern hatten, die herrenlos waren, brutalem Zufall oder öffentlichem Mitleid ausgesetzt. Ob nordisch, ob fälschlich, ob dinarisch ... alles gleichgültig jetzt. Es gab nur ein Gebot: zu überleben, durchzukommen, weiterzumarschieren.

Ein amerikanischer Soldat kam auf Westroff-Meyer zu, näherte sich ihm, rief etwas Unverständliches.

Der Standrichter nahm den Hut vom Kopf und winkte ihm

zu.

Doris lebt noch immer mit dem Kind, das nicht ihr Kind ist, in dem kleinen Dorf. Seit hier Westroff-Meyer sein letztes Gastspiel gab, sind drei Monate vergangen. Die drei Holzkreuze auf dem Friedhof zeigen die erste Patina. Der Krieg ist zu Ende. Und der Friede wirkt noch zaghaft und untauglich.

Die kleine Welt des großen Dorfes merkt nichts von den Erschütterungen der großen Politiker. Nur dann, wenn einer heimkehrt, oder wenn eine Mutter endgültig erfährt, daß ihr Sohn gefallen ist, zieht der Zusammenbruch seine Wellenringe.

Doris wartet. Ohne Hoffnung. Sie könnte in ihre Heimatstadt übersiedeln. Aber sie verbeißt sich in den Gedanken, daß Klaus zuerst hierherkommt ... wenn er kommt. Sie hat sein Bild vervielfältigen lassen. Es hängt an den Anschlagtafeln der Warteräume neben Hunderttausenden von Fotos. Ein ganzes Volk sucht seine Söhne ...

Wenn entlassene Soldaten durch das Dorf kommen, gehen die Bewohner auf sie zu und stellen sinnlose Fragen. Die Soldaten schütteln traurig den Kopf. Sie sehen weg, irgendwohin, an den Dorfrand, als ob hier gleich wieder Schüsse peitschen würden.

Das Kind von Doris spricht schon. Es ist groß für sein Alter, hübsch und zärtlich.

»Wann kommt Papi?« plappert es hundertmal am Tag. »Bald«, antwortet Doris jeweils und wendet den Kopf. Mein Gott, denkt sie, laß ihn nach Hause kommen. Nicht für mich, für das Kind ...

Sie gibt es auf, am Fenster zu stehen. Sie fragt nicht mehr. Sie wartet still und ergeben. Die Zeit wird zu einer Hülle, die sie nicht mehr wahrnimmt. Die Gespräche der anderen, die Geräusche, der Alltag des Dorfes, das alles erlebt sie wie durch ein Sieb, gefiltert, unwirklich und fern.

Die Milch, denkt sie, als es klopft. Sie dreht sich langsam um. Ihre Augen glauben es kaum. Vor ihr steht Klaus ...

Der Mann im Türrahmen hat mit dem früheren Fliegerhauptmann Klaus Steinbach nur eine flüchtige Ähnlichkeit. Seine Arme hängen hilflos nach unten. Seine Augen sind ohne Glanz. Seine Haut ist so fahl, wie die Uniform verblichen. Er umarmt seine junge Frau mechanisch und matt. Dabei wirkt er wie ein Symbol aus dem Millionenheer der Heimkehrer, die in dem Moment verlegen werden, da sich erfüllt, was sie in Schlammgräben träumten, an Massengräbern hofften und im Trommelfeuer beteten. Im Grunde ist die schlichte, scheue Umarmung nichts anderes als die Verlegenheit vor dem neuen Leben. Schließlich hatten sie sich in den letzten Jahren nur mit dem Sterben abgegeben ...

»Hunger«, sagt Klaus.

Er fällt auf die schäbige Couch in der Küche. Seine Hand kann den Löffel nicht halten. Doris muß ihn füttern wie ein Kind. Sie setzt sich neben ihn, selbst unsicher plötzlich.

»War es schlimm?« fragt sie leise.

»Schlimm?« Seine Augen fliehen vor ihr. »Ich bin zu Hause ...«, antwortet er schließlich. Aber es klingt, als ob er es selbst nicht glauben würde.

Dann zuckt Klaus zusammen. Draußen trappeln Kinderfüße.

»Mami ...« ruft eine helle, kleine Stimme.

»Er?« fragt Klaus stockend.

»Dein Sohn«, erwidert Doris lächelnd.

Sie steht auf und geht dem Kind entgegen, nimmt es am Arm. Es lacht und tobt. Dann sieht es den fremden Mann.

»Mami«, fragt der kleine Klaus erschrocken.

»Er ist da ...«, erwidert Doris.

Der Heimkehrer sitzt wie angewachsen. Um Gottes willen, denkt er, ich bin fertig ... ich halt' das nicht mehr aus. Und an

seinen zermarterten, blankgelegten Nerven zerrt das Gewicht einer jahrelangen Lüge. Er, der nichts weiter will, als traumlos schlafen, als in die Unendlichkeit des Vergessens hinüberdämmern, wird schon in der ersten Stunde nach der Rückkehr von der brutalen Wahrheit angefallen.

»Papi«, sagt der Kleine schluckend und tapfer. Seine Augen sind rund und groß. Ein zaghafes Lächeln blüht auf Kinderlippchen, trotzig noch, aber voller Zutrauen.

Klaus blickt zerstreut in helle Kinderaugen. Sie sind nicht von mir, sie sind von ihr, das ist alles, was er empfindet. Dabei fährt er mit zäher Hand dem Kind leicht über die Haare.

Dann schlägt er nach hinten, quer über die Couch, wühlt den Kopf in das einzige Kissen.

»Geh' schon, Kind«, sagt die Mutter, »er ist so müde ...«

Während der Heimkehrer schläft und dabei den Weg von Berlin bis in das bayerische Dorf geht, immer und wieder, an den Gehängten vorbei und von den russischen Verfolgern gehetzt, kommen die Dorfbewohner und gratulieren Doris. Sie muß den Kopf abwenden. Sie schämt sich, daß sie weint. Nicht vor Glück, aus Enttäuschung.

Vor Erschöpfung lebt er noch in einer Schleuse, redet sie sich ein, in der es weder Freude, noch Leid gibt. Zuerst sitzt sie am Bett ihres Kindes. Dann an der Couch neben dem schlafenden Mann. Sie betrachtet forschend sein Gesicht. Die Entspannung macht die scharfen Falten weicher. Der Schlaf verjüngt seine Züge, wischt die Schicht ab, die der Krieg darüberschmierte. Er ist da, denkt sie, und es ist gut, daß er da ist. Und wir werden wieder zueinander finden, ganz gewiß. Zu dumm, jetzt, wo alles gut ist, endlich ...

In den nächsten Wochen ändert sich nicht viel. Der Friede ist barbarisch. Statt Glück gibt es Kalorien, statt Brot Hungerödeme, statt Kohlen Kälte, statt Geld amerikanische Zigaretten. Diese Währung begräbt alles andere unter sich. Das

Motto der Zeit ist so freudlos wie die Kopftücher der Frauen, und es hämmert: Jeder ist sich selbst der Nächste. Es ist die Zeit, in der Millionen suchen und Hunderttausende nicht finden. Es ist die Zeit, in der Ehen zerbrechen, Freundschaften schmelzen, wo der ordinäre, dreckige Alltag die letzte Würde des Menschen frißt.

Ich bin glücklich, redet sich Doris ein, bis sie es glaubt. Nur das Gesicht, das aus dem Spiegel zurückkommt, glaubt es nicht. Zum ersten Male in ihrem Leben führt Doris die Ehe, die seit Jahren auf dem Papier steht, wirklich.

Zunächst ist sie froh, daß in diesen Wochen das tägliche Brot und die tägliche Milch die Gemeinschaft bis zum Rande ausfüllt. Klaus arbeitet bei Bauern. Wenn er sich abends müde in sein Bett wirft, bemerkt Doris, daß sein Gesicht wieder Farbe bekommt, und seine Arme Muskeln. Wenn die Universität aufmacht, will er studieren.

Aber etwas stimmt nicht. Durch ein unsichtbares Loch versickert die gegenseitige Zuneigung wie Blut. Jedesmal wenn Klaus mit seinem Jungen spielt, fühlt Doris den verkrampften, kalten Griff am Herzen. Nicht, daß der Heimkehrer kein vorbildlicher Vater wäre. Aber Doris hat jedesmal die Empfindung, es sei etwas nicht echt und nicht wahr, wenn sich ihr Mann mit dem Kind beschäftigt. Manchmal fängt sie einen raschen, ängstlichen Seitenblick von ihm auf, als wolle er sich vergewissern, daß sie nicht merkt, wie sehr er nur um ihretwegen mit dem Kind spielt.

Eines Abends spricht Doris mit ihm darüber. In der Ecke der Stube ist der Tag schneller gestorben als draußen.

»Klaus«, fragt sie leise, »was ist eigentlich los?«

Er legt die dünne Zeitung weg.

»Was soll los sein, Doris?« Er lacht unsicher.

»Bitte«, fährt sie fort, »sag es ... du bist so verändert ... und das Kind ... manchmal glaube ich, daß du es gar nicht magst

...«

Er schiebt sie sanft weg. Sein Gesicht ist mit einem Male grau. Feldgrau.

»Unsinn«, würgt er heiser, »ich verstehe dich nicht.«

Doris gibt es auf.

Am nächsten Morgen findet sie auf dem Küchenherd einen Zettel:

»Ich komme wieder. Ich muß etwas suchen. Du wirst alles verstehen. Hab' Vertrauen, Doris ...«

Die Buchstaben winden sich vor ihren Augen wie Gewürm

...

Bremsen kreischten, Pfiffe schrillten, Kommandos schallten, Polizisten sprangen von Lastautos. Das Netz, das sie auswarfen, war zufällig und sinnlos. Die Razzia vor dem Münchner Hauptbahnhof stellte eine Fuhré des Schicksals zusammen. Baumlange MP's standen im Hintergrund, kauten auf ihren ewigen Chewing Gums, wickelten sich ihre »stiks« um den Finger und sahen zu, wie die uniformierten Krauts die normalen Krauts zusammentreibten. Sie wurden alle über ein Lastauto geschoren. Ob es nun die alte Frau war, die mit schwarzgekauftem Insulin ihrem zuckerkranken Mann das Leben verlängerte, oder die Sekretärin, die es leid war, mit nackten Beinen herumzulaufen, oder der Amputierte, dessen geschundener Körper nach Morphium gierte, oder der Familienvater, der die Fettstration seiner Kinder umsetzte, um seine Lungen mit Nikotin zu füttern. Sie alle schrien durcheinander und resignierten, als man sie ins Polizeipräsidium karrte.

Der Mann im grünen Lodenhut sagte kein Wort. Er holte seinen Ausweis aus der Tasche und prüfte ihn mit starren Hechtaugen. Gar nichts merken die, dachte der desertierte Obersturmbannführer Westroff-Meyer.

Sie wurden allein vernommen. Zuerst die Frauen. Dann die Halbwüchsigen. Schließlich die Männer. Wer kein Hamstergut bei sich hatte und sich ausweisen konnte, durfte gehen. Niemand entschuldigte sich für den Zwischenfall. Die deutschen Polizisten, die in ihren Uniformen verzweifelt Gasablesern ähnelten, waren viel zu müde dazu. Oder zu gleichgültig. Erst nach Dienstschluß organisierten sie für sich das, wofür sie ihre Mitbürger befehlsgemäß zu jagen hatten.

»So«, sagte ein Inspektor, »Sie heißen Bauer ... stammen aus Berlin ... Beruf?«

»Kaufmann.«

»Und was hatten Sie im Bahnhof zu suchen?«

»Gar nichts.«

»Sehen Sie ...«

»Was heißt das?« braust Westroff-Meyer auf.

»Sie wissen genau, daß das eine Schwarzmarktzone ist.«

»Ich weiß gar nichts.«

Gerade als der Inspektor den Mann mit den falschen Papieren entließ, betrat ein Sergeant der MP das Vernehmungszimmer. Entweder wollte sich der junge GI die Zeit vertreiben, oder er war schlecht gelaunt, oder er spürte instinktiv Abneigung gegen den entlaufenen Obersturmbannführer.

»Stop«, sagte er.

Dann rollte der Jeep in das Headquarters der Militärpolizei, Westroff-Meyer mußte sich ausziehen. Der Sergeant sah am Oberarm das Blutgruppenabzeichen der SS und rief den CIC an. Bis er eintraf, mußte Westroff-Meyer in die Zelle.

Der Leutnant des CIC hatte ein Gesicht mit einer fahlen, grünlichen Haut. Er kannte Dachau und Buchenwald. Er hielt beim Sprechen den Kopf schief und bewegte kaum die Lippen. Er wirkte träge und gleichgültig. Sein Gesicht hatte etwas

seltsam Totes. Er sprach fließend deutsch.

»Also, Sie waren bei der SS?« begann er.

»Ja«, erwiderte Westroff-Meyer kleinlaut, »aber nur Reserve.«

»Dienstgrad?«

»Untersturmführer.«

»Dienststelle?«

Westroff-Meyer zögerte.

»Denken Sie sich Ihre Lügen rascher aus ...«, fuhr der Leutnant fort, während er seine Fingernägel betrachtete. Sie waren in Ordnung.

»Lebensborn«, erwiderte der Verhaftete. Er biß sich gleich darauf auf die Lippe.

Er wollte zu einer längeren, verlogenen Erklärung über Ziele und Methoden dieser staatlichen Aufzucht ansetzen, aber der Leutnant schnitt ihm das Wort ab. Er wußte Bescheid.

»Sie waren nicht in Deutschland ...«, zeterte Westroff-Meyer, »Sie können sich das nicht vorstellen ... natürlich war das alles ein Wahnsinn ... Aber wer etwas dagegen sagte, der riskierte ja seinen Kopf.«

Der Leutnant nickte.

»Sie werden verstehen, daß ich als früherer Corpsstudent mit diesen Leuten gar nichts zu tun haben konnte ...«

»Sie waren Ihnen nicht fein genug?«

»Das auch ... Sehen Sie, meine Verbindung war immer nationalistisch ... aber niemals nationalistisch ...«

»Hm«, erwiderte der Leutnant, so gut wie interesselos, »und Ihre SS war immer nationalistisch, aber niemals national ...«

Der spinnt, dachte der ehemalige Obersturmbannführer. Aber er ist nicht so übel. Vielleicht ein Jude. Vorsichtig sein. Der Führer war ein Arschloch, warum hat er sie bloß nicht alle

umgelegt?

»Sie hatten also«, begann der CIC-Mann mit brutal unterdrücktem Spott, »außer der Tatsache, daß Sie SS-Offizier waren, nichts mit der SS zu tun?«

»Genau.«

»Wenn ich Sie recht verstehe«, fuhr der Amerikaner mit einem abschließenden Blick auf seine Fingernägel fort, »dann haßten Sie sogar diese Leute?«

»Auch das.«

»Dann verstehen Sie auch, warum wir sie einsperren?«

»Sicher.«

»Dann müßte Ihnen sogar daran liegen, daß wir sie einsperren?«

Westroff-Meyer nickte. Sein feister Stiernacken tat ihm den Gefallen.

»Dann könnten Sie uns auch dabei helfen?«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Verhaftete lauernd.

»Es würde Ihre Lage nur verbessern ...« Um die Lippen des CIC-Offiziers sprühte der Ekel.

»Verbessern?«

»Sie wissen genau, daß fast der ganze Stab des Reichssicherheitshauptamts zum Beispiel untergetaucht ist ... mit falschen Papieren ... irgendwo ... in Oberbayern oder im Ausland ... diese Leute interessieren mich«, fuhr der Leutnant träge fort. »Nun fragt es sich erstens, ob Sie wissen, wo sie sind ... und dann zweitens ...«, der CIC-Mann sah zum Fenster hinaus, »ob Sie uns den Weg zu ihnen zeigen ...«

»Und dann?« fragte der ehemalige SS-Obersturmbannführer mit trockenen Stimmbändern.

»Das wird sich finden«, entgegnete der Offizier unverbindlich.

Und so wurde nach einem Zehnminutengespräch aus einem Mörder ein Verräter. Diesmal ging es gegen die eigenen Leute. Warum nicht? Keiner streckt seinen dicken Kopf gerne durch die Schlinge. Galgen sind unschön. Was fällt, soll man noch stoßen! Peinlich, sicher ... aber nichts ist peinlicher, als die eigene Hinrichtung.

Westroff-Meyer streckte fahrig dem Leutnant die Hand hin. Der Offizier übersah sie. Er ging in den Nebenraum und spülte sich mit einem Wasserglas voll Whisky die Verachtung in den Magen.

Dann ging er mit dem ehemaligen SS-Obersturmbannführer auf Reisen ...

Klaus Steinbach sitzt mit leeren Augen in überfüllten Zügen. Er fährt auf Trittbrettern und in Güterwagen. In seinem abgeschabten Offiziersmantel wird er wieder zum grauen Punkt in der fahlen Masse der deutschen Völkerwanderung des Jahres 1945.

Er hat keine Richtung, aber ein Ziel. Er sucht viel mehr als den eigenen Sohn. Er sucht das Glück, das einmal zwischen ihm und Doris war. Und er weiß, daß er es nur finden wird, wenn er den Jungen zurückbringt.

Zunächst läßt er sich vom Instinkt leiten. Alles Leben, das aus der tödlichen Presse der zusammengedrückten Fronten gerettet wurde, floh nach Nordwesten. Klaus schafft Hamburg in acht Tagen. Da erst beginnt die Odyssee nach dem verlorenen Sohn, der keine Eltern hat und keine Heimat und nicht einmal über einen richtigen Namen verfügt. Klaus fragt bei Jugendämtern und auf Pfarrgemeinden, in Diakonissenheimen und in Waisenhäusern. Er stößt auf Achselzucken mit und ohne Mitleid. Einmal bekommt er statt einer Auskunft einen Teller Suppe, und ein andermal wäre er fast verhaftet worden. Nach einem Kind zu fragen, das aus dem Lebensborn kommt, verrät Wissen über eine wahnwitzige

Organisation.

Die Schuhe zerfallen an den Füßen, die Hoffnung zerbröckelt im Gesicht. Klaus besitzt kein Geld mehr, um zu essen, und noch weniger verfügt er über Mut, aufzugeben. Er weiß, daß Erika bis zuletzt in Berlin war. Und solange sie konnte, auf den Jungen achtete. Er hat die Anschriften einiger Verwandter des jungen resoluten Mädchens. Aber bis jetzt taugten die Auskünfte nach Erikas Adresse nichts.

So zieht er weiter, durch Schleswig-Holstein, durch Dörfer, Siedlungen und Städte. Von der Hoffnung hoffnungslos vorwärtsgepeitscht. Die Magd eines Landpfarrers wirft ihm die Tür vor der Nase zu. Im gleichen Moment kommt der Geistliche den Gartenweg herauf. Er hat einen struppigen, alten Kopf mit einer Haut wie ein Lederüberzug. Nur seine Augen leben noch.

»Ja«, sagt der Pfarrer schlicht, als er die Frage von Klaus vernommen hat, »davon weiß ich was.«

Er stopft sich bedächtig die Pfeife, während Klaus über das Seil der Erwartung taumelt.

»Es war einmal eine Frau hier«, beginnt der Priester, »und hat gefragt, ob wir Pfarrstellen hier Waisenkinder aufnehmen könnten ... es waren so Drei-, Vierjährige aus diesen Naziheimen ...«

»Und?« fragt Klaus benommen.

»Ja«, brummt der Pfarrer, »bei mir ging es nicht ... auch für die Nächstenliebe braucht man Platz, und ich habe keinen ... Ich hab' mir die Adresse der Frau notiert.«

Klaus steckt den Zettel in die Tasche. So war es hundertmal. Namen, nichts wie Meilensteine einer namenlosen Verzweiflung.

Der Pfarrer sieht an Klaus vorbei.

»Suchet, und ihr werdet finden ...«, sagt er. Seine Worte

schweben so verloren im Raum, als ob sie den Glauben an die Heilige Schrift verloren hätten.

Sobettelt sich Klaus weiter. Von Tür zu Tür. Nicht um Brot. Sondern um sein Kind. In Kiel. In Lübeck. In Hamburg.

»Wir sind zwar nicht zuständig«, sagen die Beamten, »aber versuchen Sie doch mal ...«

Und wieder hockt der entlassene Offizier auf der Bahn. Mit angezogenen Füßen. Mit tauben Ohren. Mit einem Loch im Magen. Der Regen tropft vom Wagendach. Draußen flitzen die Trümmer vorbei. Unter ihnen Tote. Auf ihnen Unkraut. Neben ihnen Frauen, die mit bloßen Händen die Steine abtragen. Die Größe der Zeit ... Räder müssen rollen für den Sieg. Führer befiehl, wir folgen dir. Die Rattenplage ist unerträglich. Lysol gegen Leichen und Ungeziefer ...

Nach Hause, denkt Klaus müde. Es ist sinnlos. Er wird Doris alles sagen und es wird nicht einmal mehr Überwindung kosten.

»Ich hab' dich angelogen«, wird er sagen, »dein Glück ist eine Lüge ... macht nichts, wenn du damit nicht fertig wirst ... ich bin schon lange daran kaputtgegangen.«

Der Zettel des Pfarrers steckt noch in seiner Tasche. Die Frau wohnt in Hannover? Hannover? Ach ja, Erika hat dort Verwandte. Er hatte sie vergeblich gesucht. Er liest die Schrift: ›Erika Vogel‹ Erika? Seltsam ...

Die Engländer stoppen den Zug in Uelzen. Sie kämmen das Untere nach oben. Es dauert vier Stunden, ehe der Zug weiterfahren kann. Gleichgültig. Die Zeit hat keinen Begriff für die Zeit.

Hannover. Trümmerwohnung am Stadtrand. 15 Menschen in drei geborstenen Stockwerken. In der zweiten Etage hängt ein Schild:

›Vogel ... dreimal läuten.‹

Klaus hört Schritte. Der Zettel flattert aus seiner Hand.

»Erika ...«, sagt er starr.

Sie ist kein Mädchen mehr. Das satte Blond ihrer Haare ist vergilbt. Die fülligen Lippen werden von scharfen Falten eingeengt. Die junge Frau lächelt nicht mehr. Ihr lockerer Witz ist in Berlin zurückgeblieben.

»Ja ...«, erwidert sie mit seltsam regloser Stimme, »ich heiße Vogel ... mein Mann ... Berlin ...« Sie ordnet die Worte und setzt hinzu: »Ich bin Witwe ... und Sie suchen Ihr Kind ...«

»Ja«, entgegnet Klaus fahl.

Erikas Gesicht bleibt starr, als sie zu dem kraftlos in den Türrahmen gelehnten Vater sagt:

»Ich weiß, wo es ist ...«

Der Jeep rollte kreuz und quer. Der CIC-Leutnant saß vorne rechts neben dem Fahrer. Hinten kauerte Westroff-Meyer und steuerte die Denunziation. Ab und zu wies der amerikanische Offizier mit einer Geste den Fahrer an, ihm eine Zigarette zu geben. Auch die Lebensmittel erhielt der ehemalige SS-Obersturmbannführer aus zweiter Hand. Der Leutnant demonstrierte, daß er seinen Helfer nicht einmal mit der Beißzange anfassen wollte.

Er sagte nichts. Kein Wort auf der ganzen Fahrt. Seit er das Grauen von Dachau gesehen hatte, graute ihm vor dem Sprecher.

Immer das gleiche: der Wagen stoppte, Westroff-Meyer nickte. Der Leutnant nestelte an seiner Pistolentasche. Sie gingen zu dritt auf das Haus zu. Sie klingelten. Sie stürmten an der Frau oder dem Mann vorbei, der die Tür öffnete. In den Keller marsch, marsch, oder auf den Boden. Immer dasselbe betroffene Gesicht. Und immer die nämlichen, unsteten Augen und das bestätigende Kopfnicken der Resignation. Wieder einer gefaßt. Meistens mit Recht.

Der ehemalige Obersturmbannführer kannte die Schlupfwinkel seiner alten Kameraden gut. Seine Informationen saßen auf Taille. Von Station zu Station wirkte er zufriedener. Er lebte sich in seine Aufgabe ein, und seine Aufgabe lebte vom Verrat. Seine Gemeinheit bekam Beine, und die Beine liefen schneller als der Jeep. Der Wagen holperte durch die amerikanische Zone. Seine Achsen hämmerten im Rhythmus des Marsches: Alte Kameraden ...

Wieder stoppte der Wagen. Vor einer Villa. Hier hatte sich der Sturmbannführer Schultes verkrochen, früher einmal einer der besten Freunde Westroff-Meyers. Er wurde gefunden. Er sah in das ausdruckslose Gesicht des CIC-Leutnants. Dann pendelte sein Blick zu Westroff-Meyer. Er begriff:

»Du Sau!« sagte er, »du beschissene, erbärmliche Drecksau!«

Westroff-Meyer schlug ihm ins Gesicht.

Der Leutnant nickte und spuckte aus.

Nach drei Wochen hatte der ehemalige Obersturmbannführer seinen letzten Kumpan den Amerikanern ans Messer geliefert.

»Ich bin fertig«, sagte er zu dem Leutnant.

»Denken Sie scharf nach, Herr Bauer.«

»Ich habe Ihnen 14 SS-Funktionäre übergeben ...«

»Sie haben ganz gut gearbeitet«, versetzte der CIC-Offizier fast schläfrig, »aber einer fehlt noch.«

»Einer?«

»Ja ... der ehemalige Obersturmbannführer Westroff-Meyer ... kennen Sie ihn, Herr Bauer?«

»Nein«, antwortete der Denunziant tonlos.

»Aber ich ... ich verhaftete Sie hiermit wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, begangen in Polen, in Hunderten von Fällen ...«

Der Leutnant spuckte zum letzten Male aus.

»Das ist Betrug«, brüllte der ehemalige Obersturmbannführer. »Laßt mich gehen! ... Ich sage euch alles ... was ihr wollt ... aber mich doch nicht! Ich hab' doch nichts getan! Das war doch nur die Vomi!«

»Die sogenannte Volksdeutsche Mittelstelle, ja – mit der haben Sie immer zusammengearbeitet!«

Der Leutnant winkelte träge das Bein ab und trat ihn gleichgültig in den Unterleib.

Der ehemalige Obersturmbannführer sackte zusammen. Von da ab lebte er unter dem Strick, der leider viel zu kurz war, um alle Leute seines Schlages zu hängen ...

19. KAPITEL

Das Waisenhaus ist bei Flensburg. 77 Kinder des Lebensborns. Und nur eines wird gesucht. Die Kinder bleiben beamtetem Mitleid oder zeitgebundener Gleichgültigkeit überlassen. Konkursmasse des Dritten Reiches. Kinder ohne Mütter, ohne Liebe, ohne Zuhause, grau uniformiert, elendes, armseliges Strandgut einer Zeit, die nach Milchkarten rechnet, das Brot rationiert und die Fürsorge behördlich regelt. Endstation Lebensborn ...

Erika begleitet Klaus.

»Es ist besser so«, sagt sie, »mich kennen die Leute schon. Ich habe einen Teil der Kartei gerettet, und mache eine Art Abwicklung für den Lebensborn ...«

»Sie sind ein feiner Kerl, Erika.«

»Ich bin fertig«, erwidert die junge Frau wie versteinert, »fertig mit allem.«

Am Nachmittag betreten sie das Heim. Erika spricht mit der Verwaltung. Es dauert lange. Klaus kämpft gegen Gespenster.

Dann kommt der Heimleiter. Sein Blick ist streng. Erikas Gesicht bleibt ausdruckslos. Klaus zuckt zusammen.

»Schon gut, daß Sie kommen«, sagt eine rostige Stimme, »je mehr wir loswerden, um so besser.«

»Ich wollte ... ich möchte ... ich bin«, beginnt Klaus. Die Fetzen vorbereiteter Sätze rennen gegen offene Türen.

»Wann wollen Sie fahren?« fragt der Heimleiter.

Klaus schluckt.

»Am liebsten sofort.«

»Sehr gut ... es ist schnell gepackt. Das Kind hat ja nichts ... Unterschreiben müssen Sie noch.«

Erika sieht zum Fenster hinaus.

Als Klaus ein paar Minuten später den Kopf vom Formblatt hebt, steht eine Pflegerin in der Tür. Sie hält an der Hand einen blassen, vielleicht dreijährigen Jungen. Er trägt einen grauen Anstaltskittel, der ihm zu weit und zu lang ist.

»Mein Gott«, sagt Klaus. Er schwankt auf die Tür zu. Er sieht in das blasse Gesicht seines Jungen.

»Klaus ...«, sagt er leise.

Das Kind weint.

»Er fürchtet sich vor allen Fremden«, erklärt die Pflegerin.

»Natürlich«, antwortet Klaus. Seine Stimme vibriert.

Behutsam nimmt er den Jungen auf den Arm.

»Ich ... ich bin ... vor mir brauchst du keine Angst zu haben ... ich bin dein Vater ...«, sagt er bittend.

Aber der kleine Junge weiß nicht, was ein Vater ist. Er weint leise vor sich hin, während Klaus mit ihm aus dem Zimmer geht. Er denkt an sein Schicksal, das ein fremdes Kind voller Vertrauen zu ihm aufsehen lässt, während der eigene Junge vor dem Vater den Kopf verbirgt. Und mit dem Gewicht seines Kindes auf dem Arm spürt er die ganze Last eines ungeheuerlichen Unrechts, das er drei Jahre lang für Doris ertrug.

»Das gibt sich«, sagt Erika neben ihm. Sie fährt mit klammern Fingern dem Jungen leicht über den Kopf.

»Ich weiß«, entgegnet Klaus Steinbach automatisch.

Als er sich von Erika trennt, in der verschmutzten Halle eines stickigen, überfüllten Wartesaals, ist das Kind auf seinen Knien eingeschlafen. Die Lippen sind halb geöffnet, und eine der kleinen Fäuste klammert sich fest an die Jacke von Klaus, als griffe der kleine Junge nach einem Halt, nach Liebe, nach Vater und Mutter.

Mit der freien Hand greift Klaus über den Tisch nach Eriks

Arm.

»Vielen ... vielen Dank«, murmelt er.

»Nichts zu danken.«

»Erika«, setzt er an. Er kommt nicht weit.

Die junge Frau nickt. Ihre Augen sind naß. Sie beugt sich noch einmal über das schlafende Kind.

»Ist ja ... alles gut geworden«, sagt sie mit gefrorener Stimme.

»Wir müssen alle wieder lernen, zu leben«, erwidert Klaus brüchig.

»Ja«, entgegnet Erika. Dann dreht sie sich brüsk um und geht mit leerem, hohlem Schritt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, die Schultern leicht gegen den Boden gebeugt, mit den Gedanken in Berlin, das die Russen stürmen, und fünf oder acht kommen auf sie zu, in braunen Uniformen, mit breiten, aufgedunsenen, gierigen Gesichtern ...

Drei Tage braucht Klaus zum Rückweg. Die Freude wechselt mit Angst. Und die Angst wird von der Mutlosigkeit abgelöst. Die letzten Schritte durch das kleine Dorf geht der frühere Hauptmann so schleppend, als hätte er Bleiklumpen an den Füßen. Er wagt nicht, sich umzusehen. Die Bauern kennen ihn alle. Sie sagen:

»Grüß Gott, Herrn Steinbach ... wieder im Lande?«

Dann sehen sie verwundert dem fremden Kind nach.

Der kleine Junge trippelt an der Hand seines Vaters. Er ist schon ganz zutraulich geworden, auch wenn er das Wunder noch nicht begreift.

»Wohin gehen wir?« fragt er.

»Nach Hause«, antwortet Klaus Steinbach.

»Nicht nach Hause ...« bettelt das Kind ... Für den Jungen ist das Zuhause das Heim, und dorthin will er nicht zurück.

»Zur Mutti«, erwidert Klaus heiser.

»Mutti?« Der Dreijährige schüttelt fragend den Kopf.

So gehen sie auf das Haus zu. Klaus sieht Doris schon von weitem. Sie wendet ihm den gebeugten Rücken zu, während sie Unkraut im Garten jätet. Klaus möchte einfach auf sie zugehen und sie zärtlich in die Arme nehmen. Auf einmal spürt er nichts mehr von seiner Sorge. Er hebt das Kind in Höhe des Gartenzauns.

»Ruf mal: Mutti!« raunt er seinem Kind ins Ohr ...

Langsam dreht sich Doris um. Sie erkennt Klaus, richtet sich auf. Die Hacke gleitet zu Boden. Ihr Gesicht belebt sich. Sie wischt sich mechanisch die Hände an der Schürze ab und kommt näher, sieht Klaus, ihren Mann, ernst an. Er nickt ihr zu. Er hält sein Kind an der Hand fest, das neugierig und etwas erschrocken die fremde Frau ... die eigene Mutter betrachtet.

»Bist du wieder da?« fragt Doris leise.

»Ja«, antwortet Klaus, »und diesmal für immer ... und nicht allein ...«

Die Augen von Doris streicheln das Kind. Automatisch entspannt sich ihr Gesicht. Sie will etwas fragen. Die Lippen zucken hilflos. So steht sie einen Moment hölzern da, während Klaus ohne weitere Einleitung sagt:

»Sieh' ihn dir einmal ganz genau an ...«

Der Blick von Doris gleitet ab, saugt sich an dem Jungen fest. Ihr Mund öffnet sich halb. Nie wird Klaus diese erste Sekunde des Erkennens vergessen. Und immer wird er wissen, wie schön es war, dafür gelebt und gekämpft zu haben.

»Nein«, sagt Doris wie benommen. Der Schock ist so groß wie die Freude, der Zweifel so stark wie die Ahnung. Sie stützt sich schwer am Zaun fest.

»Klaus«, sagt sie leise, »bitte ... das gibt es nicht ... das ...«

»Doch«, antwortet er ruhig, »das ist wirklich dein Kind ...

unser Kind ... nicht wahr, Klaus?«

»Ja«, erwidert der Dreijährige ernst und folgsam. Da geht Doris auf ihn zu, zieht ihn an sich. Der Kleine will zurückweichen. Dann lacht er, schlingt die dünnen Arme um die erste, einzige Mutter seines bescheidenen Lebens.

So zieht ihn Doris ins Haus. Als Klaus Steinbach langsam und nachdenklich die Diele betritt, stehen dort seine beiden kleinen Buben nebeneinander. Doris kniet zwischen ihnen.

»Siehst du, Klaus«, sagt sie lachend wie weinend, »das ist dein Brüderchen ...«

Sie sagt es zum einen wie zum anderen. Sie heißen ja beide Klaus.

Der Schock löst sich in Tränen auf. Sie laufen der jungen Frau über das Gesicht. Sie steht auf, lehnt sich gegen ihren Mann.

»Wie kam ... Was ist ...«, fragt sie betroffen.

»Später ...«, entgegnet er.

Doris sieht ihn ängstlich an.

»Es bleiben beide unsere Kinder?«

»Beide«, erwidert Klaus fest, fast feierlich.

»Und du willst das wirklich?«

»Ich wollte nie etwas anderes«, antwortet Klaus, nun echter Heimkehrer aus dem Krieg, friedlich und befriedet, glücklich und beglückt, weich und gelöst, hart geworden und weich geblieben. »Aber ich konnte es dir nicht sagen, ohne dich unglücklich zu machen ... und deshalb hast du mich nicht verstanden ...«

»Mein Gott«, erwidert Doris.

Und in dieser Sekunde begreift sie alles, die Last, die er trug, das Opfer, das er brachte, die Verzweiflung der letzten Jahre, die Lüge der Menschlichkeit, die ihn so unmenschlich quälen

mußte. Und so steht sie beinahe ergriffen vor ihm, liebt ihn wie nie zuvor, legt ihre Arme um ihn, drückt sich gegen ihn.

Es ist die erste, echte Umarmung seit dem Ende des Krieges
... •

Westroff-Meyer trug nicht das Antlitz eines Menschen, sondern die Fratze des Teufels. Er trommelte mit den Fäusten gegen die graugetünchten Wände. Aber die Mauern hielten so dicht, wie die Beweise vor Gericht. Er riß sich die Kleider in Fetzen. Sein Atem rasselte stechend durch die Lungen. Er brüllte, schrie, tobte. Er weinte. Er lachte. Er bereute und er tötete in der nächsten Minute wieder. Er bat die Menschen, die er haßte, um Gnade. Er bot ihnen alles, außer dem Leben. Das Mitleid mit sich selbst raste durch seinen Körper.

In diesen Stunden wollte er Tote lebendig machen. Aber sie waren vermodert. In Polen. Frauen, Kinder, Männer ... vergast, erstochen, zertrampelt, erschossen, verscharrt, vernichtet, liquidiert. Ihr letzter Blick, ihr letzter Fluch, ihr letztes Gebet hatten sich zu erfüllen.

An dem früheren SS-Obersturmbannführer Westroff-Meyer, dessen Uhr abgelaufen war.

In sieben Stunden. Die äußerste Strafe war mild genug: ein einziger Tod für das Leiden in Polen, für die Gehängten an den Bäumen, für den Verrat an den Kameraden, für jede Art von Gemeinheit, Verbrechen und Perversion.

Das Urteil war gesprochen. Das Gnadengesuch verworfen. Der Henker bestellt. Der Sarg geöffnet. Aus dem aufgeworfenen Grab griff die Schuld mit Knochenarmen nach ihm, nach seinem Hals, nach seinen Haaren, nach seinem Atem, nach seinem Herzen.

Er stand und horchte. Er stöhnte und röchelte.

Der Priester kam.

»Wollen Sie Ihr Gewissen erleichtern?«

»Nein!« brüllte Westroff-Meyer.

Dann holte er den Mann im schwarzen Rock zurück.

»Ja«, sagte er, »ich habe ...«, begann er, »ich bin ein ... ich bitte um ... ich wollte doch nicht ...« Dann fuhr er hoch.

»Nein!« brüllte er, »ihr bringt mich nicht um! Ich bin unschuldig! Ich habe nichts getan! Laßt mich leben!«

Der Henker hatte Zeit. Fünf Stunden noch.

Die Zelle drehte sich wie ein Kreisel. Der Strick zerrte am Hals. Er würgte und drückte. Westroff-Meyer hörte den Ruck. Er sah den leeren Sarg, das Grab, die Erde. Er heulte. Er warf den Schemel gegen die Wand.

Am Guckloch erschienen die Augen des Postens. Augen ohne Mitleid. Mitleid wäre in die Gosse geschüttet, Erbarmen tödlich. Wer Blut vergießt, des Blut soll vergossen werden ... Wer Gott aufs Herz tritt, hat ohne Gott zu sterben.

Westroff-Meyer kauerte wieder stumpf auf seinem Hocker. Er saß in diesen Minuten, die die letzten seines Lebens waren und sich dehnten wie Gummiseile, wieder auf der Anklagebank von Nürnberg. Er kämpfte, leugnete, denunzierte. Er versuchte, die anderen in den Strudel hineinzuziehen, um aus dem faulig-braunen Tümpel herauszukommen. Er wollte die in Blut gebadete Hand zum Meineid heben. Er bat und wimmerte. Nur die Schuld ist so würdelos und feige. Und rings um den Angeklagten wob sich die Verachtung zu einem Leichtentuch.

Die Gerechtigkeit war nicht so uniformiert wie die Richter. Sie wußten zu unterscheiden. Der biedere Standartenführer aus der Verwaltungszentrale des Lebensborns in München wurde freigesprochen. Westroff-Meyer, der blutige Herodes von Polen, hatte zum Galgen zu marschieren. Mit eigener Kraft oder mit fremder, einsichtig oder verstockt, versöhnt oder mit Haß auf den Lippen, dessen Gefolgsmann er war. Der Strick stellt keine Fragen ...

Schritte. Die rostige Tür. Der bullige MP-Mann. Ein Kopfnicken. So endgültig wie der Tod. Ein Zögern. Ein Griff.

200 Meter noch. Westroff-Meyer blieb stehen. Er schlug mit den gefesselten Fäusten um sich. Es half ihm nicht mehr als die flehend erhobenen Hände den Müttern in Polen. Sein Herz knatterte in den Ohren wie ein Maschinengewehr. Seine Lippen wurden dick. Sein Gesicht verfiel. Sein Leben zerrann. Nur die Angst wuchs ins Unendliche.

Seine Schreie hallten von den Wänden wider. Sein Sterben war so abscheulich wie sein Leben. Und so erbarmungslos. So brutal. Selbst noch so egoistisch.

Fünf Holzstufen noch bis zum Grab. Drei Schritte noch bis zum Henker. Fünf Sekunden noch bis zum Strick. Die Schlinge. Die Kapuze. Nein, das tun sie nicht! Keiner hat das Recht, mich zu töten! Man darf nicht sterben lassen! Niemand darf das! Jedem gehört sein Leben. Ihm allein. Und es hat natürlich zu enden, nicht an einem Stück Seil

Sie stützten ihn nicht mehr, sie zerrten ihn. Nicht einer der Soldaten und Zivilisten, die Westroff-Meyer in den letzten Tagen des Krieges an den Baum knüpfen ließ, starb so lange, und so leer, und so würdelos ... und so gründlich.

Solang er noch sprechen konnte, schrie er nein. Die Kapuze dämpfte seine Stimme. Sie war noch laut genug. Das schwarze Tuch machte ihn blind, bevor sein Blick brach.

Der unmenschliche Ruck, der ihm den Halswirbel zerbrach, war ein Akt der Humanität.

Die Zeit normalisierte sich. Die ersten Trümmerberge wurden gerodet. Die Wunden des Krieges heilten langsam und schmerzvoll. Das Leben ging weiter. Für Klaus, Doris und die beiden Kinder in ihrer süddeutschen Heimatstadt. Der frühere Fliegerhauptmann studierte an der Universität Jura. Er hatte sich rascher vom Krieg gelöst als die Zeit. Und das Gespenst des hingerichteten Westroff-Meyer lag so weit hinter ihm wie

sein Ritterkreuz.

Die Familie hatte eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung gefunden. Der Vater von Klaus half nach. Die Kinder wuchsen wie Zwillinge auf, tobten im Garten, verprügelten und liebten sich. Doris war vollauf mit ihnen beschäftigt. Und sie nahm ihr Versprechen ernst: keinen von beiden zu benachteiligen oder zu bevorzugen. Sie liebte sie gleich, den richtigen wie den falschen, der von der Familie Steinbach adoptiert worden ist und jetzt den Vornamen Martin führte. Längst hatte der richtige Klaus das Wort ›Mutter‹ sagen gelernt ohne zu stocken oder rot zu werden. Das Glück war bescheiden und die Bescheidenheit glücklich. Gegenwart und Zukunft verwuchsen zu einem geraden Pfad in den Frieden.

Auch für das Strandgut des braunen Jahrzwölfts, für Tausende von herrenlosen Kindern. Viele von ihnen fanden deutsche Pflegeeltern. Andere wurden von amerikanischen und englischen Familien adoptiert. Die in Polen geraubten Jungen und Mädchen konnten, soweit identifiziert, ihren Eltern zurückgegeben werden.

Der Lebensborn-Kinder nahmen sich die Kirchen an, erzogen sie zu Menschen im Glauben an Gott.

Der Lebensborn, diese wahnwitzige, perverse Organisation, von der Millionen nichts gewußt hatten, war tot. Himmlers im kleinsten Kreis geäußerter Plan, nach dem Krieg jede unverheiratete 30jährige Frau zwangsweise zur Mutter mindestens eines ›Führerkindes‹ zu machen, vermoderte zwischen den Gerichtsakten. Der Reichsführer SS war gestorben. Die Zähne, die die Giftampulle zerbissen hatten, waren dem Galgen zuvorgekommen. Die Familie, die Natur, die Moral, der Anstand, die Vernunft waren über die braune Diktatur hinweggeschritten.

Noch einmal schlug die Zeit zu, die Klaus und Doris vergessen wollten. Es war Spätnachmittag. Die Kinder spielten

im Nebenzimmer. Klaus brütete über einem dicken, juristischen Kommentar. Da klingelte es zaghaft.

Die dünne Frau in der Türe war müde; sie hatte einen weiten Weg hinter sich. Sie stand da, hilflos, bittend und fremd. Ihr Gesicht log. Sie war noch keine 40 Jahre alt. Das Leid hatte Tränenbäche in ihre Haut gefressen. Sie kam aus Polen.

»Ich bin«, sagte sie mit hartem gutturalen Deutsch, »Frau ...« Sie mußte ein paarmal ansetzen, um ihren Namen nennen zu können, und selbst da blieb er noch unverständlich.

Klaus legte im plötzlichen Begreifen den Arm um die Schultern von Doris.

»Darf ich ... darf ich mich setzen?« fragte die Frau aus Polen.

Klaus nickte.

»Sie ... Sie haben mein Kind ... Ich habe es überall gesucht ... seit Monaten ... Ich bitte Sie, geben Sie mir mein Kind zurück ...«

Sie hob die Hand. Ihr Gesicht zuckte. Sie verlangte nur ihr Recht. Sie wußte, daß dieses Recht wehtun mußte. So hatte Klaus ausgesehen, als er auf der Suche nach seinem Sohn war, als er nichts wie Absagen mit und ohne Mitleid erhalten hatte, als er aufgeben wollte, müde wurde, am Ende war.

»Es ist ... unser Kind«, antwortete Klaus mit fremder Stimme.

»Niemand darf mir mein Kind nehmen ... damals ... geraubt ... Mein Mann ... tot ... Ich hab' doch nichts mehr auf der Welt ... sonst ...«

»Mein Gott«, murmelte Doris mit blassen Lippen.

»Darf ich es ... wenigstens sehen?«

Klaus nickte knapp. Er ging auf die Türe zu. Die Frau aus Polen folgte ihm. Klaus öffnete sie mit einem Ruck. Zwei Kinder betrachteten die fremde Frau. Zwei Kinder, die sich

zum Verwechseln ähnlich sahen. Und so, wie Klaus einmal in einem Lebensborn-Heim über die Antenne des Blutes sofort sein Kind erkannt hatte, ging die Polin jetzt auf das ihre zu.

Der falsche Klaus, der jetzt Martin hieß, wich ängstlich zurück, lief weinend zu Doris klammerte sich am Rock seiner Mutter fest die nicht seine Mutter war.

»Sehen Sie«, sagte Klaus hart.

Die Liebe zu Doris ließ ihn lieblos zu der anderen Frau sein. Er überlegte: Martin war von ihnen adoptiert worden. Die Adoption mußte angefochten werden. Der Prozeß kann Jahre dauern. Langes Tauziehen zweier Frauen, die das Beste wollten und sich hassen müßten. Und in der Mitte das Kind. Und Doris zog links, und die polnische Mutter rechts.

»Ich ... ich komme wieder ...«, sagte die Polin. »Ich weiß, daß ...«

Klaus winkte ab.

Doris war wie versteinert, blaß, sprach kein Wort. Klaus redete auf sie ein. Die beiden Kinder hatten sich beruhigt, spielten, lachten, tollten herum.

Mitten in der Nacht erwachte Klaus. Doris fehlte. Der frühere Fliegerhauptmann stand auf, ging in das Nebenzimmer. So fand er Doris, als Schatten zusammengekauert, neben den beiden Betten. Die Kinder schliefen. Der eine Junge links, der andere rechts. Die Augen der jungen Frau ruhten auf Martins Gesicht. Sie streichelte es. Sie weinte lautlos. Sie wußte, daß es ein Abschied war. Für immer.

»Wir geben ihn nicht her«, sagte Klaus heftig. »Wir werden ...«

»Nein«, erwiderte Doris weich. »Wir müssen auf Martin verzichten.«

Sie drehte sich um. Ihr nasser Blick suchte seine Augen.

»Klaus«, sagte sie geduldig und tapfer, »wir beide, nicht, wir

wissen, was es heißt ... wenn einer Mutter das Kind genommen wird ...«

»Doris –«, antwortete Klaus leise.

»Ja«, entgegnete die junge Frau. »Wir müssen ... Ich sehe das ein. Wenn es nur nicht so ... so fürchterlich weh täte ...«

Der Tag kam. Die Polin fand Worte des Dankes und der Freude in einer Sprache, die keiner verstand. Ihr Kind drängte sich weit weg, flüchtete wieder zu Doris.

»Du machst Besuch bei der Tante«, sagte die junge Frau tapfer. »Du kommst wieder!«

Sie log im Namen der Menschlichkeit. Klaus stand mit leerem Gesicht daneben.

»Ganz bestimmt, Mutti?« fragte Martin.

»Ja, mein Kind ...«, versetzte Doris, und zum letztenmal durfte sie einen Jungen, auf den sie verzichten mußte, ihr Kind nennen.

Die richtige Mutter nahm Martin mit sanfter Gewalt am Arm, zog ihn weg.

Doris und Klaus standen am Fenster, sahen den beiden nach. 50 Schritte noch, dann kam die Ecke, der letzte Blick, der Abschied. Klaus preßte Doris heftig an sich. Sie merkte es nicht. Die Tränen zogen einen Schleier über ihre Augen. Auch die polnische Mutter weinte. Auch der kleine Martin, und sein verwaister Zwillingsbruder Klaus.

So vollzog sich an ihnen allen das Symbol dieser Zeit, die Brücke, die den Menschen über alle Sprachen, über alle Grenzen, über alle Verbrechen hinweg verband: Tränen, nichts wie Tränen – ein Ende, und ein Beginn.

Der Zweite Weltkrieg in Romanen und Tatsachenberichten als
Heyne-Taschenbücher

TATSACHENBERICHTE

Cajus Bekker	Angriffshöhe 4000 975/DM 6,80
Jochen Brennecke	Haie im Paradies 664/DM 4,80
	Gespensterkreuzer HK 33 5130/DM 4,80
Richard Collier	Adlertag 858/DM 5,80
Adolf Galland	Die Ersten und die Letzten 129/DM 5,80
Leonce Peillard	Geschichte des U-Bootkrieges 1939-1945 5060/DM 6,80
John Deane Potter	Durchbruch 5158/DM 5,80
Herbert A. Werner	Die eisernen Särge 5177/DM 6,80

ROMANE

Willi Heinrich	Alte Häuser sterben nicht 5173/DM 5,80
Hans Hellmut Kirst	Aufstand der Soldaten 5133/DM 5,80
	Fabrik der Offiziere 5163/DM 7,80
Heinz G. Konsalik	Strafbataillon 999 633/DM 3,80
	Der Arzt von Stalingrad 847/DM 4,80
Wolfgang Ott	Haie und kleine Fische 5079/DM 6,80
Wolfgang W. Parth	Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück 5085/DM 6,80
Leon Uris	Mila 18 882/DM 7,80
	QBVII 5068/DM 5,80

WILHELM HEYNE VERLAG
8 MÜNCHEN 2 TÜRKENSTR. 5-7